This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

ANDOVER-HARVARD LIBRARY
AH 4SPB 9

933.3
H967gc
1867
v.2

H. eccl.

Geburt und Wiedergeburt.

Von

Friedrich von Hurter.

Zweiter Band.

XXVI 8
0016

Geburt

und

Wiedergeburt.

Erinnerungen aus meinem Leben und
Blicke auf die Kirche.

Von

Friedrich von Hurter.

Dirupisti vincula mea; tibi
sacrificabo hostiam laudis.

Zweiter Band.

Vierte, mit des Verfassers Zustimmung verkürzte Auflage.

BIBL. COLL.
COLOCENSIS S.

Schaffhausen.
Verlag der Hurter'schen Buchhandlung.
1867.

BIBLIOTHECHE COLLEG. COLOC. SOC. JESU

Druck von C. Krebs-Schmitt in Frankfurt a. M.

An Herrn * * *

Gerade bei Empfang Ihres Briefes wollte ich die zweite Hälfte des durchgesehenen Exemplars meiner Schrift an die Verlagshandlung abgehen lassen. Was Sie mir über den Eindruck, den dieselbe auf Sie und mehrere Ihrer Freunde gemacht habe, bemerken, soll mich nur zu Dank gegen Gott veranlassen, wenn er mich würdigte, manche Saite zu berühren, welche in gleichgestimmten Gemüthern ihren Wiederklang findet.

Der Bemerkung, ich hätte in meine Schrift Verschiedenes hineingezogen, was zu meiner Person bloß in untergeordneter Beziehung stehe, und ein mäßigerer Umfang würde derselben mehr Leser und vielleicht größere Wirkung verschafft haben, kann ich doch nur theilweise beipflichten. Letzteres möchte wahr sein; bezüglich des Ersteren glaube ich aber entgegnen zu dürfen: obwohl Verschiedenes seine Veranlassung in Beobachtungen auf Reisen gefunden, dürfte doch nichts berührt worden sein, was nicht mit religiösen und kirchlichen Fragen der Gegenwart und hiedurch mit meiner innern Entwicklung in naher Verwandtschaft stände.

Daß bei einer zweiten Auflage der Schrift das Eine oder Andere wegfallen oder abgekürzt werden könnte, fühle ich sehr wohl. Allein Sie wissen aus Erfahrung, wie viel leichter es ist, dem zweiten Abdruck eines Buches hinzuzufügen, als daraus wegzulassen; daß bei einem solchen, welches entgegengesetzter

Beurtheilung nothwendig unterliegen muß, das Letzte noch schwieriger wird, muß Ihnen gewiß einleuchten; schwieriger deßwegen, weil Gehässigkeit und Verdrehungssucht hierin einen bequemen Anknüpfepunkt finden könnten. Mögen dieselben jetzt daran sich halten, daß ich auch das Erstere nicht vermieden habe. Meinethalb! Es kann bei Schriften solcher Art von einer streng einzuhaltenden Form kaum die Rede sein; was an ihnen für den Einen Veranlassung zum Tadel wird, dem zollt der Andere Beifall. Die Frage, welche Alle zugleich stellen dürfen, lautet: ist der Verfasser durchweg wahrhaftig, hat er sich nicht anders gegeben, als wie er ist? Hierüber soll nicht seine Person, sondern seine Schrift Zeugniß geben.

Venedig, am Aller Seelen Tag.
1845.

F. H.

933.3
H967gc
1867
v. 2

Inhalt.

	Seite
Blicke auf die alte Kirche	1
Blick auf die Kirche im XVI. Jahrhundert	3
Die Kirche von Gott	7
Fortbildung des Proteſtantismus	12
Erneuerung und Zukunft der Kirche	19
Die Union der Proteſtanten	20
Dogmatiſche Studien	27
Von Wiedervereinigung der Getrennten	32
Unentſchiedenheit	39
Reiſe nach Paris. — Weihe einer Kirche	41
Paris. — Erſter Eindruck	43
— — Die Marienandachten	46
— — Kirchliches Leben	50
— — Chriſtliche Wohlthätigkeit	52
— — Oeuvre de la sainte enfance	58
Verſailles. — Ludwig XIV	61
Paris. — Würde des Gottesdienſtes	62
— — Der Streit um Unterrichtsfreiheit	65
— — Kirchenbeſuch	83

	Seite
Paris. — Die Kirchengebäude	85
— — Der Gallicanismus	90
— — Geschichtsstudium	95
— — Herrn Digby's Ages of faith	98
— — Die französische Geistlichkeit	100
— — Schulbrüder und Schulunterricht	113
Heimkehr von Paris	117
Innocenz Schrift über die Messe	118
Betrachtungen über die heil. Messe	126
Vorsatz nach Rom zu gehen	132
Fahrt über den St. Gotthart	135
Die Reliquien des heil. Augustinus zu Pavia	138
Eröffnung meines Vorhabens	143
Erinnerungen an den heil. Franz	146
Ankunft in Rom	148
Rom. Die heil. Woche	149
Wirkung der kirchlichen Feierlichkeiten auf mich	151
Audienzen bei Seiner Heiligkeit	153
Lebensweise des Papstes	161
Die Almosen des Papstes	163
Unterhandlungen über das Bisthum St. Gallen	165
Rom. Die Cardinäle	180
Die Jesuiten	183
Die Jesuiten. — Gründe ihrer Aufhebung	185
— — — Angewendete Rechtsformen	193
— — — Mariana's Schrift	195
— — — Die Könige gegen sie gestimmt	198
— — — Schriftstellerei wider sie	199

Seite

Die Jesuiten. — Zeugnisse für sie 205
— — — Ursache ihrer Verfolgung 213
— — — Der allgemeine Kirchenhaß 215
— — — Veränderung in der Erziehung . . . 218
Die Jesuiten und die Revolution 220
Die Jesuiten. — Ihre Wiederherstellung 222
— — — Ihre Widersacher 223
— — — Als Erzieher gehaßt 224
— — — Ihre vermeinte Herrschaft 228
— — — Besuche auf der Rückreise 230
Die Jesuiten und der Radicalismus 232
Rom. — Der Mariencultus 244
— — Christliche und heidnische Alterthümer . . . 246
— — Die Katakomben 248
— — Conversionen 253
— — Ultramontanismus 255
— — Das Fronleichnamsfest 260
— — Landhauptmann Müller's Kinder 262
— — Physiognomie desselben 264
Abreise nach Neapel 266
Monte-Cassino 268
Kurzer Aufenthalt auf Monte-Cassino 273
Heimliche oder öffentliche Rückkehr in die Kirche . . . 274
Neapel. — Das Blut des heil. Januarius 275
— — Charakter des Volkes 312
— — Christenthum und Geistlichkeit 320
— — Das chinesische Collegium 324
— — Gelehrsamkeit 326

Seite

Neapel. — Von Gleichheit der Menschen 329
Rom. — Vom Schulwesen 333
— — Ausstattnng armer Mädchen 339
— — Wohlthätigkeit 336
— — Spital San Spirito 341
— — Das Hospitium San Michele 343
— — Geisteskranke und Selbstmörder 345
Entschluß zur Rückkehr in die Kirche 347
Was die Rückkehr in die Kirche fordere 349
Die Aufnahme in die Kirche 354
Bethätigung der Aufnahme in die Kirche 360
Einfluß der Rückkehr auf den Menschen 361
Rückreise. — Modena 364
— — Parma 370
— — Verona 371
— — Der Ritten 375
— — Zirl 373
St. Gallen. — Berichte von Haus 376
Bemerkungen über das Vorgefallene 378

Von jenem tumultuarischen Wesen, unter welchem in allen Ländern die Reformation hervorbrach und in den einen Geltung, Anerkennung und Herrschaft zu gewinnen versuchte, in den andern hiezu es brachte, mußte nothwendig der Blick wieder zurück sich wenden auf die alte Kirche überhaupt, im besondern aber auf die Anfänge der Verbreitung des Christenthums.

Wie anders als diese hastigen Glaubensverbesserer, die mit Gewalt den alten Bau niederreißen und nach ihrem Sinne einen neuen aufführen wollten, haben nicht jene gehandelt, „deren Ruf ausgegangen ist in alle Lande und deren Wort erschallt hat von einem Ende der Erde zu dem andern!“

Haben auch sie die Gnadenbotschaft verkündet, das Kreuz aufgerichtet, das wahre Gotteslicht angefacht, den Weg, die Wahrheit und das Leben dargewiesen, in die Liebe Gottes gepflanzt, was zuvor nicht seine Liebe war, haben auch sie diese alles bewerkstelligt unter Auflehnung, Eigendünkel und Streitsucht, durch Raub und Hader, durch Keulen und Schwerter, durch Blutgerüste und Verbannungen? Welche Aehnlichkeit zwischen jener langen Reihe erlauchter Namen, die mit Clemens von Rom beginnend, durch die ersten vier Jahrhunderte (um bloß auf diese mich zu beschränken) herabläuft, und denjenigen Namen, welche die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts nennt, läßt sich aufweisen?

Wenn denn das Urchristenthum so alles, die Reformation nichts anderes ist, als eine Zurückführung des Glaubens und der Gestalt der Kirche, nach so vielen Jahrhunderten einer unermeßlichen Abirrung, zu jenem schönen Zustande, warum

denn sind die geistigen Kräfte, die sittlichen Elemente, welche jenes gegründet und es alles Widerstrebens ungeachtet in die innersten Tiefen der Menschheit unerschütterlich gegründet haben, vor drei Jahrhunderten nicht ebenfalls reproducirt worden? Man sollte glauben, gleiche Zwecke ließen sich vorzüglich durch gleiche Mittel erzielen, so wie beide gegenseitig ins Licht sich setzen. Wollte man aber jene Männer im Anfang des 16ten Jahrhunderts neben jene der ersten vier Jahrhunderte der christlichen Kirche stellen, wie erstaunlich viel müßte nicht postulirt, wie ungleich mehr noch ignorirt werden? Prüfen wir dagegen das Leben, würdigen wir das Verfahren, durchforschen wir die Schriften derjenigen, welche frevelhaft den gewaltigen Riß in die Kirche gemacht haben, so mögen wir wohl das Urtheil eines neuern Schriftstellers ernst, aber nicht unbegründet nennen, welcher sagt: „Vergeblich suchten wir bei den Männern, welche die von dem Erlöser als vollkommen göttlich geoffenbarte Religion von Mißbräuchen zu reinigen berufen sich wähnten, die zu einem solchen Unternehmen durchaus unerläßlichen Eigenschaften: ruhige, klare, feste Besonnenheit, Sanftmuth, Reinheit der Sitten, Demuth und Bescheidenheit, gewissenhafte Menschenliebe, Duldsamkeit, apostolische Erleuchtung, feierlichen Ernst, gediegene Kenntniß des christlichen Alterthums; — statt dessen finden wir nur: Wankelmuth und widersprechende, stets wechselnde Meinungen, heftige, leidenschaftliche Gemüthsart, unbegränzten Ehrgeiz, anstößiges, unsittliches Betragen, den feindseligsten Verfolgungsgeist, Selbstsucht, Rabulisterei, die rohesten Ausbrüche der Uneinigkeit, leichtfertige Lästerung in Glaubenssachen, Hader und Schmähsucht, Oberflächlichkeit und Einseitigkeit in wissenschaftlichen Kenntnissen.“ —

Das lehrten, das sprachen in unmißverstehbarem Wort, mit unwiderleglichen Thatsachen die Zeugnisse der Geschichte, an welche noch andere Erwägungen aus derselben sich anknüpften. Eben dieses Jahrhundert, welches in seiner ersten Hälfte Luther, Carlstadt, Münzer, Zwingli, Calvin und so viele Andere, dann die beklagenswerthe Wunde, welche der Kirche geschlagen worden, gesehen hatte, sah in seiner zweiten Hälfte einen heiligen Ignatius, Franz Borgia, Camillus Lelli, Philipp Neri, Carl Borromäus, Franz von Sales, Vincenz von Paula, eine heilige Theresia und so Viele, nicht bloß Heilige der Kirche, sondern überhaupt Lichter des Menschengeschlechtes. Sollte dieses seltene Zusammentreffen der ausgezeichnetsten Geister, der edelsten Naturen, der thätigsten Individualitäten zur Heilung der brennenden Wunde, zur Reinigung, Erneuerung und Erkräftigung der Kirche von innen heraus nichts weiter als ein glücklicher Zufall, ein günstiges Ereigniß gewesen sein? Wie verhalten sich diese mit Recht als heilig Erkannten und Geehrten zu denjenigen, die nicht allein sich selbst mit vielen Andern von der Kirche losgerissen, sondern alles daran gesetzt haben, dieselbe zu zerstören?

Es durfte aber nicht bloß das höchst berücksichtigenswerthe Moment des gleichzeitigen Erscheinens dieser Männer erwogen, nicht allein die Individualität eines Jeden derselben angeschaut, nicht einzig ihr Wesen, vorzüglich von dessen sittlicher Seite gewürdigt werden, sondern es bot sich zugleich die Frage dar: zu welchen Schlüssen werden wir berechtigt, wenn wir die Mittel ihrer Wirksamkeit, die Art und Weise derselben, sodann den Einfluß ihres Thuns und Waltens auf die Bekenner der Kirche, aus welcher sie hervorgegangen sind und welcher sie ihr Leben geweiht haben, den Mitteln, der Wirksamkeit und dem Einfluß derjenigen gegenüberhalten, durch welche die Trennung von der Kirche bewerkstelligt worden ist? Nicht ein neuer Geist mußte dem mit Christo verbundenen Körper eingehaucht, es mußte nur der unsaubere Geist gebannt wer-

den, der unter der wilden und wüsten Parteiung sich eingeschlichen, jenen zurückgedrängt, dessen belebenden und lenkenden Einfluß gelähmt hatte.

Das ist dem gleichzeitigen Auftreten und obwohl verschiedenartigen, doch durch denselben Geist und denselben Zweck geeinten Wirken jener Männer zu verdanken, die aus dem engern Kreise, in welchem sie sich bewegten, bald nach jenen trüben Zeiten als Lichter der gesammten Kirche aufstiegen und deren Reformatoren im schönsten Sinne des Wortes wurden. Fragt jemand nach den Mitteln, welche diese, durch den Herrn der Kirche zu deren Heilung berufene Männer angewendet haben, so wird der Lebenslauf eines jeden derselben ihn belehren, daß es die einfachsten, aber zugleich die förderlichsten waren, die sich auffinden ließen: sie haben dem Geist, der von Gott ausgeht und dessen Organ die Kirche ist, den unbedingtesten und unbeschränktesten Einfluß zuerst auf sich selbst gestattet, hienach durch denselben auf andere einzuwirken gesucht. Welchem aus ihnen in dem Gang seiner kirchlichen Thätigkeit ihr folgen möget, nirgends werdet ihr auf Anwendung gewaltsamer Mittel stoßen; nirgends in ihrem Thun wird euch Poltern und Lästern begegnen; nirgends bei ihrem Bemühen werdet ihr ihnen ein endloses Schwanken in dem, woran sie festhielten und worin sie gewurzelt waren, nachweisen können.

Dagegen werdet ihr an denselben verwirklicht finden jene, die lieblichsten Tugenden in sich fassende Aufforderung des h. Apostels: „Im Uebrigen, Brüder, was wahrhaftig, was keusch, was gerecht was heilig, was lobenswerth, was ehrenhaften Rufes, was eine Tugend sei, was zum Lobe der Zucht dienen mag, dem denket nach."

Ueberall mit dem Erscheinen dieser Männer sehen wir die Geistlichkeit zurückkehren zu Unterordnung, Zucht, Pflichttreue, sittlicher Würde und Ehrbarkeit des Lebens.

Sofort die Thätigkeit dieser Männer in der Kirche und für die Kirche begann, öffneten sich allerwärts Bildungsanstalten für den Clerus; Uebungen, um denselben in stets regem

Bewußtsein seiner Bedeutung zu erhalten, wurden eingeführt; ein erneuerter Geist durchdrang den Unterricht und die Erziehung der Jugend; Verbindungen entstanden, um die Segnungen des echten Christenthums in den mannchartigsten Manifestationen der reinsten Liebe durch alle Gliederungen der kirchlichen Gesellschaft und nach jeglichem Bedarf des oft von Kummer durchfurchten Erdenlebens zu verbreiten: mit höherer Würde und tieferem Ernst sah man allerwärts den Gottesdienst ausgestattet; zu sinnvollen Andachtsübungen ward das Volk geeinigt, daß fester sich weben möchten die Bande, welche den Einzelnen mit den Einzelnen und für Alle die Gegenwart mit der Zukunft verknüpfen sollten; in reinerem Eifer wurden die Heilmittel geboten und hiemit ein ausgebreiteteres und zugleich innerlicheres Verlangen nach denselben hervorgerufen; ein erfrischtes Regen, Bestreben und Hingeben, um die Grenzen der Kirche zu erweitern, ihr Licht aufgehen zu lassen über diejenigen, die in Nacht saßen, ward sichtbar und ein neues Strahlendiadem von Glaubensboten, Bekennern und Blutzeugen leuchtete von ihrer hehren Stirne. Auch damals wie in unsern Tagen wieder, hatten die erschütternden Streiche in Kräftigungen zu dem wahren Leben und in Segnungen sich verwandelt.

Im Verlauf vieler Jahre war ich mit jenen Namen allmählig bekannt geworden; ohne gerade nachzuspüren, begegnete ich genauern Nachrichten aus dem Leben und Wirken dieser Männer. Konnte ich solche Kenntniß verhüten? Durfte ich so manches Ansprechende, Edle, so manchen Beweis einer hohen Frömmigkeit, eines ganz zu Gott gewendeten Lebens kalt zurückweisen oder mit wegwerfender Gleichgültigkeit darüber hinweggehen, darum weil nun einmal die Schule es so verlangt? Mag es für andere unmöglich sein, in der gleichzeitigen Erscheinung jener Männer dasjenige zu erblicken, was ich darin erblicke, für mich wäre es, da ich sie nun einmal nicht mehr ignoriren durfte, ebenso unmöglich gewesen sie von anderem Standpunkt zu würdigen, als es zuletzt geschehen mußte.

Derselbe Gegensatz ließ sich aber im Bereich der höchsten Staatsgewalten, inwiefern sie der Neuerung gehuldigt oder der Kirche treu geblieben waren, nicht verkennen. Auch jene haben mit ihrem wahren, lautern Christenthum bei jeder Gelegenheit um sich geworfen. Dagegen haben sie keine Scheu getragen, die Türken, so oft es gelingen mochte, gegen die Katholiken in die Waffen zu jagen. Die jungfräuliche Beschirmerin des Glaubens in England ließ nichts unversucht, um den Sultan Murad zum Krieg gegen Philipp von Spanien zu reizen. Ihr Gesandter mußte sich einen „Leibeigenen seiner Hoheit" nennen, sie selbst aber prunkte vor dem türkischen Padischah mit dem Namen einer „allermächtigsten und unüberwindlichsten Vorfechterin des wahren Glaubens gegen die fälschlich den Namen Christi nennenden Götzendiener." Sie läßt dem Sultan sagen: „Ihm habe Gott die Macht in die Hände gegeben, damit zu seiner Ehre alle Götzendiener, die verfluchten gemeinsamen Feinde ihrer Beiden, gänzlich vertilgt würden." — So haben die von der Kirche Abgefallenen die Türken nach Ungarn gerufen, bei der zweiten Belagerung von Wien deren Artillerie bedient, und hätten lieber das eigene Land sammt dem deutschen Reich in Paschaliks verwandelt als den Fortbestand der Kirche gesichert gesehen. Wie viel Böses ihr aber auf den Kopf von Philipp dem Zweiten zu häufen wisset, meinet ihr, auch er hätte zu solcher Herabwürdigung sich bequemen können wie seine Zeitgenossen?

Christus sagt zu seinen Jüngern: „Wie mein Vater mich sandte, also sende ich euch;" dann wieder: „Ihr habet mich nicht erwählet, sondern ich habe euch erwählet und gesetzt, daß ihr hingehet und Frucht bringet und euere Frucht bleibe." Sie haben diesen so klaren als inhaltsschweren Ausspruch niemals seinem vollen Umfang und Reichthum nach gewürdigt,

nie nach vollem Verdienen ihn herausgestellt. Es liegt in demselben das gewichtigste Zeugniß für die göttliche Stiftung des Christenthums, welches, wenn es Realität haben, wenn demselben eine Zukunft auf alle Zeiten gesichert bleiben sollte, nicht dem Zufall überlassen, sondern alsbald mit seiner Einführung in einer bestimmten Gestalt erscheinen, als sichtbare, wenn gleich der Vervollkommnung fähige Institution heraustreten mußte in die Welt, obgleich es nicht von der Welt ist. Jene Worte sind die Stiftungsacte der Kirche, in welcher zugleich die vollgültigste Erklärung über ihre Autonomie, ihr Regiment und über die Nothwendigkeit einer unmittelbaren Successsion derjenigen, welche für stetes Bleiben jener verheißenen Frucht sorgen sollen, von den zuerst durch ihn Erwählten liegt, durch die er zugleich die Heilsordnung, womit er das Menschengeschlecht begnadigen wollte, in die Welt eingeführt hat. Hier haben wir unumstößlich die Organisation von oben, welche alle Gestaltung von unten und allen Einfluß auf diese von nebenher entschieden zurückweist. Daher die immer von neuem auftauchenden und oft mit so großem Eifer verfochtenen demokratischen Gelüste, selbst abgesehen davon, daß deren Verwirklichung die innere Auflösung nur in weit erschreckenderer Gestalt enthüllen würde, für nichts anderes, als für ein so unverdeckteres Zeugniß der gänzlichen Abtrennung des Christenthums von seiner durch Gott gesetzten Wurzel und der völligen Subjectivirung desselben durch die Menschen gelten können. Derjenige dagegen, welcher Macht und Ansehen in sich vereinigt, andere zu erwählen, sie zu erwählen für etwas, was über die Lebensdauer derselben hinausreichen sollte, hat hiedurch dem von ihm Eingesetzten Impuls und Richtung verliehen, und nothwendig mußten darum diese, wenn sie „in ihm bleiben“ wollten und „er ihnen bleiben“ sollte, in Gemäßheit des erhaltenen Auftrages, nachmals beides auf andere übertragen. Jenes einzige Wort ihres Herrn löst die Kirche von der Erdengewalt ab und bringt sie in organischen

Zusammenhang mit ihm, der als ihr Haupt den Himmel eingenommen hat. Diesem gemäß hat auch die Kirche von ihrem Stiftungstage an durch alle Jahrhunderte gehandelt: sie hat die Glaubenslehren durch diejenigen bestimmen lassen, welche zwar sich nicht vermaßen, den Eckstein des Glaubens gelegt zu haben, dagegen aber, wie sie denn hiezu berechtigt und verpflichtet waren, unter allen Umständen bekannten, daß sie auf diesen Eckstein durch ihn selbst erbaut worden; welche nicht ihn erwählet hatten, sondern durch ihn waren erwählet worden, d. h. durch diejenigen, welche, kraft unmittelbarer Abstammung von diesen, in mittelbarer geistlicher Verbindung mit ihm selbst standen. Durch diese hat die Kirche jederzeit die obersten Fragen entschieden; durch diese hat sie über die Anwendung des Glaubens auf das Leben Vorschriften ergehen, was des Gottesdienstes würdig, bestimmen, was der erkannten und geübten Lehre angemessen sei, erklären, entstandene Irrungen zurechtweisen und erhobene Zwiste in Glaubensfragen schlichten; durch diese, welche der heilige Geist gesetzt hatte „zu Hirten und Lehrern, damit der Leib Christi erhalten werde," hat sie das Regiment führen lassen.

Wie eifrig aber vorangestellt worden, daß hinsichtlich dessen allen, was Glauben, Leben und Gestaltung der Kirche betreffe, einzig der klare Buchstabe der heiligen Schrift maßgebend sein könne; jenes vorhin erwähnte, bestimmte und nicht durch einen der erwählten Diener, sondern durch den Herrn selbst in feierlicher Stunde gesprochene Wort haben sie unbemerkt gelassen, es nie aufgerufen, weil dasselbe ihr Unterfangen von vornherein verurtheilt. Zuträglicher fanden sie, es unberührt bei Seite zu lassen; denn so ward es ihnen leichter, denjenigen zu erwählen, der sie nie, und Trotz zu bieten denjenigen, die er erwählt hatte. Hiemit aber lösten sie bei aller Berufung auf den heiligen Geist von ihm sich ab. In ihrer selbst veranlaßten Lostrennung von der Wurzel und dem ihr entwachsenen Lebensbaum suchten sie Anerkennung, Beglaubigung und

Schutz für ihre Meinungen, indeß die ursprüngliche Lehre von oben ausgegangen war, von unten. Und die tiefsten Fragen, welche die erhabensten Geister seit anderthalb Jahrtausenden stets mit heiliger Achtung und demuthsvoller Ehrerbietung behandelt, erörtert und in Verbindung mit den Erwählten festgestellt hatten, wurden jetzt dem Entscheid der Laien, nicht selten des Volkshaufens zugewiesen, das Siegel der Untrüglichkeit durch die Mehrheit von allerlei Händen ihnen aufgedrückt.

Hiemit hatten sie die jenem Anspruch des Erlösers gemäß der Kirche zugesprochene Autonomie auf eine Weise vernichtet, von der schwer zu bestimmen ist, ob das Wort leichtsinnig oder frevelhaft sie richtiger bezeichne. Auch von dieser Seite wurde die Kirche von ihrem Haupt abgerissen und dermaßen zersplittert, zerbröckelt, zerrieben, daß nichts anderes übrig blieb, als das einem jeden, nach Höherem sich sehnenden Menschen innewohnende Bedürfniß einer Kirche durch die Nebelgestalt einer unsichtbaren, darum aber auch unerkennbaren Kirche zu ersetzen. Nachdem sie die weltliche Gewalt um den Preis der Kirchengüter und Kirchenzierden und durch die lockende Aussicht, ihrer Macht auch dasjenige Gebiet zu unterwerfen, welches bisdahin außer deren Bereich gelegen, manchen Orts zu willfährigen Gehilfen und Genossen ihres Stürmens gemacht hatten, wollte Jenen die bloße Beiordnung nicht lange behagen; dem natürlichen Gang der Dinge zufolge behaupteten die Mächtigern, auf dem eröffneten Tummelplatz rechtsbefugte Herren allein zu sein, daß sie nunmehr es seien, welche, so wie den Staat, so auch dasjenige, welchem der Name Kirche geblieben war, nach ihrem alleinigen Ermessen zu reguliren hätten. Folgerichtig! Das läßt sich dem angenommenen Princip gemäß nicht in Abrede stellen. So kam es, daß selbst der Rath der kleinen Stadt Basel den zur Synode versammelten Prädicanten, welche Verschwendung der Kirchengüter rügen, und die Anwendung der Kirchenzucht von der weltlichen Gewalt an die geistliche zurück-

fordern wollten, die Antwort ertheilte: „sie tractirten Sachen, die vor die Obrigkeit und nicht vor den Synodum gehörten.“ Darum wohl Böhmer seinen dicken fünf Quartanten von dem protestantischen Kirchenrecht füglicher die Aufschrift hätte geben sollen: „Sammlung landesherrlicher Verordnungen in Kirchensachen.“

Ist der menschgewordene Gottessohn der Begründer der christlichen Kirche auf Erden; hat er derselben den heiligen Geist verheißen und versprochen, bei ihr zu bleiben bis ans Ende der Tage: so kann doch das Vorgeben, seit zwölfhundert Jahren sei seine Kirche und seine wahre, eigentliche Lehre abhanden gekommen und sei sie unter einen Wust von menschlichen Erfindungen und Zuthaten dergestalt begraben worden, daß sie nicht mehr zu erkennen gewesen sei, kaum eine andere Bedeutung haben, als die Glaubwürdigkeit seiner Worte thatsächlich zu vernichten, und wird das pomphafte Vorgeben: jetzt erst habe man seine Lehre wieder aufgefunden, hervorgegraben, gereinigt, zum wahren Widerspruch gegen ihn, zu Verläugnung der Wahrhaftigkeit seines Wortes.

Wo war denn Christus während der zwölfhundert Jahre, die von dem Concilium zu Nicäa bis auf die Bewegung zu Anfang des 16. Jahrhunderts verlaufen sind? Wo war denn der so feierlich verheißene heilige Geist während aller dieser Zeit? Wo war denn mittlerweile die Kirche? Wo war denn inzwischen die Lehre? Etwa wie zu behaupten versucht worden ist, in einer chronologisch sich folgenden, nicht aber innerlich sich berührenden Reihe von Irrlehrern, von Abtrünnigen, von Widersachern. Waren ein Gregor der Große, ein Anselm, ein Bernhard, ein Franciscus, ein Thomas von Aquin, ein Bonaventura und wie sie alle heißen mögen, die Lichter der Welt, der Kirche, ihres Zeitalters, waren so viele hocherleuchtete Oberhäupter der Kirche, treubesorgte und würdige Lehrer und Hirten, so viele fromme und demüthige Priester und Ordensmänner, so viele gelehrte und wahrhaft christlich gesinnte Schrift-

steller, die in ununterbrochener Verkettung während eines vollen Jahrtausends sich die Hände reichen, so gar nichts? Waren sie aller christlichen Erkenntniß, alles christlichen Willens, aller christlichen That so baar und bloß, daß sie, die einen der Erleuchtung, die andern der Leitung, alle der Gnade des heiligen Geistes unwürdig gewesen wären, bis derselbe endlich nach so langem Zurückziehen unerwartet in einigen störrigen Mönchen und in etlichen unruhigen Priestern die würdigen Gefäße seines Waltens und Wirkens sich wieder ersehen?

Bekannte schon der große Lehrer der Völker, daß „der Schatz von Erleuchtung der Herzen zur Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi in irdene Gefäße niedergelegt sei," und hat er nicht Engel, sondern Menschen zu Trägern seiner Gnadenanstalt gemacht, so ist sich nicht zu verwundern, wenn auch in sie Menschliches, Unvollkommenes, ja Verwerfliches nun und dann, da und dort sich eingeschlichen hat, je eines Ortes sich wieder einschleicht. Aber einen sonderbaren Begriff von Gottes Weltregierung und Christi Fürsorge um seine Kirche müßte derjenige immerhin sich bilden, welcher glauben könnte, Geschlechter um Geschlechter wären wieder hinabgesunken in Finsterniß und ehevorige Unerkenntniß und Gottlosigkeit, bis es ihm nach so langem Zeitverlauf beliebt hätte, dieselben wieder zu erleuchten, zu belehren, mit sich zu verbinden und zwar durch solche, welchen nichts weniger möglich gewesen, als ihre wunderbare Berufung hiezu vor den Augen der Prüfenden zu beglaubigen.

So stellte sich der Ursprung der Reformation und die Berechtigung zu derselben meinen nach der Vergangenheit gewendeten Blicken dar. Aber dieselben mußten auch auf die Gegenwart sich richten und die Frage: wie diese zu jener sich verhalte? sammt der Würdigung der letztern wollte nun nicht ferner übergangen oder ausgewichen werden.

Die Beseitigung aller und jeder Autorität hatte die Schüler und Anhänger der Reformatoren auf ein uferloses Meer hinausgeworfen. Die Meister, denen sie nun folgten, konnten ihnen um so weniger untrügliche Leitsterne und wahre Magnetnadel sein, als gerade die Vornehmsten unter ihnen einzig in dem Widerspruch, hierauf in dem Haß gegen die Kirche sich gleich blieben, in Bezug aber auf das, was als allgiltige, positive Lehre geachtet werden sollte, bisweilen heute diese, morgen eine entgegengesetzte Meinung etwedor hinwarfen oder wirklich vertheidigten; wie denn schon Faber in seiner „christlichen Beweisung von sechs Artikeln", aus Zwinglis Schriften 37 Stellen angeführt hatte, in denen dieser die Gegenwart des wahren Leibes und Blutes Christi im Altarssacrament behauptet, in achtundzwanzig dagegen sie förmlich bestritten oder verworfen hatte. Unter der Einwirkung des Satzes von allgemeiner Auslegungsfähigkeit der heiligen Schrift mußten unvermeidlich die seltsamsten Meinungen aufkommen.

Die Nothwendigkeit, die eingerissenen Dämme durch andere zu ersetzen, machte sich nur allzubald fühlbar. Jede größere Partei, welche Willen und Leben genug in sich verspürte, um einer andern weder sich anzuschließen, noch sich zu unterwerfen, sperrte sich dnrch ihre sogenannte Bekenntnißschriften gegen alle übrigen ab, stellte in diesen ihre Einigungsformel auf und mit derselben eine Autorität, ohne oder gegen deren Wille ferner dürfe nichts gelehrt, nichts bezweifelt werden. Wehe dem Zwinglianer, der, auf seine heilige Schrift angewiesen, mit ihr in der Hand eine Gegenwart Christi im Abendmahl in, mit und unter der Gestalt des Brods und Weins gelehrt hätte; — seine helvetische Confession wies ihn unerbittlich an, wie er in Betreff dieser Lehre die heilige Schrift zu erforschen und auszulegen habe. Bullinger hatte sich auch mehrmals dahin ausgesprochen, daß er lieber in die katholische Kirche zurückkehren, lieber Jesuiten in seinem Zürich auftreten sehen, als mit den Tübinger Theologen und ihren Lehren Gemeinschaft haben

wollte. — Wehe dem Lutheraner, der Brod und Wein für nichts weiter als für dürre Zeichen genommen und dabei mit der zwinglischen Auslegung der betreffenden Stellen sich beholfen hätte: die Einigungsformel lehrte ihn, daß dieß eine Auslegung der „Schwarmgeister“ sei, mit welchen er jede Berührung sorgfältig zu meiden habe.

Unerschütterlich war die Herrschaft, unwiderruflich die Huldigung nicht. Die subjective Vernunft, welche durch die Reformatoren so praktisch als theoretisch auf den Thron erhoben, durch die symbolischen Bücher hierauf von demselben unerbittlich hinabgestoßen worden, machte im Verlauf der Zeit ihre Rechte wieder geltend. Sie, erst freigelassen, sodann wieder eingefangen und an die Zwangsanstalt abgeliefert, hatte ihre Emancipationsacte nicht vergessen. Der Augenblick nahte, um die Bande zu zerreißen. Forschung, Gewissensfreiheit, Lehrfreiheit, scholl's von einem Ende zum andern; und mit einemmal war alles zum Forschen nicht bloß berechtigt, sondern verpflichtet; sollte das Gewissen fortan nur annehmen, was ihm wohlgefiele, was darüber hinausgehe, als eiteln Zwang erachten. Lehrfreiheit mußte ohnedem als natürliches Recht gelten, dieweil das Scire tuum nihil est, nisi te scire sciat et alter, mahnte und kitzelte, das wiederaufgefundene Pfund nicht abermals zu begraben. Was hätten die gewagtesten Hypothesen der höhern Kritik, was hätte die kunstreichste Wendung der Exegese, was hätte die scharfsinnigste Verschmelzung jeder auftauchenden Philosophie mit der Dogmatik, was hätte die kecke Reduction des christlichen Kirchenglaubens auf einige Sätze der natürlichen Religion genützt, hätte nicht volle Freiheit dürfen gefordert, zuletzt genommen werden, dieß alles zu verkünden auf Kanzeln und Kathedern, hiefür Schüler zu gewinnen, mittelst des eigenen Lichtes hundert andere Lichter anzuzünden und so das Geschäfte eines endlosen Läuterns, Aufräumens und Fortschreitens als Grundidee des Protestantismus zu rechtfertigen und zugleich zu bethätigen?

So haben sie über die Unzulässigkeit des Symbolzwanges geschrieben; ziemlich überflüssig, weil die Zahl derer, die diesem Zwang sich unterwerfen, klein genug ist, diejenige, die ihn auflegen möchte, noch kleiner. Hat es doch neulich in der höchsten Behörde eines Schweizercantons verlautet: „Es gebe keinen protestantischen Lehrbegriff und das helvetische Glaubensbekenntniß habe nicht allein alles Ansehen, sondern auch alle verpflichtende Kraft verloren. Manche früher erkannte Dogmen würden zwar von den einen noch gelehrt, von andern aber als veraltert und untauglich verworfen, so daß jeder Geistliche gewissermaßen eine eigene Kirche repräsentire."

Wenn zwar manche dessen nicht Wort haben wollen, so wird es ihnen doch, wie viel Mühe auch sie sich geben, schwer fallen, aus der Verkettung der Thatsachen es herauszureden, daß Strauß nichts anders sei, als die consequente Folge des von Luther aufgestellten Princips. Bereits ist über dieses Stadium derjenige schon hinausgelaufen, der die christliche Religion aus der Multiplication des menschlichen Herzens und der menschlichen Phantasie als der zwei zu ihrer Erzeugung zusammenwirkenden Factoren, entstehen läßt; der uns belehrt, daß die Phantasie dem Herzen einen Gott mache, wie es denselben brauche und wünsche. Aber auch dieser wieder wurde von jenem andern zurückgelassen, der das Christenthum geradezu für die Schmach des Menschengeschlechts erklärte. Kann unter solchem unläugbaren Fortschritt das Geheul, welches um die Freigebung eines jeden Barrabas entsteht und Christum dem Kreuz überliefert, noch befremden?

Meint man es fernerhin in Abrede stellen zu können, daß der Protestantismus, nachdem er erst die Schranken der Symbole darniedergeworfen, sofort kraft seines innern Wesens, seines obersten Grundsatzes, seiner alleranfänglichsten Vorgänge, von Semmler an eine lange Reihe hochgestellter Kanzelredner, vielgepriesener Jugendbildner, hochgeschätzter Schriftsteller hervorgebracht habe, deren in Verwerfung oder Zerklärung der

positiven Glaubenslehren einer weiter gegangen ist als der andere, und um welche man kein gemeinsames Band weiter mehr zu schlingen wußte als dasjenige des Regierens. Da es wohl unmöglich wäre, vor einer so unabweisbar uns entgegentretenden Thatsache die Augen zu schließen, oder diesen Zusammenhang wegzuläugnen, wie will man es so unbegreiflich finden, daß nach allen Fortschritten, welche die einen sich erlaubt haben, da und dort ein anderer noch weiter gegangen ist? Sollte den Reformatoren Unrecht damit geschehen, wenn diese Fortbildung bis ins Nichts eine durch sie herbeigeführte Nothwendigkeit genannt wird? Ja, es läge ein schweres Unrecht darin, wenn jemand so unbesonnen wäre zu behaupten, jene hätten diese neuesten Erscheinungen vorausgesehen, mit Bewußtsein vorbereitet, wohl gar erwartet. Ferne von mir solches Unrecht! Ja nicht einmal dessen, daß sie solche Folgen hätten ahnen können, wird jemand, der nicht die Vergangenheit zum Zwecke der Gegenwart zurecht machen wollte, zu behaupten wagen. Und dennoch müssen diese Erscheinungen eine unausweichliche Folge der einmal in den Lauf gesetzten Lehren und der überhaupt gegebenen Richtung genannt werden. Auch war Strauß aufrichtig und einsichtig genug, um zu gestehen, daß die Reformation diese Entwicklung habe nehmen müssen, daß jetzt aber der wahren Consequenz nur die Wahl offen stehe, entweder diesem naturgemäßen Gang des Protestantismus zu huldigen und zu folgen, oder aber mit der Rückkehr in die Kirche demselben überhaupt den Rücken zu wenden.

Der selige Eßlinger hat irgendwo die Bemerkung gemacht, daß Spötter, Verächter und Feinde des Christenthums auch unter den Katholiken auftreten mögen und aufgetreten seien, dieselben aber Laien, nicht Päpste, Bischöfe, Priester, Lehrer der Kirche gewesen seien; indeß unter den Protestanten die gröbsten Angriffe auf das Wesen des Christenthums, unter dem Schein gelehrter Forschungen oder philosophischer Untersuchungen, vorzugsweise von Superintendenten und Professoren der Theo-

logie ausgegangen, dieselben aber ihrer Stellen dennoch würdig erachtet worden seien. — Gehen wir aber weiter, geben wir zu, es hätten sich irrige Lehren, verderbliche Bestrebungen, hochmüthige Auflehnungen je zuweilen und da und dort auch dem Schooße der katholischen Kirche entwunden, wären durch Geistliche aufgebracht, gepflegt und eine Zeitlang in Umlauf gesetzt worden. Aber die Kirche, sobald dieselben zu deren Kenntniß gekommen, hat weder die Irrthümer anerkannt, noch deren Verbreiter gewähren lassen; sie hat entweder den Krankheitsstoff mit den unverdorbenen Kräften wieder durchdrungen und hiedurch einen innern Heilungsproceß durchgeführt, oder denselben als Fremdartiges von sich ausgeschieden. Es kann daher nichts Schieferes geben, als Aeußerungen wie diejenige, welche in einer Beurtheilung von „Staudenmaiers Darstellung und Kritik des Hegel'schen Systems" zu lesen waren, und worin es heißt: „Hegel ist aus dem Protestantismus hervorgegangen; der Unglaube im vorigen Jahrhundert ging von Voltaire und den Illuminaten, also von katholischer Seite aus. Beide Confessionen haben einander nichts vorzuwerfen." Das letzte ist insofern wahr, als Voltaire, die Encyclopädisten und die Illuminaten in Ländern geboren wurden oder wirkten, in welchen die katholische Kirche einheimisch ist. Darum aber sind dieselben doch so wenig von der katholischen Kirche ausgegangen als die Klosterstürmer im Aargau und seiner Zeit die Zwingherrn der Kirche in Luzern, indem zwischen dem „katholisch getauft" und ein Glied der katholischen Kirche sein, ein wesentlicher Unterschied besteht. Alle Genannten sind nicht nur nicht in der Kirche gestanden und haben nicht bloß von derselben, wenn nicht formell, so doch materiell sich losgesagt, sondern sie haben gegen dieselbe angekämpft, sie waren Widersacher derselben, deßhalb hiedurch schon von ihr getrennt. Die Kirche hat sich sodann bei mehr als einer Veranlassung entschieden gegen sie erklärt.

Anders hingegen verhält es sich mit dem Protestantismus. Ihr erinnert euch doch, wie das preußische Ministerium von

den theologischen Fakultäten sämmtlicher Hochschulen ein Gutachten darüber verlangte: ob der Licentiat der Theologie, Bruno Bauer, der bekanntlich Strauß weit hinter sich zurücklässt, noch ferner als Lehrer der Theologie — wohlverstanden der christlichen Theologie — dürfe geduldet werden? Ihr erinnert euch wohl, wie hierauf die theologische Fakultät der (zur Unterweisung im Christenthum gestifteten) Universität Königsberg in feiger und verdammlicher Meinungsverhüllung sich für incompetent erklärte, somit den Unterwühler aller Religion dennoch als Lehrer der christlichen fortan unbedenklich wollte gewähren lassen? Glaubt jemand, wenn die gleiche Frage an irgend eine katholische Universität ergangen wäre, sie würde ebenfalls dieselbe so von der Hand gewiesen haben? Fänden sich ferner gar keine protestantische Theologen, welche für Bauer jetzt noch einstünden, hiedurch seine Meinungen zu den ihrigen machten und es somit anerkennten, daß ein vollkommen redliches Dienstverhältniß zu dem Christenthum auch bei gänzlichem Beseitigen desselben bestehen, daß die Treue, Redlichkeit und Intelligenz eines Dieners durch nichts glänzender sich bethätigen könne als durch Ermordung seines Herrn? Hat nicht ein unter den Protestanten in kirchlicher Stellung obenan stehender (Marheineke) in Kraft dieser Stellung erklärt, man könne Bauer unmöglich verwerfen? Dürfte ein katholischer Bischof eine ähnliche Erklärung (und beträfe sie nicht einmal wie hier ein durchgeführtes widerchristliches System, sondern bloß eine einzige unkatholische Lehre) mit derselben heitern Sicherheit abgeben? Aber freilich hatte Marheineke vollkommen Recht; er vertrat wirklich den Protestantismus wie er geworden ist und werden mußte, denn er stützte seine Erklärung darauf: „Bauer habe die Kritik nicht angefangen, sondern nur fortgesetzt. Wollte man daher ihn verwerfen, so müßte man die lange Reihe seiner Vorgänger, die in vieler Beziehung das christliche Gebäude bereits wankend gemacht hätten, auch verwerfen; das aber sei niemand eingefallen.“ Heißt aber am

logie ausgegangen, dieselben aber ihrer Stellen dennoch würdig erachtet worden seien. — Gehen wir aber weiter, geben wir zu, es hätten sich irrige Lehren, verderbliche Bestrebungen, hochmüthige Auflehnungen je zuweilen und da und dort auch dem Schooße der katholischen Kirche entwunden, wären durch Geistliche aufgebracht, gepflegt und eine Zeitlang in Umlauf gesetzt worden. Aber die Kirche, sobald dieselben zu deren Kenntniß gekommen, hat weder die Irrthümer anerkannt, noch deren Verbreiter gewähren lassen; sie hat entweder den Krankheitsstoff mit den unverdorbenen Kräften wieder durchdrungen und hiedurch einen innern Heilungsproceß durchgeführt, oder denselben als Fremdartiges von sich ausgeschieden. Es kann daher nichts Schieferes geben, als Aeußerungen wie diejenige, welche in einer Beurtheilung von „Staudenmaiers Darstellung und Kritik des Hegel'schen Systems" zu lesen waren, und worin es heißt: „Hegel ist aus dem Protestantismus hervorgegangen; der Unglaube im vorigen Jahrhundert ging von Voltaire und den Illuminaten, also von katholischer Seite aus. Beide Confessionen haben einander nichts vorzuwerfen." Das letzte ist insofern wahr, als Voltaire, die Encyclopädisten und die Illuminaten in Ländern geboren wurden oder wirkten, in welchen die katholische Kirche einheimisch ist. Darum aber sind dieselben doch so wenig von der katholischen Kirche ausgegangen als die Klosterstürmer im Aargau und seiner Zeit die Zwingherrn der Kirche in Luzern, indem zwischen dem „katholisch getauft" und ein Glied der katholischen Kirche sein, ein wesentlicher Unterschied besteht. Alle Genannten sind nicht nur nicht in der Kirche gestanden und haben nicht bloß von derselben, wenn nicht formell, so doch materiell sich losgesagt, sondern sie haben gegen dieselbe angekämpft, sie waren Widersacher derselben, deßhalb hiedurch schon von ihr getrennt. Die Kirche hat sich sodann bei mehr als einer Veranlassung entschieden gegen sie erklärt.

Anders hingegen verhält es sich mit dem Protestantismus. Ihr erinnert euch doch, wie das preußische Ministerium von

den theologischen Fakultäten sämmtlicher Hochschulen ein Gutachten darüber verlangte: ob der Licentiat der Theologie, Bruno Bauer, der bekanntlich Strauß weit hinter sich zurücklässt, noch ferner als Lehrer der Theologie — wohlverstanden der christlichen Theologie — dürfe geduldet werden? Ihr erinnert euch wohl, wie hierauf die theologische Fakultät der (zur Unterweisung im Christenthum gestifteten) Universität Königsberg in feiger und verdammlicher Meinungsverhüllung sich für incompetent erklärte, somit den Unterwühler aller Religion dennoch als Lehrer der christlichen fortan unbedenklich wollte gewähren lassen? Glaubt jemand, wenn die gleiche Frage an irgend eine katholische Universität ergangen wäre, sie würde ebenfalls dieselbe so von der Hand gewiesen haben? Fänden sich ferner gar keine protestantische Theologen, welche für Bauer jetzt noch einstünden, hiedurch seine Meinungen zu den ihrigen machten und es somit anerkennten, daß ein vollkommen redliches Dienstverhältniß zu dem Christenthum auch bei gänzlichem Beseitigen desselben bestehen, daß die Treue, Redlichkeit und Intelligenz eines Dieners durch nichts glänzender sich bethätigen könne als durch Ermordung seines Herrn? Hat nicht ein unter den Protestanten in kirchlicher Stellung obenan stehender (Marheineke) in Kraft dieser Stellung erklärt, man könne Bauer unmöglich verwerfen? Dürfte ein katholischer Bischof eine ähnliche Erklärung (und beträfe sie nicht einmal wie hier ein durchgeführtes widerchristliches System, sondern bloß eine einzige unkatholische Lehre) mit derselben heitern Sicherheit abgeben? Aber freilich hatte Marheineke vollkommen Recht; er vertrat wirklich den Protestantismus wie er geworden ist und werden mußte, denn er stützte seine Erklärung darauf: „Bauer habe die Kritik nicht angefangen, sondern nur fortgesetzt. Wollte man daher ihn verwerfen, so müßte man die lange Reihe seiner Vorgänger, die in vieler Beziehung das christliche Gebäude bereits wankend gemacht hätten, auch verwerfen; das aber sei niemand eingefallen.“ Heißt aber am

Ende das nicht mit ehrlicherer Aufrichtigkeit sich äußern, als wenn man ein Hosianna über den gelegten Samen und ein Lamento über die endlich gereifte Frucht anstimmt?

Allerdings erheben sich gegen jene Bauleute, welche nicht nur den Eckstein verwerfen, sondern das ganze Gebäude abtragen möchten, auch unter den Protestanten Stimmen; eine Stimme aber kann sich wider sie nicht erheben; denn nirgends ist eine Macht, die ihrem Schaffen und Treiben Einhalt thun könnte. Sie werden zu Lehrern der künftigen Diener des Worts gesetzt, und niemand kann eine wirksame Gegenrede dagegen erheben; es werden ihnen Gemeinden übergeben, wo sie nach freiem Ermessen ihr Wesen treiben mögen und niemand ist, der hieran hindern dürfte; sie werden zu Hofpredigern bestellt und zu Consistorial-Räthen oder Superintendenten erhoben, und man muß ihren Protestantismus als einen vollkommen normalen, und ihre Wirksamkeit als eine mit dem Geist desselben in vollkommenem Einklang stehende anerkennen; es bleibt gar nichts anderes übrig, als für denjenigen, welchem die „Kanzelvorträge" eines solchen vom Christenthum Zehrenden und hiefür dasselbe Verzehrenden nicht gefallen, die Freiheit von denselben wegzubleiben und im Stillen gegen den Protestantismus desselben zu protestiren. Nun läßt sich freilich nicht läugnen, daß es katholische Geistliche solchen Schlages ebenfalls gebe; aber gewiß in sehr geringem Maße da, wo die Kirche in Betreff der Erziehungsanstalten ihrer künftigen Diener nicht von entgegengesetzten Bestrebungen der Staatsgewalt überwuchtet ist, und wo die Ausübung des obersten Hirtenamtes in dem vollen Umfange seiner Verpflichtungen durch dieselbe nicht gelähmt, wohl gar auf Null herabgesetzt wird.

Ueber diesen Wahrnehmungen hat eine Vermuthung mir sich entgegengedrängt. Wir sehen einerseits die katholische Kirche

in allen Ländern einen Vergeistigungsproceß durchmachen, in welcher sie ebensosehr sich verklärt als erkräftigt. Jenes nicht in dem Sinne, in welchem es noch im Anfange dieses Jahrhunderts wollte genommen werden, wo unüberlegtes Darein fahren, Auflösung der innern Organisation, Lockerung der Disciplin, Schmälerung des Cultus, Wegwerfen vieler Gewohnheiten und Institutionen, Verflachung des Dogma's, Verdrehung der Geschichte, lüderliche Unwissenheit, vornehmes Aburtheilen und Geschmeidigkeit gegen weltliche Begehren, mit Vergeistigung und Läuterung der vermeintlich stumpf und dumpf gewordenen Kirche gleich genommen wurde. Die gegenwärtig sich kund gebende Läuterung besteht als eine wahre, diesen Namen verdienende im Gegensatz zu jener vielmehr darin, daß man nicht in hohen und hohlen Worten gegen Organisation, Disciplin, Cultus und Dogma declamirt, oder in wässerichtem Gewäsche sie verschwimmen läßt, sondern, daß man in deren Wesen, in deren Sinn, in deren Bedeutung, in deren Wirksamkeit möglichst tief eindringt; daß man deren Werth, deren Zweckmäßigkeit, deren Einfluß, deren Zusammenhang mit der Gottesanstalt und dem Bedürfniß der Glieder der Kirche zu ermitteln sich bemüht.

Der Körper der heiligen apostolisch-römisch-katholischen Kirche, dann anderseits jenes Menschengehäuse, welches in Deutschland durch Strauß, Bauer, Feuerbach und ihre Genossen, in Frankreich durch Quinet, Libri und Gleichgesinnte vertreten wird, bilden die beiden Endpuncte des Menschengeschlechts, jener zum Himmel, dieser zur Erde gewendet, jener um den Sieg des Geistes über den Körper ringend, dieser den Geist in dem Körper aufgehen lassend. In zahllosen Abstufungen, in endlosen Bruchtheilen und Schattirungen, von den Ueberbleibseln der Frankfurter Pragmatiker und den sogenannten Katholischen tout court (oder in unsern Tagen Deutsch-Katholiken), weil sie nicht durch die Einheit mit der Gesammtheit wollen verbunden sein, bis zu denjenigen, die sich noch eine

in den Ruhestand versetzte Gottheit können gefallen lassen, steht zur Zeit noch eine unermeßliche Menge gesammelt aus allen denjenigen, die nicht eingegangen sind in die Kirche und nicht sich angeschlossen haben den Herolden des nackten Materialismus. Nun aber scheint der Weltgang im Zuge zu sein, daß je länger desto mehr dieses Mitteninnestehende von den beiden gegenseitig sich abstoßenden Kräften wird verschlungen werden; die halbe Wahrheit und der halbe Irrthum werden auf die Dauer in Unentschiedenheit sich nicht mehr erhalten können; das eine oder das andere der beiden Elemente wird ihrer immer eine größere Menge an sich ziehen, bis endlich das zwischen inne liegende Feld wird gesäubert sein, bis die Kirche und der Materialismus sich Auge an Auge gegenüber stehen und der letzte Kampf mit dem Drachen beginnt. Aber, verhehlen wir es uns nicht, verstärkt auch immerhin die Kirche die Reihen ihrer Streiter — sie lassen sich zählen, die Massen wenden sich vorerst noch zu den wallenden Bannern des andern, der lustig durch die Welt seine Trompeten schmettern läßt.

Es ist vor bald drei Jahrzehnden viel von der Union der Lutheraner und Reformirten gesprochen worden. Viel Rühmens und Jauchzens ward da über Berg und Thal gehört. Die Hoffnung eines gewaltigen Umschwunges der Dinge, einer durchgreifenden Wiedergeburt des Geistes wurde daran geknüpft. Für mich war sie ein Zeitungs-Artikel, der gelesen und — vergessen wurde. Erst nachdem mir Muße geworden und die Täuschung nimmer länger sich verbergen ließ, hat dieselbe meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen; doch nicht, um in den Preis dieser Erscheinung einzustimmen, mehr, um den Witz der Frau von Krudener zu würdigen, welche sich darüber äußerte: die Todtengerippe von Luther und Zwingli wären aus ihren Gräbern hervorgegangen, um sich zu umarmen, mit ihrem Verwesungs-

geruch sich gegenseitig zu durchdringen — darauf sich wieder niederzulegen. Mir erschien jene Einigung nicht als ein Akt des Lebens, sondern als Beurkundung der Fäulniß. Daß aber Hoffnung gehegt ward (und die Umstände und äußern Anzeichen bestärkten darin), in solche Fäulniß allmälig auch die katholische Kirche hineinzuziehen, um auf dem Bette allgemeinen Moders ein Drittes, so eine Art Cabinets-Religion zu treiben, hat sich nachwärts aus allerlei Anzeichen schließen lassen. Später wollte michs bedünken, der gleiche Geist, welcher diese Union eingegeben, habe zu ähnlichem Zwecke nicht gar lange darauf den Spectakel mit den gemischten Ehen hervorgerufen. Allerdings haben sie dabei die Rechte, aber bloß eingebildete oder selbst geschaffene Rechte des Staates vorgeschützt und durch dieses Blendwerk vielen den Blick getrübt; im Grund aber ließ sich das ganze Treiben auf die Forderung des Indifferentismus an die Glaubensfestigkeit zurückführen, in ihm hinfort aufzugehen. So verrannten sie sich in den abenteuerlichen Widerspruch, dasjenige, was sie an sich für gleichgiltig und werthlos erachteten, von denjenigen, welche es ohne Pflichtverletzung nicht gewähren durften, durch Zwang, unter Verfolgung und mittelst ungerechter Strafsätze zu ertrotzen; womit zugleich die Selbstständigkeit der Kirche am bequemsten in Frage gestellt werden konnte.

Doch wie unerwartet wurde nicht durch die Calculationen der Menschen ein Strich gezogen; wie verblüfft, mit wie langen Gesichtern saßen sie in ihren Canzleien, da der Wahn, endlich hätten sie auch die katholische Kirche in eben so tiefe Niedrigung hinabgearbeitet, wie ihr eigenes Meinungsgewoge, welches sie Kirche nennen, so unerwartet zerrann; da das Licht die hie und da sich angehängten Nebelwölkchen zerriß und die vermeintlich abhanden Gekommene in hellerem Glanze wieder vom Himmelsgewölbe strahlte! Da sta den sie, die Hand vor der Stirne zu Haufen, scheu sich fragend: „Wer ist die, welche heranzieht gleich der aufsteigenden Morgenröthe, schön wie der

Mond, auserwählt wie die Sonne, furchtbar wie die wohlgeordnete Schlachtreihe des Heerlagers?"

Wie, um bei der verordneten Union stehen zu bleiben, wie die katholische Kirche in der Eucharistie den belebenden Pulsschlag so der Lehre als des Cultus, in höchster Beziehung aber des mit Christo geeinten Lebens von jeher anerkannt hat, so war auch bei Luther und Zwingli die aufgestellte Ansicht über das Abendmahl der Nerv ihrer Lehren und ihrer Bestrebungen. Bei sonst verwandten Meinungen und übereinstimmenden Absichten wurde dieß zum Trennenden, ja nicht bloß zum Trennenden, sondern zum Entzweienden. Das Gespräch von Marburg konnte keine Vereinigung erzielen; die Verfechter beider Lehren mochten wohl einsehen, daß die eine nothwendig die andere ausschließen müsse; was Luther (seiner Neigung und Weise nach) so ausdrückte: „daß entweder er oder sie (die Sacramentirer) Diener des Satans seien; weßhalb hier kein Recht und Mittel zu finden sei."

Principiell daher sollte sowohl bei den Lutheranern als bei den Reformirten, die Lehre vom Abendmahl immerfort, wenn nicht die wesentlichste, so doch eine der wesentlichsten Lehren, und der Empfang desselben einer der vornehmsten Acte des Cultus sein. Indem nun die Union das Brod und den Wein Allen gleichmäßig reicht, dabei aber die Gewißheit hat, daß der eine es nicht nur in verschiedenem, sondern in einem dem andern ganz entgegengesetzten Sinne empfange, verkehrt sie die Sache, gibt sie die Wesenheit, das Unsichtbare, die Lehre Preis und legt allen Werth auf das Zufällige, auf das Sichtbare und Aeußere. Der Reformirte hat dabei nichts aufzugeben, denn zu weniger als zu einem Sinnbild und Erinnerungszeichen kann das Sacrament nicht gemacht werden; der Lutheraner hingegen gibt dabei dasjenige auf, für dessen Beibehaltung der Stifter seines Glaubens so sehr eiferte, dessen Wegwerfung er mit so entschiedenem Wort nicht bloß mißbilligte, sondern verdammte. Allein auch jener setzt sich dem Verdacht aus, er

gehe weiter, als der Begründer seiner Meinung zu gehen habe erlauben wollen und bequeme sich anzunehmen, was der Entscheid des höchsten Richters, seine Vernunft, als unbegreiflich verwerfe. Will man nun der Vermuthung, es wolle einer den andern täuschen nicht Raum geben, so bleibt nur die Annahme übrig: ein jeder erachte es für durchaus gleichgiltig, welche Ueberzeugung an den Empfang des Brodes und Weines sich knüpfe, die äußere und sichtbare Handlung werde in seinen Augen zur Hauptsache.

Man darf aber dieser Voraussetzung unbedenklich sich hingeben, indem es an protestantischen Kirchenlehrern nicht fehlt, welche dessen kein Bedenken tragen, das Abendmahl bloß als eine Art Brüderschafttrinken (wie Strauß) darzustellen, und unter den Lutheranern die Zahl derjenigen, die hierin den Zwinglianern beipflichten ungleich größer sein mag, als umgekehrt. Es ist dieß auch ganz natürlich. Zwingli's Meinung hat den Vorzug des vollen und blanken Rationalismus, indeß an derjenigen von Luther noch ein abgerissener Rest der kirchlichen Autorität klebt, der jedoch, zur persönlichen Autorität des Lehrers verkümmert, im Lauf der Zeit immer mehr verschrumpfen mußte.

Demnach war jener so hoch gepriesene, so laut bejubelte, als Krone des Fortschritts und der Befreiung von Vorurtheilen angerühmte Act der Vereinigung nichts weiter, als ein Zeugniß mehr für die innere Auflösung. Er konnte auch nur da zu einer Zeit vollzogen werden, wo man mit dem Wesentlichsten und Wichtigsten bereits aufgeräumt hatte, die Taufe bloß noch als altherkömmliche Aufnahms-Ceremonie in den äußern Kirchen-Verband, die Einsegnung der Ehe als einen bürgerlichen Act und den Empfang des Abendmahls als einen Gebrauch betrachtete, dem ein jeglicher so viel Gewicht beilegen möge, als er für gut finde. Dabei wollte es damals und später verlauten, zeitliche Berechnungen wären auf die Leichtigkeit, mit der die Sache zu Stande gekommen sei, hie und da nicht ohne allen Einfluß geblieben.

Offenbar ist die reformirte Lehre von dem Abendmahl die dürftigste, die je auf die Bahn gebracht worden ist; sie setzte der nackten Subjectivität die Krone auf, indem sie bloß sichtbare Zeichen darbietet, welche ihre Bedeutung erst durch die Gesinnung und Stimmung des Empfangenden erhalten sollen, wobei das Wesentliche am Ende nur in der gemeinsamen Theilnahme besteht. „Die Empfangenden sollen, sagt Zwingli selbst, den Uebrigen bewähren, es wolle einer zu Christo gehören, oder gehöre ihm wirklich. [Demnach theilnehmen, um von den Menschen gesehen zu werden.] Denn der Glaube, der noch eines Zeichens bedürfe, sei kein Glaube. Das Zeichen aber sei eine rein äußere Sache, durch welche in dem inwendigen Menschen nichts bewirkt, nur über das, was er schon besitze, ihm ein Pfand gegeben werde." Selbst da, wo er zu einer würdigeren, weil tiefern Vorstellung sich erhebt, läßt er das Sacrament doch nur als Zeichen heiliger, ja der heiligsten Dinge, sowohl derer, die geschehen sind, als derer, die wir selbst thun müssen, gelten. Würde nicht bei solcher Vorstellung öffentliche und gemeinsame Theilnahme als wesentliches Erforderniß aufgestellt, wiewohl an sich dieses ein Moment von bloß untergeordneter Bedeutung sein kann, so ist nicht einmal abzusehen, warum es gerade ein Geistlicher sein müsse, der das Abendmahl auszutheilen habe? warum es gerade in der Kirche ausgetheilt werden müsse? warum nicht ein jeder, an jedem Ort und in jedem Augenblick, sobald er bei dem Genuß von Brod und Wein in jene Stimmung sich versetzt, d. h. an den Tod des Erlösers denken mag, sich vorstellen könne, er empfange wirklich das Abendmahl? Denn die Predigt, welche die erforderliche Stimmung bei ihm hervorrufen soll, kann er nöthigenfalls durch eigene Ueberlegung ersetzen.

Herzog Johann Friedrich von Sachsen, der Sohn des seiner Kurwürde verlustig gegangenen Kurfürsten, hatte daher so Unrecht nicht, wenn er in einer heftigen Schrift gegen die Wittenberger erklärte, durch ihre Hinneigung zu der zwinglischen

Ansicht trachteten sie, „das heilige Abendmahl gänzlich zu entkräften und auszulöschen und so die Kirche ihres wertheſten Schatzes zu berauben.“ — Prüfen wir jedoch die beiden damals so schroff sich gegenüberstehenden Behauptungen näher, so werden wir gestehen müssen, daß die lutherische Ansicht zwar mit dem Schein größerer Tiefe und innerlicher Gläubigkeit sich umziehe, eigentlich aber aller Begründung, aller dogmatischer und wissenschaftlicher Haltbarkeit ermangle; daß einzig entweder das katholische Dogma, oder die gegenüberstehende zwinglische Lehre Folgerichtigkeit in sich trage, an der lutherischen hingegen eine Unsicherheit und ein Widerspruch hervortrete, der nur so lange nicht zum durchgreifenden Bewußtsein gelangen mochte, als er durch den äußern Zwang einer über den Bekenntnißschriften sorgfältig wachenden Staatsgewalt darniedergehalten wurde. Mußte ja der beibehaltenen Annahme einer realen Gegenwart Christi in, mit und unter den Gestalten der auf dem Felde des Kriticismus sich umher treibende Verstand die Frage über das vermittelnde Organ dieser Gegenwart auf dem Fuße folgen lassen. Nur die katholische Kirche vermag es dieselbe genügend zu beantworten; sie hat von jeher gewußt, daß es nicht zureiche, eine Hostie, den Wein auf den Altar zu stellen, um eines gegenwärtigen Christus sich getrösten zu dürfen; daß vielmehr ein hinzutretendes, nicht willkürlich gewähltes, sondern durch höheres Ansehen mit einerseits verbindlicher, anderseits wirkender Kraft ausgestattetes Mittel unerläßlich sei. Und so ist es auch ihr nur gegeben, jenes bedeutsame apostolische Wort (1 Cor. 11, 27) von dem unwürdig Essenden, der sich hiemit des Leibes und Blutes des Herrn schuldig macht, seinem klaren Vollgehalt nach zu würdigen und in Anwendung zu bringen. Wie aber Luther bald nach seiner Kriegserklärung gegen die Kirche jenes gegebene Mittel, wodurch die Gestalten zur Wesenheit werden, im Uebermaß des Trotzes weggeworfen, hat er dennoch den Glauben an diese letztere bei barscher Verschmähung des erstern beibe-

halten. Um nun aus dieser, durch ihn bereiteten Verwicklung sich herauszuhelfen, gibt es zweierlei Wege, denjenigen auf welchem seine nächsten Nachfolger sich verstiegen, denjenigen auf welchem die Spätern sich verlaufen haben. Die Erstern suchten sich durch die Ubiquität zu helfen, ohne zu ahnen, daß sie hiedurch die solideste Brücke zum Uebergang in den Pantheismus erbauten; die Andern riefen den subjectiven Glauben der Empfangenden zu Hilfe und haben hiedurch der altgläubig lautenden Form die zwinglische Lehrweise untergeschoben, die objectiv reale Gegenwart, wie die Kirche dieselbe lehrt, zu einer bloß subjectiv realen verkümmert.

Die vorwärts geführten Gemeinden mögen es aber ihren Hofpredigern und Consistorialräthen danken, daß sie ihnen durch Reimereien behilflich sind, ihre subjective sacramentalische Wesenheit bequemer in Activität zu setzen. So dürfen die Württemberger bei dieser öffentlichen Austheilung von Brod und Wein in Ton und Sinn von: „Brüder lagert euch im Kreise," ihre subjective Behaglichkeit und erforderliche Geneigtheit, unter dem Genuß von Speise und Trank höhern Gedanken Raum geben zu wollen, gegenseitig in folgenden Reimen austönen:

Auch wodurch ich mich erfrische,
Nähr' und stärk' am eignen Tische,
Oder in der Freunde Zahl (Abends im Waldhorn),
Sei mir dann, weil du zugegen
Täglich bist mit Zucht und Segen,
Heilig durch dein Abendmahl.

Ein solches Verdienst der wasserklaren Nüchternheit haben dann freilich weder das **Lauda Sion Salvatorem**, noch das **Pangue lingua**.

Mit dem Allem war mir weiter noch nichts klar, als der Zerfall desjenigen Hauses, an welchem die aus dem alten hinübergenommenen Werkstücke immer mehr zerhämmert, zermeißelt und zersplittert wurden, sodann der feste, sichere und großartige Bau des andern. Bis jetzt, d. h. bis zum Jahr 1841, hatte ich jedoch nur auf dessen Außenseite den Blick geworfen; eigentlich aber in dessen Innerem umgesehen hatte ich mich nicht, d. h. wie ich bereits früher erwähnte, mit den Dogmen und namentlich mit den Gegensätzen hatte ich mich bis dahin noch wenig, eigentlich und absichtlich gar nie beschäftigt. Dieß würde höchst wahrscheinlich niemals geschehen sein, wären meine äußern Verhältnisse unverrückt dieselben geblieben, welche sie seit mehr als drei Jahrzehnten waren.

Jetzt nahm ich Möhlers Symbolik zur Hand, um aus ihr, sowohl die Lehre der katholischen Kirche, als auch das Verhältniß der einzelnen Lehren zu den nichtkatholischen kennen zu lernen. Da mußte allerdings schon der erste Abschnitt über den Urzustand des Menschen mein Nachdenken in hohem Grade beschäftigen.

Ich hatte nun zu aller Zeit in Predigten und im Religionsunterricht auf die Lehre von der Erbsünde, als Bedingung der Erlösung das wesentlichste Gewicht gelegt, erst jetzt aber aus Möhler kennen gelernt, daß meine Anschauungsweise der katholischen näher stehe, als derjenigen, welche von den Reformatoren aufgestellt war. Ich konnte jene von Natur eingepflanzte Neigung, „Gott und den Nächsten zu hassen", unmöglich nach dem strengsten Begriff dieses Wortes nehmen; widersprach ihm doch die Ueberlegung, die allergewöhnlichste Erfahrung. Daher wurde dieser Ausdruck durch mich stets zu einer höchst mangelhaften Erkenntniß und Liebe ermäßigt, die ohne Beihilfe göttlicher Gnade niemals in eine vollkommenere übergehen werde. Das der Erbsünde verfallene Menschengeschlecht pflegte ich immer unter dem Bild einer Kette darzustellen, deren oberster Ring durch Gottes Hand gehalten wor-

den, aber zersprungen, hiedurch alles darniedergefallen sei, was an demselben gehangen habe. Sie erschien mir als eine innere, von der menschlichen Natur unzertrennliche Verschlimmerung, weßwegen der Wiederhersteller, der Mittler, nothwendig auf andere Weise die Menschheit habe an sich nehmen müssen, indem er, von irdischen Eltern abstammend, schon deßwegen uns mit Gott nicht hätte versöhnen können. Auch eine vollkommene Zerstörung des Ebenbildes, wonach der Mensch geschaffen worden, konnte ich nie annehmen, wohl aber, wie bei einem wirklichen Bilde, eine Entstellung desselben durch Staub und Schmutz, selbst bis zu völliger Unkenntlichkeit. Damit ward dann ein helleres oder dunkleres Wiederhervortreten desselben, durch immerwährende Reinigung unter dem Einfluß des Glaubens an Christum, in Verbindung gesetzt, bis einst durch volle Zurechnung seines Verdienstes das entstellte Bild den ursprünglichen Glanz wieder gewinnen werde.

Da dieß aber nicht Gegenstände waren, die ich nur selten berührte, sondern solche, auf die ich meiner Ueberzeugung von den Obliegenheiten eines Botschafters an Christi Statt gemäß, sehr oft und in den mannigfaltigsten Beziehungen zurückkam, so hätte wohl nichts näher gelegen, als den Beweis, daß meine Lehre keine ächt protestantische sei, hierauf zu gründen. Es wäre, wie ich nachher wohl eingesehen habe, nicht schwer gewesen, dieß darzuthun, obgleich es mich überrascht, aufs höchste würde befremdet haben, die Rechtgläubigkeit meiner Lehre unter diesem Gesichtspunkt angefochten zu sehen; gleichwie ich nachher mich überrascht fand, als ich aus Möhler kennen lernte, daß meine bisherige Ueberzeugung nichts weniger als mit den Ansichten der Reformatoren übereinstimme. Hätte sich doch hier eine praktische Seite der verderblichen Einwirkung der Beseitigung eines Grundsatzes derselben auffinden, nachtheilige, weil mit diesem nicht durchweg übereinstimmende Folgerungen hieraus weit eher sich träumen lassen, als aus der Bewunderung eines vor mehr als sechs Jahrhunderten lebenden Papstes. Ob

wohl diejenigen, denen diese letztere nicht gefallen wollte, in Beziehung auf jene Lehren bessere Urprotestanten sein mögen?

Ferner hatte ich viel Redens gehört von dem verwerflichen Pelagianismus, welchem die katholische Kirche huldige. Jetzt überzeugte ich mich, daß diejenigen, welche mit diesem Vorwurf so freigebig sind, vermuthlich nie gelesen haben, daß es in der fünften Session des Conciliums von Trient, in welcher diese Lehre behandelt wurde, ausdrücklich heiße: „Wer behauptet, daß die Erbsünde entweder durch natürliche menschliche Kraft, oder durch irgend ein anderes Mittel, als **durch das Verdienst des einzigen Mittlers, unseres Herrn Jesu Christi, der durch sein Blut mit Gott uns versöhnt hat, und unsere Gerechtigkeit, Heiligkeit und Erlösung ist, gehoben werden könne, der sei im Banne.**" Bestimmter und entschiedener kann der Glaube an die herstellende Wirksamkeit des Verdienstes Christi nicht ausgesprochen werden als in jenem Satz des Tridentinums. Aber nicht aus dem Tridentinum allein, sondern aus dem Meßcanon, sowohl in seiner obersten Beziehung, als in seiner ganzen Oeconomie, als endlich in seinen bestimmten Ausdrücken, leuchtete mir später die völlige Unhaltbarkeit jenes Vorwurfes aufs hellste ein; gleichwie sodann selbst in den Gewohnheiten und Ausdrücken des Lebens auch da, wo von speculativer oder gelehrter Theologie unmöglich die Rede sein konnte, eine fortlaufende Widerlegung der unabläßigen, erneuerten Anschuldigung mir sich darbot.

Eben so überrascht fand ich mich in Bezug auf die Lehre von der Rechtfertigung. Bei der Frage: „Wie wirst du gerecht vor Gott?" hält freilich der heidelbergische Katechismus fest an dem durch Luther in das N. T. hingefälschten „„allein."" Ich meinerseits hielt immerwährend eben so fest daran, jedoch niemals im Sinne von jenem: „Sündige, sündige tapfer darauf los, der Glaube macht alles wieder gut;" sondern in dem Sinne, daß alle unsere guten Werke, als mangelhaft, uns in

die urſprüngliche Heiligkeit nicht wieder zurückverſetzen können, daß dieſes einzig dem verſöhnenden Tod des Erlöſers zu verdanken und eine göttliche Gnadenwohlthat ſei, die wir anders nicht als durch den Glauben uns aneignen können; daß aber einem Glauben, der nicht durch „Früchte der Dankbarkeit“ ſich bemerklich mache, dieſer Name gar nicht gebühre. Sei der Glaube das Mittel, das Verdienſt Chriſti ſich anzueignen, ſo ſeien die guten Werke unerläßlich, um erſt uns, ſodann andere zu überzeugen, daß derſelbe nach rechter Art in uns vorhanden, zur ſchaffenden Kraft in uns geworden ſei.

Das nun ſtand freilich jener fides formata, die Luther nicht anerkennen wollte und an welcher jetzt noch einige Anſtoß nehmen, ziemlich nahe. Dahin war ich aber gekommen durch die heilige Schrift ſelbſt, durch die eigene, freie, aber redliche Forſchung, ohne alle Berückſichtigung des Tridentinums. Das, was auf die Lehre ſich bezieht, habe ich erſt in den Anführungen bei Möhler gefunden. Durch ihn erſt habe ich erfahren, daß es die Frage: „Wie der Menſch durch den Glauben aus Gnade gerechtfertigt werde?“ ſo beantwortete: „Der Glaube iſt der Anfang alles Heils, Grundlage und Wurzel aller Rechtfertigung; denn ohne ihn iſt es unmöglich Gott zu gefallen und zur Kindſchaft gegen ihn zu gelangen.“ Möhler führt in ſeiner Symbolik folgende Stelle aus Cornelius a Lapide an, in welcher ich meine Lehre über Glaube und Werke und deren gegenſeitiges Verhältniß, wie ich ſie gleichmäßig zu aller Zeit einzuprägen geſucht habe, in wenige Worte zuſammengefaßt fand: „Unter Gläubigen ſind jene gemeint, welche ſich nicht gleich den Dämonen mit einem nackten, leeren Glauben begnügen, ſondern jene, welche wie Freunde einen durch die Liebe geſtalteten Glauben beſitzen; die alſo an Chriſtum in der Weiſe glauben, daß ſie auch ſeine Gebote vollziehen; die einen demuthsvollen, lebendigen und gehorſamen Glauben beſitzen, kurz, die nicht bloß theoretiſch, ſondern praktiſch glauben.“

Eine der katholischen mindestens sich annähernde Lehre vom Glauben ist so einleuchtend, so natürlich, so dem menschlichen Bedürfniß entsprechend, daß es Mühe kostet, schlichten, einfachen Laien es nur begreiflich zu machen, daß die Reformatoren das Gegentheil gelehrt hätten. Es würde schwer fallen, einen redlichen und noch glaubensfähigen Protestanten zu überzeugen, daß Luther ausgesprochen habe: „Die Forderung, daß der rechte Glaube seine Gestalt von der Liebe empfange, sei ein eitler, erdichteter Schein, eine trügliche Täuscherei des Evangelii"; daß er irgendwo den Satz aufgestellt habe: „wenn im Glauben ein Ehebruch könnte begangen werden, so wäre er keine Sünde"; daß von Calvin und andern Aehnliches sei gelehrt worden. Es ist im Jahr 1840 vorgekommen, daß ein mir nahe Befreundeter einigen Bürger bemerkte, eben jene gänzliche Trennung des Glaubens von den Werken sei ursprüngliche protestantische Lehre, wie sie von den Reformatoren aufgestellt worden; daß hierob diese Bürger ganz ungehalten wurden und ihm vorwarfen, das gerade sei der verdorbene, mangelhafte Glaube der katholischen Kirche.

Man lernt aus diesem Vorgang zweierlei. Zuerst, wie die Lehre, daß der Glaube ohne Rücksicht und ohne nothwendigen Einfluß auf die Werke zur Rechtfertigung hinreiche, alles praktischen Werthes ermangle; wie dagegen die Lehre von dem, durch die Werke (d. h. dem zu Christo gerichteten Wandel) bethätigten Glauben ein unabweisliches Bedürfniß des menschlichen Geistes sei, also daß hier Offenbarung und Vernunft zusammentreffen. Dann aber läßt er auch einen Blick thun, welcher Begriff von der katholischen Kirche unter den protestantischen Massen herrschend sei, derjenige nämlich eines diametralen Gegensatzes; so zwar, daß nicht nur das Richtige immerdar auf protestantischer, das Unrichtige dagegen auf katholischer Seite stehen muß, sondern selbst in der Weise, daß gerade deßwegen, weil dort nur das Richtige zu finden sei, hier das Unrichtige nothwendig herrschen müsse; so daß es wahrlich

nicht befremden darf, wenn aus dieser Unkenntniß entweder ein solches dünkelhaftes Herabsehen oder eine eingefleischte Abneigung gegen die katholische Kirche sich erzeugt. Wer wollte hieraus dem unwissenden Haufen einen Vorwurf machen, wenn er sieht, wie dessen mit dem Gewande der Wissenschaftlichkeit umkleidete Führer ihm in beidem voranschreiten?

Indem ich in der Lehre der katholischen Kirche mich umsah und mir über dieselbe ein bisher ungekanntes, weil nie gesuchtes Licht aufging, bot sich mir die Frage dar über die Möglichkeit einer Wiedervereinigung der von ihr Getrennten: eine Frage, die schon vielfach aufgeworfen worden ist, einst die edelsten Geister beschäftigt, selbst Unterhandlungen und Anträge hervorgerufen hat. Se. Heiligkeit, Gregor XVI., hatten eines Tages die Gnade, mir aus zufälliger Veranlassung eine Stelle aus einer Schrift von Grotius vorzulesen, worin derselbe diese Frage äußerer Gründe wegen verneint. Die Protestanten, sagt er, müßten vor Allem erst unter sich geeinigt werden, erst zu einem Ganzen sich gestalten können, um sodann als solches mit dem Ganzen der katholischen Kirche unterhandeln zu können. Jenes aber sei nicht denkbar, daher auch dieses immerfort unmöglich bleiben werde.

Leuchtete dieß schon damals, in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts ein, wie muß es nicht jetzt einleuchten, wo der Zustand ein ganz anderer, die innere Auflösung und das Auseinanderfallen auf den höchsten Punkt gediehen ist? Die katholische Kirche bildet noch heutzutage eine Einheit, wie sie es zu Bossuets Zeit bildete; steht aber die protestantische Kirche unserer Tage auch nur noch da, wo sie zur Zeit von Leibnitz und Molanus stand?

Allein mir scheint es liege noch ein weit gewichtigerer, tieferer, weil innerer Grund in den einander schlechthin aus-

schließenden Principien, auf welchen so die katholische Kirche als die mancherlei protestantischen Parteien beruhen; Principien, die mit dem Sündenfall, der Welterlösung und dem Wesen der durch diese begründeten Heilsanstalt unzertrennlich zusammenhängen. — Daß Gott den Menschen mit voller Freiheit erschaffen habe, ist nicht allein Lehre der katholischen Kirche, sondern auch der heidelbergische Katechismus lehrt dasselbe. Es war Mißbrauch der Freiheit, welcher den Sündenfall herbeiführte. Um die Folge desselben aufzuheben, um mit Gott, von dem wir hiedurch uns getrennt hatten, uns wieder zu versöhnen, ist Christus Mensch geworden und am Kreuz gestorben. Wollte der Mensch zur Gottähnlichkeit sich erheben, so erniedrigte sich das ewige Wort, „welches von Anfang her bei dem Vater war," und „nahm Knechtsgestalt an;" aber nicht dieß allein, sondern: „Christus **ward gehorsam** bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz."

Dieser Gehorsam ist daher nicht allein die Wurzel, sondern noch weit mehr, er ist die innerliche Bedingung der Versöhnung mit Gott. Es sollten durch Christum nicht allein die Folgen der Trennung von Gott, sondern allervörderst sollte dasjenige, worin das eigentliche Wesen derselben besteht, aufgehoben werden. „Denn so wie durch den Ungehorsam eines einzigen Menschen viele zu Sündern geworden sind, so werden durch den Gehorsam eines einzigen viele zu Gerechten." Das Hauptmoment der Erlösung liegt somit weniger in dem Kreuzestod selbst, als in dem Gehorsam, in welchem Christus diesem sich unterzog; so wie der Abfall von Gott nicht in dem Genuß der Frucht, sondern in dem Hinwegsetzen über das Verbot — in dem Mißbrauche der Freiheit — lag. Die innere That geht der äußern immer voran, diese ist nur die sichtbar hervortretende Seite des innerlich bereits Vollzogenen.

Wenn wir nun die Kirche nicht bloß als ein Summarium von Bekennern Christi, sondern (katholischer Lehre gemäß) als den Körper Christi, dessen verherrlichtes Haupt er ist, betrachten,

so ist eine Gemeinschaft der Gnaden, Gaben, Eigenschaften zwischen Körper und Haupt unerläßliche Bedingung der Verbindung, Uebereinstimmung und organischen Einigung. Wir finden diese darin, daß, wie bei dem Haupt und der Thatsache der Welterlösung, so auch bei der durchgebildeten Aneignung derselben von der Kirche in ihrer Gesammtheit, wie sodann in ihren einzelnen Gliedern, der Gehorsam ebenfalls Lebensbedingung und Lebenskraft der Kirche ist und sein muß. Deßwegen ist es erste Aufgabe der Kirche, alle ihre Glieder in freiem Gehorsam zu Christo ihrem Herrn und, da sie dessen Stellvertreterin auf Erde ist, gegen sich selbst zu erhalten. Das eine soll durch die Lehre und alle Mittel, wodurch dieselbe in dem Erlösten zu Wirksamkeit, Thätigkeit und Frucht gelangen kann, das andere durch alle von ihr angeordneten Disciplinaranstalten erzielt werden.

Gebietet z. B. die Kirche Enthaltsamkeit an gewissen Tagen, so geschieht es vorzüglich, um Gehorsam zu üben; denn der Gehorsam ist die Anforderung Gottes, welche durch die gesammte heilige Schrift sich durchzieht; in allen Mahnungen, in allen Verheißungen, in dem, was als Kern und Stern der Gnadenanstalt Gottes, von dem Dämmerschein im Paradies bis hinan zur Lichtfülle auf Golgatha anerkannt werden muß, glänzt als Lichtquell der Gehorsam. Immerdar und in den mannigfaltigsten Lauten vernehmen wir den Widerhall jener Worte: „Will etwa der Herr Opfer und Brandopfer; und nicht vielmehr, daß seiner Stimme gehorcht werde? Besser ist Gehorsam als Opfer, und Aufmerken vorzüglicher als das Fett von Widdern."

Verlangt daher die Kirche, daß bei irriger Meinung, bei verderblicher Lehre, bei abweichendem Gebrauch, bei gewagter Deutung ihrer Aussprüche und Anordnungen, der Mensch ihrem Entscheid, als demjenigen der Trägerin und Säule der Wahrheit, sich unterwerfe, so soll dieß in Gehorsam gegen denjenigen sich bewähren, der zu jenem sie gesetzt hat. Sie lehrt den Gehorsam als höchste und alle gleichmäßig umfassende Verpflichtung;

sie stellt ihn dar unter allen Verhältnissen als Grundbedingung oder Schmuck jeglicher Tugend. Der Gehorsam bildet das innerste Getriebe, den eigentlichen Pulsschlag ihres ganzen Organismus, die dynamische Einigung ihres großen Baues.

Diesem entgegen ist das Princip aller protestantischen Parteien: die Freiheit. Hervorgegangen in ihren Gründern aus völliger Abschüttlung des Gehorsams, haben sie die individuelle Freiheit in Glaubenssachen zur letzten Grundlage ihres Systems gemacht. Ohne es zu wollen (das sei zugegeben), ist ihnen über ihrem Widerstreben gegen die Kirche das Hauptmoment in der Gnadenanstalt Gottes entschwunden; und wie sie auch damals noch die äußere That der Erlösung mögen festgehalten haben, von der innern wurden sie abgetrennt und haben die Beziehung derselben gerade zu demjenigen, wodurch sie nothwendig geworden, aufgehoben. Damit verlor dieser erste und letzte, höchste und tiefste Beweggrund der Welterlösung seinen bildenden und ordnenden Einfluß auf das Ganze, wie auf den Einzelnen; der Gehorsam, inwieweit er mit der Freiheit sich verschmilzt, trat aus der Kategorie der mit Gott einigenden und die Theilnahme an der Erlösung bedingenden Tugenden in diejenige der bloßen Zierden hinüber, und die Freiheit, als Mutter der neuen Lehre, nahm dessen Stelle ein.

Hiemit (was doch im Vorübergehen berührt werden mag) erklärt sich der rasche Schwung, welchen die Neuerung alsbald gewann, ungleich leichter als durch die in der Kirche damals zum Vorschein gekommenen Uebelstände und durch das Zusammentreffen der politischen Conjuncturen. Beide zwar dürfen als secundäre Förderungsmittel nicht unberücksichtigt bleiben. Unläugbar aber lag das Lockende, Bezaubernde und Fesselnde der neuen Lehre darin, daß sie an den, seit dem uranfänglichen Abfall in das Menschenherz gepflanzten Grundtrieb, Gott gleich sein zu wollen, d. h. der subjectiven Freiheit das Uebergewicht über den von Gott geforderten Gehorsam einzuräumen, sich wendete. Das wohlverstandene Christenthum stellt ein gegen-

seitiges Durchdringen der Freiheit und des Gehorsams, ein Vermitteln von beiden, als höchste Aufgabe. Alles Walten der Kirche während fünfzehn Jahrhunderten zielte darauf ab, Freiheit und Gehorsam in einen innern Zusammenhang zu bringen, beide in Einklang zu verbinden, so daß einerseits die Freiheit nicht mehr ungezügelt herrsche, wie sie durch den Sündenfall mit Gott in Widerspruch sich gesetzt und in dem Heidenthum gewaltet hatte, anderseits der Gehorsam nicht aus knechtischem Geist hervorgehe, wie dieß unter dem Gesetz bewirkt worden. Diese durch Christum bewerkstelligte Vermittlung aber hat die Reformation, wenn nicht aufgehoben, doch unläugbar geschwächt, indem sie der Freiheit wieder ein solches Uebergewicht einräumte, daß dieselbe im Verlauf der Zeit zu jenem uranfänglichen Hochmuth zurückführen konnte: „ihr werdet sein, wie Gott;“ ein Ziel, an welchem wir bereits angekommen sind.

Mittelst der für ihre religiösen Gesellschaften aufgestellten Verfassungen haben im Fernern die Urheber der Trennung durch Beseitigung aller und jeder Autorität die Uebung des Gehorsams geradezu unmöglich gemacht, daher selbst den Begriff davon in geistlichen Sachen völlig verwischt. Sie gehorchen allerdings der über ihnen stehenden Gewalt, aber nur als Staatsbürger, weil sie sich für Staatsdiener halten, und weil jene eine weltliche Gewalt ist. Einem geistlichen Ansehen zu gehorchen, das würden sie als unverträglich mit der Freiheit betrachten. Vollends aber einer anerkannten und überwachten Lehre zu huldigen, das gälte ihnen mit Verknechtung des Geistes gleichbedeutend; zumal nirgends unter den von der Kirche Getrennten etwas gefunden wird, was man eine geistliche und kirchliche Autorität im eigentlichen Sinne nennen könnte.

Verwandt mit dem Gehorsam, ja bedingt durch denselben, in manchen Beziehungen nur dessen freudiges Bewußtsein und dessen sichtbare Bethätigung, ist eine andere Tugend, die ebenfalls von dem Haupt auf die Glieder übergehen soll: die Demuth. „Er erniedrigte sich selbst,“ setzt das göttliche Wort mit Christi

Gehorsam in den innigsten Zusammenhang; und in jener „Gefangennehmung der Vernunft durch den Glauben," von welche der heilige Apostel spricht, verschmelzen Gehorsam und Demuth in eines. Eben so ist anderseits verwandt mit der Freiheit und gleichfalls hervorgehend aus ihr der Hochmuth, dessen Charakter darin besteht, über alles sich emporheben, auf alles herabsehen zu wollen. Betrachten wir es genau, so kann wahrlich keine Regung des wahren, weil freien Gehorsams ohne Demuth stattfinden. Ja der Glaube selbst, inwiefern er annimmt, was Gott dem Menschen geoffenbaret hat, ist eine fortwährende Bezeugung der in uns wohnenden Demuth. Daher eröffnet auch die katholische Kirche eine wahre Schule der Demuth, welche jenes ewig bleibende Wort: „Gott widerstrebt den Hochmüthigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade", aus dem Gebiete der Lehren in dasjenige der Praxis zu versetzen lehrt; indem aus der Wurzel der Freiheit die Demuth niemals als vollreife Frucht erwachsen kann.

Bei solchem Widerstreit der Principien, der tiefsten Lebensfactoren und der Gesammtrichtung, die aus dieser hervorgehen muß, dürfte eine andere Wiedervereinigung der von der Kirche ausgegangenen mit derselben, als auf dem Boden der Gleichgültigkeit (gerade wie in der Union der beiden protestantischen Hauptparteien), mit aller Entschiedenheit zu den unmöglichen Dingen gezählt werden, inwiefern wenigstens jene Wiedervereinigung die Totalität der Getrennten umfassen sollte. Denn könnte die katholische Kirche dem Gehorsam absagen, so würde sie hiemit alle Ansprüche auf ihr Fortbestehen aufgeben; könnte irgend eine der protestantischen Hauptparteien aufhören, die individuelle Freiheit als oberste Besorgniß zu proclamiren, so hätte sie damit der Trennung die Wurzel abgehauen. Ein unbeirrtes Nebeneinanderstehen kann aber nicht Vereinigung genannt werden. Denn wer in wahrer Ueberzeugung in die katholische Kirche eintritt, der muß vor allen Dingen geneigt sein, in den Gehorsam zurückzukehren, diesem in Demuth sich

zu unterziehen und jener, alle von allen trennenden Freiheit zu entsagen.

Ich habe dann früher schon von der Liebe, als nicht bloß von einem Merkmal, sondern als von dem bewegenden Lebenselement der Glieder der Kirche nach außen gesprochen. Die Charitas ist im Grund von innen herausgehend eben das, was von außen hineingehend, und nach oben gewendet der Gehorsam. Der Glaube kann durch nichts offenbar werden, als durch Gehorsam und Liebe, welche beide so unzertrennlich sind, als das Doppelgebot: Liebe Gott über alles, deinen Nächsten wie dich selbst. Gehorsam und Liebe, durch welche beide die Demuth unerläßlich sich durchschlingen muß, sind daher die Siegel des christlichen Sinnes, die Angelpuncte des christlichen Lebens, das Gleichwerden des Gliedes mit dem Haupt. Denn das menschgewordene Wort ist allerdings uns „gleich geworden, ausgenommen die Sünde;“ aber es ist uns deßwegen gleich geworden, damit wir ihm gleich würden — in Gehorsam und Liebe. Die wahre Gemeinschaft mit ihm kann also nur da bestehen, wo Gehorsam und Liebe ihrem Vollgehalt nach anerkannt, gewürdigt und zu Lebenspotenzen gemacht werden. Wo man den Gehorsam, als des Menschen unwürdig, verwirft, kehrt man in die alte, aus Mißbrauch der Freiheit hervorgegangene Sündhaftigkeit zurück; und wo man die Liebe abschwächt, da wird auch Christus nicht in seiner vollen Bedeutung gewürdigt.

Oftmals kreuzen sich wunderliche Begriffe und Vorstellungen über Möglichkeit einer Wiedervereinigung in den Köpfen. Man hört Protestanten häufig sagen: was wir zu wenig haben, das haben die Katholiken zu viel, die Sache wäre bald gethan, wenn die einen abließen und die andern annähmen. Sie stellen sich die Sache vor wie einen Markt, bei dem der eine fordert, der andere bietet und man allgemach immer näher sich rückt, bis endlich der Handel zum Abschluß gedeiht.

Hatte mich auch Möhlers Symbolik über manches belehrt, was mir bisher entweder gar nicht, oder nur unvollständig und fragmentarisch bekannt war; hatte sie mir vorzüglich theils die Willkür, theils den Wankelmuth in Aufstellung der abweichenden Lehrsätze ins Licht gesetzt, wozu dann noch die längst gemachte Erfahrung hinzukam, daß selbst von diesen wesentlichsten vor so vielen, die in der protestantischen theologischen Welt als Autoritäten angepriesen werden, alle Anerkennung und Geltung verloren hätten, so stand ich deßwegen noch nicht in der Fassung, als Glied der katholischen Kirche mich erklären zu können oder zu wollen.

Zwar konnte es mir nicht verborgen bleiben, daß der Meinung, welche einzelne von mir hegten, ein derartiges Zögern nicht vortheilhaft sein könne. Man hatte sich gefreut, bei mir eine gerechtere Würdigung der kirchlichen Vergangenheit, eine unabhängigere Auffassungsweise des Bestehenden zu finden; man hatte mit Theilnahme wahrgenommen, wie ich deßwegen wollte gedrängt werden; man hatte sodann mich als Verfechter der auf alle Weise angegriffenen Kirche gesehen und meinte deßhalb, ich müßte alles, was derselben eigenthümlich ist, mir ebenso vollkommen angeeignet haben wie derjenige, welchen sie von Jugend an genährt und erzogen hat. Allein der Preis, in der Meinung anderer allfällig mich zu heben, oder schiefer Beurtheilung zu entgehen, konnte für mich denjenigen, nie anders denn mit der entschiedensten, unbedingtesten, dem Wichtigsten wie dem minder Wichtigen vollkommen beipflichtenden Ueberzeugung als Glied der Kirche mich erklären zu können, nicht aufwägen.

Ich kann aber nicht sagen, daß ich während jener Zeit des Nachforschens und der Vorbereitung zwischen der katholischen Kirche und dem Protestantismus eigentlich in der Mitte gestanden hätte. Nach den Früchten, die der letztere mir getragen und nach den gewonnenen Momenten zur Würdigung seiner hitzigsten Verfechter, und nach der tiefern Erforschung seines

Ursprungs so wie seines Zustandes, war derselbe für mich eine abgethane Sache, so wie auch jede Beurtheilung meiner Person, die aus demselben hervorging, mir nur höchst gleichgiltig sein konnte. Ich fand nicht die mindeste Anmuthung, an irgend einer seiner öffentlichen Lebensäußerungen mehr Theil zu nehmen, durfte aber hiebei die feste Ueberzeugung hegen, daß dieses, dem Wesen und dem Geist desselben gemäß, im allgemeinen als ein durchaus normalmäßiger Zustand betrachtet wurde und wenn er so bis an mein Lebensende fortgedauert hätte, weder Befremden, noch weniger bei irgend Jemand Mißstimmung würde hervorgerufen haben. Indessen darf ich nebenbei nicht verhehlen, daß zu dieser Zeit noch jene arge Täuschung mich befangen hielt zu meinen, die feste Ueberzeugung von den Grundwahrheiten der Offenbarung genüge, die äußern Formen wären minder wesentlich. Mir hatte die Fruchtbarkeit und Nothwendigkeit der Heilsmittel in der katholischen Kirche, und welche innere Gewißheit und Festigkeit aus dem Bewußtsein entspringe, in ein großes Ganzes nicht bloß mit beifälliger Anerkennung hineinblicken zu können, sondern demselben eingefügt zu sein, noch nicht hell genug eingeleuchtet. Auch ist es leichter gesagt als ausgeführt, daß der Mensch in solchen Angelegenheiten alle Rücksichten aus den Augen setzen müsse; so wie es auch schwerer ist, die eigenen Vorurtheile zu überwinden, als über die fremden sich hinwegzusetzen. Mag man daher sich am Ende gestehen, das eine Band sei gelöst, so ist deßwegen das andere noch nicht geknüpft.

Ich ließ mich bald wieder in den Strudel von allerlei kleinern und größern Arbeiten hineinreißen, unter welchen eine tiefere Erwägung der Frage, was ich in dieser Beziehung thun sollte, in den Hintergrund gedrängt wurde.

Im Jahr 1843 sah ich mich veranlaßt, nach Paris zu gehen.

Im Vorüberreisen sollte ich mit dem hochwürdigsten Bischof von Straßburg mich besprechen, wurde aber von demselben nach Heitern, einem Dorfe in der Nähe von Neubreisach eingeladen, wo er an dem Sonntage, den ich in Straßburg zuzubringen gedachte, die neugebaute Kirche zu weihen hätte. Ich folgte gerne der Einladung, weil ich dabei Gelegenheit fand, einer Festlichkeit beizuwohnen, die zu den seltenern gehört. Kaum ich am Vorabend derselben, um dem Bischof einen Besuch abzustatten, in den Pfarrhof eingetreten war, wollte der Pfarrer es durchaus nicht zugeben, daß ich in das Wirthshaus zurückkehre, denn wer von seinem Bischof geehrt werde, habe dadurch volle Ansprüche auf seine Obsorge.

Der anbrechende Festmorgen wurde durch Glockengeläute, Böllerschüsse und Musik begrüßt, und frohe Bewegung ging durch das ganze Dorf. Eine geschmückte Bevölkerung war frühzeitig auf den Beinen, um die Triumphbogen, die Blumengewinde, die mancherlei Verzierungen, die zu Verherrlichung der Feierlichkeit an dem Pfarrhofe, besonders aber an dem Haupteingange der Kirche angebracht waren, in Augenschein zu nehmen. Begünstigt durch die Witterung, langten allmälig Züge von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen aus den Nachbargemeinden an, und die ganze Umgegend schien bewegt von frohem Jubel über dem Glück, welches der Nachbargemeinde in dem unter so schwerer Anstrengung und großen Opfern zu Stande gebrachten Bau eines würdigen Gotteshauses zu Theil geworden.

Aber auch die Kirche selbst in ihrem stattlichen Bau, in ihrer Räumlichkeit, in ihrer würdigen Ausstattung setzte mich in Staunen. Heitern ist ein Dorf von mittlerer Größe, ganz von Landleuten bewohnt, und doch hatte dieser Bau über 140,000 Franken gekostet, daher nicht nur ansehnliche Beiträge, sondern mehrjähriges Mitwirken durch Hand- und Spanndienste erfordert. Es kehrte lebendig in meine Erinnerung zurück, wie ich einst die äußersten Mittel hatte anwenden müssen, um die

Vorsteher eines Dorfes nur dahin zu bringen, aus dem Kirchenvermögen die eine Hälfte einer Kirche ausweißen zu lassen, nachdem die andere Hälfte schon seit Jahren auf Kosten einer Stiftung hergestellt worden war; wie sodann kurze Zeit vorher in meiner Vaterstadt, die sich eine Zusammenstellung mit dem Dorfe Heitern schönstens verbitten würde, der bloße Bau einer Orgel um eine beinahe zehnfach kleinere Summe, als dort die Kirche gekostet, an Widersprüchen, Rivalitäten, Gleichgiltigkeit und kargen Beiträgen scheiterte. Ich lernte von der praktischen Seite einen Glauben kennen, der auch in dem einfachen Landmann Bereitwilligkeit weckt, freiwillige Opfer zur Ehre Gottes, zu Bereitung einer würdigen Stätte für seine Andacht darzubringen; ich konnte mich lebendig in die Stimmung eines solchen Dorfbewohners versetzen, der mit seinen Lebensgefährten einen wohl zu verzeihenden Ruhm darin sucht, selbst oder durch die Vorväter dem Herrn ein Haus errichtet zu haben, welches ihr Stolz sein, die Nachbarn zu Nacheiferung wecken möge.

Zugleich dann sah ich eine zahlreiche Bevölkerung durch sichtbare Beweise der Ehrerbietung Freude darüber an den Tag legen, daß sie ihren Oberhirten, mit ihrem geistigen Heil beschäftigt, in ihrer Mitte weilen sah. Die Verrichtungen bei der Weihe der neuen Kirche selbst, die Gesänge, die Gebete, die simbolischen Handlungen, der ganze Gang der lange dauernden Feierlichkeit, bei welcher auch eine kurze, aber ergreifende Predigt durch den hochwürdigsten Bischof nicht fehlte: alles zumal gab mir den Beweis, wie tiefgedacht die Anordnungen der Kirche zu jeder Art Festlichkeit seien, wie sinnreich, wie erhebend und großartig.

Auch der Eindruck, den die aus der Nachbarschaft herbeigekommenen Geistlichen auf mich machten, war ein höchst befriedigender, wohlthuender. Sie erschienen insgesammt ihrem Stande gemäß gekleidet und auch nicht bei einem hätte jemand in Zweifel stehen mögen, ob er einen katholischen Priester, oder aber einen Steuereinnehmer oder einen Bezirksarzt vor

sich sehe. Ihr Benehmen hatte ebensowenig den Anstrich von burschikoser Nachlässigkeit, als von jener rückengelenkigen Geschmeidigkeit, welche den priesterlichen Charakter oft noch mehr verunziert als jene. Geschaart um ihren Bischof, gewährten sie das schöne Bild eines solchen Verhältnisses, wie es überall bestehen sollte; nichts Drückendes, Gebieterisches, sondern freundliches, liebreiches Entgegenkommen von Seite des Oberhirten gegen seine Gehilfen, nichts Scheues, Zurückhaltendes, wohl aber freie Bewegung, geregelt durch Ehrerbietung von Seite dieser.

Raschen Fluges durcheilte ich mit der Malleposť die Strecke von Straßburg nach Paris, wo ich bald mit manchen ausgezeichneten und wohlgesinnten Männer in nähere Berührung kam.

Ich hatte zu Wien vor vier Jahren ebenfalls in einer katholischen Stadt mich befunden; die kirchlichen Denkmale daselbst hatten meine Aufmerksamkeit nicht minder auf sich gezogen wie in Paris; besondern kirchlichen Feierlichkeiten hatte ich dort beigewohnt wie hier; die religiösen Zustände und die Erscheinungen des religiösen Lebens waren, wo Gelegenheit sich darbot, damals Gegenstand meiner Unterhaltung wie jetzt; und doch trat bei diesem allem zwischen damals und jetzt ein bedeutender Unterschied hervor. Es läßt sich nicht läugnen, Paris besitzt an kirchlichen Denkmalen einen größern Reichthum und eine größere Mannigfaltigkeit als Wien; es ist wahr, während meines Aufenthaltes in der französischen Hauptstadt trafen ansehnlichere Feste ein, als während des Aufenthaltes in der Hauptstadt der österreichischen Monarchie; auch bin ich dort mit mehr Personen in Berührung gekommen, mit welchen jene Gegenstände unter mancherlei Gesichtspuncten sich erörtern ließen, als früher in Wien. Dieses zugegeben, war ich mir jetzt doch eines mächtigeren Zuges zu jenem allem, einer lebendigeren

Theilnahme, eines gesteigerten Interesses dafür bewußt. Die Hauptverschiedenheit bestand nicht in dem, was meine Aufmerksamkeit fesselte, sondern in der größern, unmittelbarern Anziehungskraft, die jetzt dieses alles auf mich übte.

Zum erstenmal in meinem Leben befand ich mich daher in der Hauptstadt Frankreichs in einer katholischen Stadt mit ganz anderm Gefühl, als zuvor in Wien oder in München, mit demjenigen nämlich, daß unter dem vielen Bedeutungsvollen, was dieselbe meiner Wahrnehmung und Forschung darbieten könne, das katholische Leben, welches mitten unter den schroffsten Gegensätzen in ihr mannigfaltig hervortrete, neben mancherlei anderem Bedeutsamen und Anziehendem nicht das Unwichtigste sei.

Das, was von den meisten Reisenden in der Regel am wenigsten beachtet wird, weil sie dazu zu vornehm, oder zu abgestumpft, oder über dergleichen Nebensachen, die ihrem Wahn nach in der jetzigen Welt keinen Cours mehr haben, oder doch nicht mehr haben sollten, längst hinweggekommen sind: dasjenige, was die Gestaltungen des religiösen Lebens betrifft, ist mir am hellsten in der Erinnerung geblieben.

Der erste Eindruck zwar ließ mich von so manchem, was ich nachmals fand, das Gegentheil erwarten; stimmte mich eher unendlich tief herab, als daß er mich hätte erheben können; rief ein Bild hervor, welches ich glücklicher Weise bald nachher an ein günstigeres und zusagenderes vertauschen konnte. Ich erwachte nämlich in diesem „Herzen und Gehirne der Welt," wie Louis Blanc in seinen zehn Revolutionsjahren Paris nennt, zum erstenmale am Morgen des Himmelfahrtsfestes und begann alsbald die Wanderung durch einige Straßen. Hätten nicht Kalender und eigene Erinnerung es mir gesagt, daß heute die Christenheit eines ihrer größten Feste feiere, hier wahrlich hätte mich nichts daran gemahnt. Durch die Straßen wogte nicht eine festlich geschmückte, sondern zu gewohntem Betrieb und Verkehr hin- und herrennende Bevölkerung; die Aus-

rufer schrieen ihren gewohnten Text; alle Kaufläden waren geöffnet; das Scheuern vor den Häusern, das Reinigen der Glasfenster vor den Gewölben gieng seinen Gang, wie an jedem andern Tage. Ich kam an die Tuilerien; hier sah ich mehrere Arbeiter beschäftigt von den eisernen Stäben des Gitters, welches neu bemalt werden sollte, den Rost abzukratzen.

Die Gazette de France ermangelte hernach nicht, diese zu so unpassender Zeit, an so unpassendem Orte begonnene Restauration mit entschiedener Mißbilligung hervorzuheben, zumal dabei nicht, wie bei den Befestigungsarbeiten, ein Drängen der Zeit habe vorgeschützt werden können. Sie bezeichnete diesen Vorgang geradezu als ein schlechtes Beispiel von Seite der Aufseher über die öffentlichen Arbeiten. Hatte sie Unrecht?

Nachdem ich dieses gesehen, verwunderte ich mich um so weniger über die Emsigkeit, mit welcher an den Kai's stromabwärts das Ausladen und das Fortschaffen des Brennholzes auf Karren betrieben wurde. Längs des Ufers bis zur Invalidenbrücke hinabwandernd, wendete ich mich hier, um zur Kathedralkirche hinaufzusteigen. Ueberall, bis in die allernächste Umgebung derselben, die gleiche Wahrnehmung. Eben war die Zeit des Hochamts gekommen. Ich trat hinein in „das Kleinod und den Augapfel der Bischöfe von Paris," wie ein alter Schriftsteller dieselbe bezeichnet und war nach allem bisher Beobachteten nicht besonders erstaunt, den großen Raum nur sparsam besucht zu sehen. In Folge des an dem Himmelfahrtsfeste Wahrgenommenen stellte sich mir im ersten Augenblicke Paris unter dem Gesichtspunct des kirchlichen Lebens von einer recht düstern Schattenseite dar; daß es sich bald von einer desto heiterern Lichtseite zeigen würde, konnte ich noch nicht ahnen.

Jene Hand, deren unsichtbares Eingreifen in den Gang meines Lebens ich schon öfters hervorgehoben, ergriff mich gleich

am zweiten Tage meines Aufenthaltes in Paris auf unverkennbare Weise und führte mich an ein Ziel, welches ich unmöglich im Auge haben konnte, weil es mir durchaus unbekannt war.

Ich saß Abends in einem Hotel in der Straße Richelieu mit einem Dänen und besprach mich mit ihm über die Localität der großen Oper. Aus seiner Beschreibung des Gebäudes glaubte ich entnehmen zu können, ich wäre des Vormittags bei abgestatteten Besuchen an demselben vorübergefahren. So kannte ich wenigstens die Richtung, in welcher das Opernhaus lag; und da ich nicht wußte, wie den Abend zubringen, schien mir das Räthlichste, in dieses zu gehen. Ich stand bald vor einem Gebäude mit einer kleinen Säulenhalle. Es war eben dasjenige, welches ich am Morgen bemerkt hatte, und welches mit der Beschreibung des Dänen vollkommen zusammenzutreffen schien, so daß ich gar nicht zweifelte, vor dem Opernhause zu stehen.

Obwohl es mir auffiel keine angezündeten Laternen, keine Wache, kein Menschengedränge zu erblicken, konnte ich doch nicht von ferne ahnen, daß ich vor einem ganz andern Gebäude als vor dem Opernhause stehen dürfte. Ich vermuthete, da ich nicht vorher den Theaterzettel zu Rathe gezogen, zu früh mich eingefunden zu haben. Indeß, da ich doch einige Personen hineintreten sah, folgte ich diesen durch die erste Thüre, in Erwartung, hier die Casse zu finden. Allein sie zeigte sich nicht. Ich folgte durch eine zweite Thüre und fand mich in einem ziemlich großen Saal voll geordneter Sessel, im Hintergrunde, wie es mir schien, durch einen blauen Vorhang geschlossen; aber keine Logen, niemand zu sehen, der nach dem Eintrittsgeld fragte; das befremdete mich von neuem, und noch mehr setzte mich der schmale, unverhältnißmäßig lange Raum in Verwunderung; ich war wie aus den Wolken gefallen, statt in dem Opernhause, in einer großen nach Basilikenart gebauten Kirche mich zu finden. Ich gieng wieder hinaus und las nun über den Säulen die Inschrift: Beatæ Mariæ Virgini Lauretanæ.

Nun gedachte ich, bei dem ersten Begegnenden aufs neue nach dem Opernhause mich zu erkundigen, zuvor aber im Vorbeigehen das Innere dieser Kirche wenigstens zu überblicken; daher ich neuerdings hineintrat, dießmal stracks dem Mittelschiffe zu.

Indeß hatte sich am innern Eingang der sogenannte Schweizer in seiner Livree und mit seinem großen Stock aufgestellt. Sobald ich nun meine Schau antreten wollte, fragte er: ob ich des Officiums wegen, oder bloß um die Kirche anzusehen, hineingekommen wäre? Letzteres sei zu dieser Stunde nicht gestattet. Diese Frage überraschte mich noch mehr. Neuling wie ich war, entgegnete ich: ob denn so spät am Abend noch ein Officium statt finde und welches? Ich konnte mir höchstens einen Trauergottesdienst denken. Da erhielt ich den Bescheid: wir befänden uns ja in dem Marienmonat (Mai), in welchem alle Abende in sämmtlichen Kirchen von Paris eine Andacht zur seligsten Jungfrau gefeiert werde, in einer halben Stunde werde dieselbe beginnen. Da diese Eröffnung mir nun einmal gemacht worden, lag der Gedanke nahe: dein Fleisch und Blut haben dich nach der Oper führen wollen; eine andere Gewalt hat dich ergriffen und zur Stunde, da ohne Zweifel viele tausend Herzen zu der gnadenreichen Fürbitterin sich erheben werden, gegen deinen Willen in dieses Haus geleitet. Ich blieb also, wo ich war, und hatte einstweilen noch Muße, die reich ausgestatteten Seitenschiffe und die prachtvolle Decke mit ihren Cassetten und so fleißig gearbeiteten, als schön gezierten Füllungen zu besehen.

Nach halb acht wurden Kirche und Hochaltar erleuchtet, wobei das Gemälde in dem Halbrund über dem letztern, Mariens Krönung auf Goldgrund, glänzend hervortrat. Allgemach füllte sich der Raum, nicht mit Personen der untern Stände, selbst wenigen der mittlern, sondern fast ausschließlich mit wohlgekleideten Herren und Frauen (am letzten Maitag fand ich die Kirche so gedrängt voll, daß wohl weit mehr als 3000 Personen, die sie sonst bequem fassen kann, mögen versammelt

gewesen sein.) Um drei Viertel auf acht bestieg ein Geistlicher die Kanzel und begann den Gottesdienst mit dem englischen Gruß und der lauretanischen Litanei, unter Beantwortung durch die Versammlung. Nach dessen Beendigung stimmten die trefflich eingeübten Chorknaben einen Choral an mit Orgelbegleitung. Diesem folgte ein wunderschöner Figuralgesang. Nachdem der Gesang eine Weile gedauert, wendete sich die Versammlung und hörte eine gehaltvolle in ruhigem Tone vorgetragene Predigt an. Nach der Predigt hob der Gesang (zum Theil Stücke aus dem hohen Lied) wieder an, Choral und Segen schlossen die in jeder Beziehung erhebende Andacht, die ganze zwei Stunden gedauert hatte.

Die gemachte Erfahrung entriß mich nun der Verlegenheit, wozu ich die Abendstunden verwenden sollte. Schon des folgenden Tages begab ich mich wieder in die gleiche Kirche. Gleiche Menge der anwesenden Personen, gleiche hinreißende und erhebende Feier. Dießmal vermißte ich aber den ansprechenden Vortrag des gestrigen Tages; der heutige war eintönig, eine unausgesetzte Wiederholung derselben einschläfernden Cadenzen. Desto mehr sprach der Inhalt der Predigt mich an. Christus und seine Kirche über alles, für alles, zu allem und in allem — das hätte man füglich das reiche Thema dieser Predigt nennen können.

Ungeachtet der folgende Tag Sonntag war, fand ich die noch größere Magdalenenkirche zu dieser abendlichen Feier nicht weniger angefüllt, die Personen ungefähr von der gleichen Kategorie wie in jener. So schön auch hier die Feier war, so konnte der Gesang doch nicht so ausgesucht genannt werden, wie in der Kirche unser lieben Frau von Loretto. Die Predigt hatte die Empfehlung des Rosenkranzes zum Gegenstand. — Ich habe im folgenden Jahr zu Rom am Schlusse der Marienandacht den berühmten Pater Ventura nach einer ausgezeichneten Predigt über die allerheiligste Dreieinigkeit den nämlichen Gegenstand zwar mit kurzem Wort, aber in

gleichem Sinne berühren gehört; vornemlich hervorhebend, wie der Rosenkranz eigentlich aus himmlischen Worten und Lehren: dem Gruß des Himmelsboten an Maria, dem Gebet, welches von dem Herrn uns hinterlassen worden, und dem kurzgefaßten Inbegriff aller von oben geoffenbarten Glaubenswahrheiten zusammengesetzt sei, darum nothwendig den Menschen emporheben müsse aus dem Reich des Vergänglichen in dasjenige seligmachender Wahrheit.

In St. Germain l'Auxerrois war Montags darauf die Feier einfacher, obwohl in ihren Bestandtheilen dieselbe, wie in den andern Kirchen. Die Versammlung schien hier beinahe ausschließlich aus Bürgersfrauen zu bestehen, Männer dagegen wohnten verhältnißmäßig weit weniger bei, als in den vorhin genannten Gotteshäusern.

Diese Andachten zu der heiligen Jungfrau, in Deutschland erst neulich in München und, wie ich dessen selbst mich überzeugt habe, unter erhebendem Zusammenfluß aller Stände und Alter wieder hergestellt, sind in den Kirchen von Paris seit nicht allzulanger Zeit erneuert worden, erfreuen sich aber jetzt schon einer ausgezeichneten Theilnahme und zwar (das konnte ich wahrnehmen, wo und so oft ich mich zu denselben einfand) einer recht andächtigen Theilnahme.

Die Andachten während des Marienmonats sind aber nicht die einzigen, welche des Abends gehalten werden. Je zuweilen finden in dieser oder jener Kirche dergleichen statt, so z. B. in der Kirche des petits péres, oder Unser lieben Frau vom Sieg, alle ersten Sonntage des Monats diejenige der Erzbruderschaft vom Rosenkranz. Auch einer solchen wohnte ich bei. Die Kirche (ohnedem keine der größten) war zum Erdrücken von Menschen angefüllt. Vorerst kündigte ein Priester den Versammelten an, wer der Fürbitte der Erzbruderschaft sich empfehle, oder für wen sie dieselbe einzulegen sich verpflichtet fühlen müsse. Unter den erstern wurden große Zahlen von kürzlich Verstorbenen, von Kranken, von Wöchnerinnen, von

Brautleuten, von Kindern, von Seminarien und Erziehungsanstalten, auch 52 Juden und etwas mehr als 400 Protestanten genannt; unter den andern wurden namentlich erwähnt: die gedrückte Kirche in Spanien, die hart verfolgte Kirche in Rußland, die leidende Kirche in Württemberg und besonders die schwer bedrängten Klöster und Katholiken in der Schweiz. Neben Rosenkranz und Gesängen war auch mit dieser Andacht eine Predigt verbunden, der ich aber bei der Entfernung von der Kanzel nicht genau folgen konnte: nur so viel vernahm ich, daß sie von Pflicht und Wirkung der Fürbitte der Gläubigen für einander handelte.

Eines Samstags Nachmittags wollte ich in dieser Kirche den Abbé Ratisbonne aufsuchen, fand aber die vielen Beichtstühle derselben nicht nur alle besetzt, sondern zum Theil von den Blicken der Anwesenden, um ebenfalls Eingang zu finden, so zu sagen belagert, so daß ich mir eigentlich ein Bedenken gemacht hätte, Herrn Ratisbonne's Thätigkeit in diesem Augenblick zu unterbrechen. Und doch war dieser Samstag nicht der Vorabend eines Festes, sondern eines gewöhnlichen Sonntages. Ich wurde nachher versichert, daß ich es so an jedem andern Samstage finden würde. Dieses, bei dem ersten Anblick auffallende Zusammendrängen so vieler Personen erklärt sich aber leicht, wenn man weiß, daß manche zu dem ehevorigen Gebrauch zurückgekehrt sind, monatlich das heilige Abendmahl zu empfangen und zuvor ihre Beichte abzulegen.

Die Bauart der meisten Kirchen von Paris ist so, daß von den Seitenschiffen hinter dem Hochaltar herum ein Kreis von Capellen sich zieht. Unter diesen ist immer eine der größten, wenigstens der sorgfältigst ausgestatteten, der heiligen Jungfrau geweiht. Selten, zu welcher Tageszeit man in die Kirche trete, wird man diese Capelle ganz verlassen finden. Wie manche Frau aller Stände, jedes Alters, sah ich da, in-

brünstig betend vor dem Bilde der Gnadenmutter, und oft gedachte ich bei dem Anblick der Betenden an das Wort, welches einst eine der ersten unter allen Fürstinnen zu mir sagte: „Sie könne es nicht begreifen, wenn nicht jede Mutter ihre Kinder täglich dem gnadenreichen Schutz der heiligen Jungfrau anempfehle!"

Reine, innige, ganz sich hingebende Andacht, habe ich bei dem Gottesdienst wahrzunehmen vielfach Gelegenheit gehabt, und das in allen Kirchen, unter allen Ständen, bei allen Lebensaltern. Das entschiedene Gegentheil, was hie und da in den Städten einen so unerquicklichen, deprimirenden Eindruck macht, zeigte sich in Paris ungleich seltener. Mehr als einmal sah ich bei Processionen, wenn das Sanctissimum sich nahte, zierlich gekleidete Frauen ihren Kniesessel wegrücken und, auf den Boden sich werfend, in der demüthigsten Stellung das Vorübertragen desselben abwarten, herbei sich drängen, um ehrfurchtsvoll den Fuß der Monstranz küssen zu können.

Ein Gebrauch, den man in den Kirchen Deutschlands und Italiens nicht kennt, hat sich als Rest des Alterthums in allen Kirchen Frankreichs erhalten: ein Ueberbleibsel der alten Oblationen, deren evangelischer Grund in der Stelle Matth. V, 23 gefunden wird*). Vor dem Offertorium nämlich tragen zwei, in weiße Chorhemden gekleidete Knaben, unter Vortragung einer Kerze und unter Voranschreiten des Schweizers, der ihnen Bahn macht, auf einer Bahre, auf weißen Tüchern (candidis fanonibus der Alten) liegend, einige Brodringe, die von brennenden Wachskerzen umgeben sind, nach dem Hochaltar. Dort wird das Brod (panis terrestris, zum Unterschied von dem panis coelestis, zum Behuf der Messe) gesegnet, hierauf nach der Sacristei getragen, um in kleine Würfel zerschnitten zu

*) Man sehe über diesen Gebrauch: Binterim. Die vorzüglichsten Denkwürdigkeiten der christkatholischen Kirche Th. 4. Bd. 3. S. 366 ff.

werden. Die Küster fassen es dann in zierliche Körbe, und bieten es durch die Reihen der Anwesenden dar, von denen jeder ein solches Würfelchen nimmt, das Kreuzeszeichen macht und es in den Mund steckt. — Auch darin läßt sich die enge Verwandtschaft mit den alten Oblationen erkennen, daß nicht die Kirche es ist, welche jenes Brod liefert, sondern die Pfarrgenossen, die sich wahrscheinlich darüber unter einander verstehen, damit es niemals daran fehlen kann.

Nicht lange nach dem Mißverständniß, welches mich statt in das Opernhaus in die Kirche geführt hatte, machte Graf von Horrer jene Bemerkung, mit der ich die Vorrede zu diesen Lebenserinnerungen eröffnete. Ich konnte nicht viel darauf erwiedern; aber ich gestehe, daß sie wie ein elektrischer Funke in mich einschlug. Deßwegen wäre es mir zur baaren Unmöglichkeit geworden, in jenem, wider alle Absicht erfolgten Hineingezogenwerden in eine Kirche, zu der Ehre derjenigen erbaut, die mir längst schon mehr gewesen, als bloß eine merkwürdige Individualität, nicht ein abermaliges, gnadenreiches Auswerfen der Angel zu erkennen.

Wenn Frankreichs jetziger Regent (Ludwig Philipp) die Benennung, welche der Stolz, die Zierde und das kostbarste Juwel in der Krone der Nachfolger des heiligen Ludwigs durch eine lange Reihe von Jahrhunderten war: der Allerchristlichste, als werthlos oder aus welcher Ursache immer es sei, von sich geworfen hat: so möchte man wohl sagen, dieselbe sei von dem bessern Theil seines Volkes als theures Ueberbleibsel aufgegriffen worden, um es sorgfältig zu bewahren und fortan sich damit zu schmücken. Es ist unglaublich, was die in christlichem Glauben wurzelnde und mit christlicher Lebenfülle wirkende Wohlthätigkeit, eben jene Charitas, von der ich früher gesprochen, unter allen Gestalten, zu allen Zwecken, alle Geschlechter, Alter und Stände durchdringend, einzig in Paris leistet, wie vielerlei Verbindungen zu thätigem Beistand für Andere und nach jedem denkbaren Bedürfniß der zahlreichen

besondern Glieder der Gesellschaft durch sie bestehen, blühen wirken; wie neben dem, was durch öffentliche Berichterstattungen Mittheilungen, Rechnungsausweise weitern oder engern Kreisen bekannt wird, manches noch geschieht, was verborgen bleibt. Auch hierin gehen die höheren Stände (was ich jedoch keineswegs mit dem Ausdruck „die Reichen" gleichbedeutend genommen wissen möchte), wie billig, voran. Andere, die durch das materielle Treiben der Zeit nicht durchweg vertrocknet und verknöchert sind, bleiben ebenfalls nicht zurück. Ich weiß von Seite des Pfarrers von St. Eustach, daß durch die Fischhändlerinnen und Gemüseverkäuferinnen (die sogenannten Halldamen), die in der Nähe dieser Kirche ihre Marktplätze besitzen und mehr noch als andere Berufsarten ihren ehemaligen Typus bewahrt haben, zu Werken der Wohlthätigkeit mehr beigetragen wird, als man vielleicht ahnen möchte.

Handelt es sich darum, durch Beisteuern an Blumen, Lichtern, anderm momentan zu verwendendem Schmuck die Feier irgend eines Festes zu erhöhen; sind zu Erneuerung, zu würdigerer Ausstattung einer Kirche Geldbeiträge nothwendig; bedarf sie irgend eines kostbaren Geräthes, nie wird die Einladung hiezu an die Pfarrgenossen vergeblich ergehen. Auf diese Weise, wiewohl nicht minder durch anderweitige Beiträge, hat die Anhöhe des Montmartre zu dem Ueberblick über das weitgedehnte Häuserlabyrinth und der reichen Fernsicht, welche sie gewährt, noch eine andere Sehenswürdigkeit in dem schönen Calvarienberge gewonnen, welchen der dortige Pfarrer aus solchen freiwilligen Gaben auf seinem Kirchhofe anlegte. Dieser Calvarienberg besteht aus neun geschmackvollen Capellen, jede in einem besondern Baustyl aufgeführt, jede mit einem höchst würdig gearbeiteten Hochbilde aus der Leidensgeschichte geziert, alle um ein heiliges Grab sich reihend, welches sowohl in seinen Dimensionen, als in seiner äußern Gestalt dem heiligen Grab zu Jerusalem sorgfältig nachgeahmt ist. Ein Paar dieser Capellen sind zur Zeit noch von Holz; „denn, sagte mir der

Pfarrer, ich muß innehalten mit der Vollendung, bis mir die Mittel zukommen, um auch diese in Stein verwandeln zu können. Ist mir aber das weitaus Größere gelungen, so wird auch dieser kleine Rest auf seine Vollendung nicht allzulange warten müssen."

Ich habe dieses vorläufig angeführt, bloß um darauf hinzuweisen, wie der durch religiöse Ueberzeugung angeregte Gemeinsinn noch immer nicht erstorben sei, noch immer zu Stande bringe, was Erlasse und Verordnungen weltlicher Gewalten schwerlich bewerkstelligen könnten. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß dem Staat, wie sehr er sich auch spreize und wie wortreich auch dargelegt werden wolle, daß alles Wohlthätige der gesellschaftlichen Einrichtungen Ausflüsse aus dem Strome seiner Vollgewalt seien, noch nie und niemals eine Vergabung gemacht worden ist, selbst von denjenigen nicht, die ihn zeitlebens als Brodherrn erkennen, oder gar als ihren Götzen präconisiren, indeß der Kirche immer noch und überall, wo jener nicht die allernatürlichsten Rechte verschlingt, Vergabungen zu den mannigfaltigsten Zwecken gemacht werden. Denn selbst durch die Schenkungen und Vermächtnisse an die zu bloßen Staatsanstalten verkümmerten Schulen, die manchmal nur deßwegen erfolgen, weil sie in solche herabreglementirt worden sind, zieht sich eine unbewußte Erinnerung an deren kirchliche Natur.

Spricht man aber von Opfern für die Kirchen, für den Gottesdienst, für dessen Erfordernisse, so kann man immer noch hundertfältige Variationen hören über das alte Thema: „Wozu dieser Unrath? Man könnte ihn verkaufen und das Geld den Armen geben!" Es sind aber auch jetzt wie damals die Armen nur der gleißende Vorwand; ganz andere Gesinnungen lauern im Hintergrund. Sie sagen wohl auch, es ist Ostentation, es ist eine übelverstandene und noch übler geleitete Frömmigkeit, welche zu dergleichen Dingen mißbraucht wird; für solche Mittel ließe eine weit zweckmäßigere Verwendung sich auffinden. Es

soll nicht nach Thatsachen gefragt werden, in welchen der volle Beweis läge, daß die also Redenden von ähnlicher Willfährlichkeit durchdrungen seien, jedoch derselben eine andere, ihrer Ueberzeugung nach zweckmäßigere und ersprießlichere Richtung geben wollten; die Frage könnte vielleicht einer entsprechenden Antwort nur zu lange vergeblich harren. Das aber, wenn wir den letzten Gründen solcher Bereitwilligkeit zu würdigerer Ausstattung des Hauses des Herrn und seiner festlichen Tage nachspüren, dürfte kein gewagter Schluß genannt werden, daß Bereitwilligkeit zu christlich gemeinnützigen und praktischen, oder, wenn man lieber will, rein menschlichen Zwecken mit derselben insgemein Hand in Hand gehe. Es haben doch beide die gleiche Wurzel.

Wir Deutsche kennen zwar durch Reiseberichte, durch Mittheilungen in mancherlei Zeitschriften und durch statistische Werke Paris von jeglicher Seite und unter allen Gesichtspunkten möglichst genau; wir vermögen vielleicht über die großen öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten so gründliche Nachweisungen zu geben, als dieß von irgend einem Franzosen geschehen könnte; aber sicher ist es, daß durch kleinere, nicht gerade verborgen, aber geräuschlos wirkende Verbindungen oder beschränkte Stiftungen wenigstens ebensoviel und in vielartigen Formen der Hilfeleistung geschieht, als durch jene, welche die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich ziehen. Wer für diese Weltstadt dasjenige leisten wollte, was der Prälat Morichini (jetziger Nuntius in München) für Rom geleistet hat oder für Verona vor ein paar Jahren in den „historisch-politischen Blättern" unternommen wurde, der fände sicher ein reiches und schönes Feld zur Bearbeitung und würde Paris von einer Seite darstellen, von der es noch lange nicht so bekannt ist, wie es verdiente.

Der am weitesten verbreitete Wohlthätigkeitsverein ist derjenige zum Zwecke der Glaubens-Verbreitung und Erhaltung. Er darf ähnlichen Verbindungen, die auf den britischen Inseln

ihren Ursprung haben, mit vollem Rechte an die Seite, da aber weder politische noch merkantile Hintergedanken in diese regsame Thätigkeit sich einmischen, unbedenklich über dieselben hinauf sich setzen. „Der erste Anfang des Werkes," sagt eine der neuesten Berichterstattungen, „war wie bei allen christlichen Anstalten still und geräuschlos. Oft leitet Gott die Umstände so, daß niemand sich als Urheber seiner Werke anpreisen, niemand dieselben durch Menschennamen einweihen darf. Zwei Nothrufe, der eine aus Osten, der andere aus Westen, beide in einer Provincialstadt von zwei frommen Frauen vernommen, waren der erste Anlaß zu dem so glücklich ausgeführten Plane, der die Missionen beider Welttheile, die dort gegründeten Kirchen bereits so kräftig unterstützt."

Diese Provincialstadt war Lyon. Diese Nothrufe ergiengen, der erste im Jahr 1815 von dem Herrn Dubourg, Bischof von Neu-Orleans, der andere ein Jahr später von den Vorstehern der auswärtigen Missionen, welche nach langer Zeit ihr verlassenes Haus in Paris mit ihrem ehevorigen Eifer, aber ohne die ehevorigen Hilfsmittel wieder bezogen hatten. Um diesen Glaubensboten einige Unterstützung zu verschaffen, gründete eine gottselige Dame zu Lyon unter frommen Arbeitsleuten eine Gesellschaft zu wöchentlichen Beiträgen von einem Sous. Zwar stieg die Zahl der Theilnehmer bald auf tausend, aber gering waren dennoch die Mittel, welche dargeboten werden konnten, beschränkt der Kreis, von welchem sie ausgiengen; dringender dagegen wurden die Bitten derjenigen, welche mit ihrem Eifer zwar Vieles, ohne Mitwirken Anderer aber lange nicht das bewerkstelligen konnten, was als lohnendes Ziel ihnen vor Augen sich stellte. Da erwachte im Jahr 1822 der Gedanke einen Verein zu stiften, der die Missionen des Erdkreises umfasse, mithin katholisch in der reinen und vollen Bedeutung des Wortes sei. Zwölf Männer treten zusammen, um hierüber sich zu berathen. Die begeisterte Rede eines Priesters verleiht dem Gedanken Gestalt und Wirklichkeit, der Verein gewinnt

seine Einrichtung, und der erste Jahresertrag beläuft sich auf 15,274 Franken. Bald wurden in andern Städten Südfrankreichs ähnliche Vereine gegründet, welchen Geistliche und Laien wetteifernd beitraten. Sobald dann ein zweiter Centralausschuß in Paris sich bildete, war die Anstalt über das gesammte Königreich ausgedehnt. Anerkannt durch Papst Pius VIII, begünstigt durch mehr als 300 Bischöfe, empfohlen von allen Kanzeln, schlossen bald sämmtliche katholische Länder Europa's*) sich an, und erhob endlich Gregor XVI. mittelst Kreisschreibens vom Jahr 1840 die „Gesellschaft zu Verbreitung des christlichen Glaubens" zum Ansehen einer allgemein-christlichen Anstalt. Solchen Schwung nahm nun fortan das Werk, daß schon das Jahr 1842 einer Einnahme von 3,233,486 Franken sich erfreuen und auf Missionen in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Oceanien beinahe drei Millionen verwenden konnte, wovon allein auf Asien nahe an eine Million, auf Amerika über 800,000 Franken, mehr als eine halbe Million auf Oceanien fielen; für europäische Länder, in welchen die wiedererstehende Kirche der hilfreichen Hand, der theilnehmenden und fördernden Liebe bedarf, ebenfalls viel Segensreiches geschieht.

Ganz kurz bevor ich nach Paris gekommen, war in weitaussehender, und, wenn er erkräftigen sollte, in höchst folgereicher Bedeutung, der neueste Wohlthätigkeitsverein durch den kürzlich verstorbenen Bischof von Nancy gestiftet worden: Oeuvre de la sainte enfance, oder die Verbindung christlicher Kinder für regelmäßige Beisteuern zum Ankauf der Kinder von Ungläubigen in China und anderer dem Götzendienst unterworfener Länder. Bewegt durch die Berichte über das entsetzliche Loos so mancher neugeborner Kinder, vorzüglich in China, trug

*) In den Verzeichnissen wird man außer dem lombardisch-venetianischen Königreich sämmtliche Staaten des Hauses Oestreich vermissen. Das aber rührt daher, weil in diesen die Leopoldinen Stiftung als ähnlicher Verein zu gleichem Zwecke thätig ist.

sich der eifrige Bischof lange mit dem Gedanken, ob nicht zu leiblicher und geistiger Rettung dieser beklagenswerthen Geschöpfe ein Versuch zu machen wäre? Von der Kinderwelt sollte das schöne Unternehmen ausgehen; an die Kinderwelt vorzüglich wendete er sich. Besonderer Segen zu dem edlen Vorhaben hoffte er, werde an das Scherflein und zugleich an die Fürbitte der Kleinen sich knüpfen und Großes hervorgehen aus dem liebesfreudigen Zusammenwirken unzählig vieler, an sich unscheinbarer Kräfte. Ich traf ihn ganz belebt von seinem Vorhaben, mitten unter Karten von China, Planen der Hauptstadt Peking und verschiedenen Merkwürdigkeiten des Landes, welche der Pater Grosse, der das ungeheure Reich von der großen Mauer bis nach Canton zweimal durchreiste, nach Frankreich gebracht hatte. Mit dem Ausdruck der vollsten inneren Gewißheit und dem Bewußtsein, einer segensreichen Sache den ersten Impuls gegeben zu haben und von Gottes Gnade Segen und Gedeihen für dieselbe erwarten zu dürfen, sagte er mir: „O, ich erfreue mich für mein Unternehmen eines kräftigen Fürbitters vor dem Throne der Allmacht in dem dieser Tage verstorbenen Bischof von Straßburg.“ Dieser, Herr Tharin, einst Erzieher des Herzogs von Bordeaux, hatte bloß einige Tage vorher unter der sorgfältigsten Pflege seines Freundes und vormaligen Nachbars, des Herrn Bischofs von Nancy, in dessen Hause seine irdische Laufbahn beschlossen. Die Sache, welche der Bischof in seiner angebornen Lebhaftigkeit mir darlegte, nahm mich alsbald in Anspruch, sein lebendiger Eifer für dieselbe riß mich hin; ich erbot mich zu dem Versuch, in Deutschland und in der Schweiz dafür zu wirken, was freudig angenommen wurde. Ich habe auch mein Versprechen treulich gehalten, wenn nicht mit großem, doch mit einigem Erfolg.

Man suchte, bald nachdem die Kunde von dem schönen Unternehmen weiter sich verbreitet hatte, die Nachrichten über die Gewohnheit der Chinesen, viele neugeborne Kinder absichtlich dem Tode Preis zu geben, ernstlich in Zweifel zu ziehen, um

hiemit des Bischofs Bemühen als ein nutzloses, aus falscher Voraussetzung hervorgegangenes darstellen zu können. War es Irrthum, war es Plan? Nehmen wir das erstere als das Verzeihliche an! Berichte, die keinem Zweifel Raum lassen, könnten denselben belehren. Schon der erste, dem wir einige Nachrichten über China verdanken, Marco Polo, meldet uns, daß Kublay, der zu dem bereits von seinen Vorfahren eroberten nördlichen China auch den südlichen Theil des Landes sich unterwarf, solche Kinder aufsuchen und erziehen lasse. Der Venetianer versichert, daß jährlich mehr als zwanzigtausend Kinder ausgesetzt würden; nunmehr durch die Fürsorge des Chans dem Tode entrissen, nähmen kinderlose Reichen einen Theil derselben an, träte der Rest in die Dienste oder unter die Kriegsheere des Tartaren. Diese Rettung beruhte aber nur auf dem persönlichen Willen des damaligen Herrschers, das Aussetzen der Kinder blieb als eingewurzelte Sitte. Sie bestand vierhundert Jahre später noch in ungeschwächter Gewohnheit. Der holländische Gesandte Joh. Nienhof, der in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts China durchreiste, spricht davon in seinen Nachrichten über dieses Land: Het Gezantschap der Néerlantsche-Ost-Indische Compagnie an den grooten tartarischen Chan, den tegenwortigen Keizer von China. II, 46.

Der russische Collegienrath Peter Dorel berichtet in einem der neuesten Werke über China (Sept années en Chine, Paris 1842.): „Viele arme Bewohner von Canton werden durch die Noth gezwungen, ihre Neugebornen zu verlassen. Ich hörte, es sei einst selbst bei den Reichen gewöhnlich gewesen, viele neugeborne Kinder des weiblichen Geschlechts zu erwürgen, weil eine große Zahl Töchter den Eltern zur Schande gereichte. Das war wenigstens Uebung in der Provinz Fo-Kien.“ — Nach englischen Berichten wurden in der einzigen Stadt Peking jährlich über 3000 Kinder auf den Schindanger geworfen. Der P. Josef, General-Procurator der Propaganda zu

Macao, schrieb seinem Bruder zu Anfang des Jahres 1841: „Viele Kinder werden den Missionären für drei, sechs Franken zum Kauf angeboten, mit dem Beisatz: wenn man dieselben nicht nehme, sehe man sich gezwungen, sie zu tödten. Nun wäre das Ankaufen zwar leicht, wie aber dieselben ernähren, erziehen?“ — „Werden Kinder krank, schrieb der Lazarist P. Mouly schon vor einigen Jahren aus Peking, so wollen die Eltern durchaus nicht, daß sie im Haus sterben: um sie unkenntlich zu machen, schwärzen sie ihnen das Gesicht, werfen sie auf die Straße und überlassen sie hier ihrem Schicksal. Einige jedoch waren so glücklich, von Christen aufgehoben, getauft und verpflegt zu werden.

Auf den Umstand, daß in den Königreichen China, Siam, und Cochinchina das Geld selten, mit wenigen Mitteln Vieles auszurichten sei, stützte nun der Hochwürdigste Bischof den Gedanken, auf englisch-chinesischem Boden ein Haus zu bauen und Brüder und Schwestern einer religiösen Genossenschaft dahin zu senden, welche die losgekauften Kinder in Pflege nähmen. Ein solches Haus könnte zugleich zum Absteigequartier der Glaubensboten dienen, die darin erzogenen Kinder würden später durch das Land sich verbreiten und der Einführung des Christenthums mit reichlichem Erfolg vorarbeiten.

Von dieser Hoffnung belebt, stiftete der Bischof seinen Verein, ausschließlich dem genannten Zwecke gewidmet, den Umfang des Werkes dem Segen der göttlichen Vorsehung anheimstellend. Indem vorzüglich Kinder demselben beitreten sollen, wird hiedurch den Eltern ein leichtes Mittel an die Hand gegeben, die Gesinnungen thätiger Liebe und Dankbarkeit gegen den Erlöser in denselben hervorzurufen, zu nähren. Die Beisteuer soll regelmäßig sein, um auf etwas Bestimmtes zählen zu dürfen; sie soll gering und für alle gleich sein, dem Armen zum Trost, dem Reichern zur Ehre.

Kurze tägliche Gebete der Kinder, wo eine Abtheilung des Vereins sich findet, jährlich eine Messe, sind damit verbunden.

Für Verwaltung, Leitung und Verwendung sind ein Centralrath und Diöcesanräthe aufgestellt.

Sobald das Unternehmen bekannt geworden war, erklärten zwei Cardinäle, der Nuntius zu Paris, acht Erzbischöfe und fünfundzwanzig Bischöfe, für dessen Förderung wirken zu wollen; andere versprachen das Werk zu empfehlen; Theilnahme fand es sofort in Belgien, Irland und England, und alle geistlichen Communitäten Frankreichs machten sich zum Mitwirken anheischig.

Während dieses Vorhaben bei dem Herrn Bischof von Nancy gereift war, traf der früher erwähnte P. Grosse aus China ein. Er versicherte, Anstalten zur Bekehrung von China könnten jetzt mit der größten Leichtigkeit errichtet werden. Unverzüglich, meinte er, sollte man Schulen eröffnen. Man könne Kinder für 10, 12 Sous kaufen, solche selbst unentgeldlich erhalten. In den an die Engländer abgetretenen Theilen sollten die Ausgangspuncte begründet werden, und daß jene in dieser Beziehung günstige Gesinnungen hegten, dafür lägen Beweise am Tage.

Es kann mir nicht einfallen, weder den Anwalt, noch weniger den Lobredner Ludwigs XIV. machen zu wollen. Daß er aber ein Fürst in voller Bedeutung des Wortes war, mit der äußeren Würde die innere verband, und als einigender wie bewegender Geist eines an Größen jeder Art reichen Zeitalters uns sich darstellt, das läßt sich aus jedem Bildniß desselben herauslesen. Von dieser ihm innewohnenden Herrschergröße zeugt nicht bloß der Umfang, die Pracht, die Großartigkeit seiner Schöpfung — des Schlosses von Versailles, — sondern weit mehr noch der Gedanke, welcher das Ganze durchzieht, welchem alle Theile untergeordnet sind, zu welchem sie alle in Beziehung stehen. Schon die Stellung seines Reiterbildes, oben an der sanft ansteigenden Fläche, die zum Schloß führt, hoch aufragend über die Standbilder aller sieggekrönten Feldherrn des Reichs, will

daran mahnen, daß der Monarch die Sonne sei, um welche alle, auch die leuchtendsten Sterne kreisen. Es ist wahr, Ludwig XIV. hat diese zeitliche und sichtbare Größe des Königthums mit einer Art Cultus umgeben, welchen die frühere Zeit nicht gekannt hatte, zu welchem er die großen Geschlechter seines Landes nur allzugeneigt fand.

Die Würde, der Ernst, die Bemessenheit, selbst der äußere Glanz, womit in allen bedeutenderen Kirchen von Paris jede gottesdienstliche Handlung, besonders aber Sonntags das Hochamt gefeiert wird, muß in dem hineintretenden Fremdling immer einen sehr angenehmen und erhebenden Eindruck hervorrufen. Angenehmer noch berührte mich eine andere Wahrnehmung. Wo ich des Sonntags eine Kirche besuchte, welches Geschlechtes oder Standes die Personen um mich her sein mochten, beinahe Jedermann hatte sein Paroissien de Paris in der Hand, welches das ganze Officium jedes Sonn- und Festtages in lateinischer Sprache, mit französischer Uebersetzung zur Seite enthält. Da sind nirgends, wie manchen Orts in Deutschland, so Allerwelts-Andachtsbücher mit Universal-Herzenslabsalen, keine Sentimentalitäts-Riechfläschen „für Gebildete," keine Gottseligkeits-Breitöpfe für Christen „aller Stände" zu finden, sondern Jeder, wenn er nur will, kann in voller Innerlichkeit bei, mit und in dem Gottesdienst sein, so wie derselbe in seinen besonderen Theilen dem Sonn- und Festtage sich anschließt. Jeder Anwesende spricht mit dem Priester das Sündenbekenntniß und muß sich darüber nicht bloß in unfruchtbarer Betrachtung ergehen. Keiner darf sich mit Reflexionen über die sonntägliche Epistel und das Evangelium begnügen, sondern die Worte der heiligen Schrift sind an ihn selbst gerichtet, er vernimmt dieselben, er kann sie ihrer tiefen Bedeutung nach zu seiner Belehrung, Erleuchtung und Stärkung unmittelbar auf sich an-

wenden. Jeder steht bei jedem Theil der Handlung mitten in derselben und die Gebete des Priesters werden zu seinen Gebeten, was unbestreitbar weit erweckender und emporhebender ist, als alle Gefühle und Empfindungen, die wir bloß einem Dritten nachfühlen und nachempfinden. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, viele Männer die Responsorien in lateinischer Sprache mitsprechen, die Hymnen in französischer Sprache von Frauen mitsingen zu hören, so daß eine vernehmliche Theilnahme an dem Vorkommenden nicht auf das Kreuzeszeichen und auf das Niederknieen sich beschränkt.

Am Fronleichnamsfeste besuchte ich die Kirche von St. Roch. Bekanntlich darf seit den Julitagen 1830 in keiner französischen Stadt, in welcher ein akatholisches Consistorium sich befindet, eine Procession die Kirche verlassen. Hier überzeugte ich mich, wie ein armseliger Nothbehelf eine Procession in der Kirche selbst sei. Die von den Thürmen schallenden Glocken, die voranziehende Musik, die wallenden Banner, die Chöre der Priester, der Baldachin, unter welchem der Celebrant mit dem Allerheiligsten einherschreitet, die Blüthen, die zu seinen Füßen ausgestreut werden, die Weihrauchwolken, die vor ihm emporwallen: dieses alles ist nicht für den engen und geschlossenen Raum der Kirche geschaffen, es soll, es muß, es strebt hinaus in das Weite; dieses alles in seinem Verein schmückt das Fest, ist das Symbol der triumphirenden Kirche, die nicht in Mauern sich kann eingränzen lassen, die unter dem blauen Himmelsgewölbe, unter grünen Bäumen, unter dem Feierschmuck der ganzen Natur, unter aller Herrlichkeit dessen, der sie geordnet, die Herrlichkeit zur Schau tragen will, mit der er auch sie ausgestattet hat.

Man könnte eine ganze Bibliothek anlegen mit Büchern, Broschüren, Abhandlungen und Aufsätzen über die Verordnung des Königs von Bayern, daß seine in Reih und Glied gestellten Truppen dem vorübergetragenen Sanctissimum, ohne Rücksicht auf Confession, die in katholischen Ländern geforderte und ge-

zollte Ehrerbietung zu erweisen hätten. Die Sache ließe sich immer noch unter dem Gesichtspunkt einer militärischen Anordnung betrachten, welche in allen Fällen, in denen eine Truppe aufgestellt ist, Gleichmäßigkeit der Haltung und Bewegung fordert. Wie Vieles aber auch hiegegen gesprochen worden ist, gegen jenen Zwang in Frankreich, der zu unterlassen nöthigt, wozu Lehre, Vorschrift und Gewissen auffordern, der niemand zur Theilnahme zwingt, niemand kränkt oder verletzt, habe ich, außer von denjenigen, welche denselben schmerzlich empfinden, von den Toleranten und eifrigen Protectoren der Gewissensfreiheit nicht einen einzigen reden, nicht einen einzigen denselben als Eingriff in die Rechte eines anerkannten Cultus mißbilligen hören. Gegentheils, man will es ganz natürlich finden, daß diejenigen, deren Cultus eine solche Celebrität gestattet, ja fordert, andern, die sich's zum Vorzug anrechnen, von derselben nichts zu wissen, durch deren Veranstaltung und Beobachtung nicht Anstoß geben, wie man sich auszudrücken beliebt; daß, mit andern Worten, die unermeßliche Majorität den Ansichten einer kleinen Minorität sich anbequeme in Bezug auf einen Gebrauch, den jene mit Recht zu den höchsten Manifestationen ihres religiösen Lebens zählen muß. Es drückt sich hierin, um nicht zu sagen Willkürlichkeit gegen alles Nichtkatholische, eine Sentimentalität aus, die bei einem Staat, welcher in dem Satz: la loi doit être athée, die höchste Formel aufgefunden zu haben wähnt, zwar nicht überrascht, aber doch höchst angenehm berührt. Man mag sich hiernach nur verwundern, daß diejenigen, von denen eine solche zeitweisheitliche Anordnung ausgegangen ist, nicht folgerichtiger sich erwiesen haben. Denn zu den in Frankreich anerkannten und geschützten Religionen und Cultus gehört auch der israelitische; hätte man nun nicht ebensogut sagen und ganz durch dieselben Gründe rechtfertigen können: die Feier des Sonntags erregt bei den Israeliten, welche dieselbe nicht angenommen haben, Anstoß, deßwegen soll an keinem Orte, an welchem eine Synagoge sich befindet, der Sonntag anders als in der Stille

begangen werden, deßwegen soll besonders alles Glockengeläute, welches eine solenne Ankündigung dieses, von den gleichberechtigten Juden nicht anerkannten festlichen Tages ist, unterbleiben?

Man muß es aber zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß nicht sowohl die Protestanten jene Beengung der sonst durch die Charte anerkannten katholischen Religion hervorgerufen haben, als vielmehr die schlechten Katholiken; daß diese an Beibehaltung des wahrhaft beschwerenden Verbotes mehr hängen als jene; dazu kommen diejenigen alle, welche in religiöser Beziehung gar nichts sind und gar nichts wollen, und lieber die glanz- und wohlfahrtsvollen Tage des National-Convents zurückkehren sähen, in dessen Augen jeder Glaube eine Thorheit, das Kreuz aber das größte Aergerniß war. Jenes Verbot wurde in schmachvoller Condescendenz gegen die Julirevolution erneuert, die nicht bloß eine Empörung gegen das rechtmäßige Königthum, sondern zugleich — wenigstens in ihren ersten Folgen — eine Reaction gegen die allmälig sich wieder bildende Kirche gewesen ist.

Eben als ich in Paris eingetroffen war, hatte der Kampf über Freiheit des Unterrichts begonnen. Alles nahm mit jener Lebhaftigkeit, welche den Franzosen eigen ist, daran Theil; doch war leicht zu bemerken, daß an den besuchtesten öffentlichen Orten denjenigen Organen, welche *gegen* die aus der Revolution herabgeerbte und durch den thatkräftigen Despoten festgestellte Einrichtung das Wort führten, der Zutritt nicht gestattet war. Es ließ sich hieraus zweierlei abstrahiren. Zuerst, daß diejenigen, welche vermöge ihrer Gesinnung auf Seite der für die Freiheit des Unterrichts Sprechenden stehen, weniger in den Caffeehäusern sich lagern, als die andern, denn sonst würde wohl auch *ihrem* Bedürfniß entsprochen, *ihrer* Gesinnung Rechnung getragen werden. Wie aber jene der Zahl,

besonders dem Gewicht nach zu diesen sich verhalten, hiefür fand ich begreiflicher Weise keinen Maßstab. Sodann wird hieraus klar, daß es mit der Unparteilichkeit und Unbefangenheit in der großen Weltstadt im Grunde nicht viel besser stehe, als in dem verkümmertsten Neste des Liberalismus deutscher Zunge.

Der Streit, den sie damals in Frankreich erhoben, in welchem ein Jahr später noch bedeutendere und gewichtigere Kräfte sich entwickelten, ist im Grunde nicht ein rein französischer, sondern in seinen obersten Beziehungen ein Streit, der in jedem Lande sich erheben ließe, welches durch die Allesregiererei des Constitutionalismus oder des Absolutismus unterjocht ist. Er ruht anderwärts; zwar nicht in dem Innern der Geister, welche die letzten Zwecke verwandter Bestrebungen durchblicken, nicht in den Tiefen der Gemüther, welche durch so schnöde Absicht noch verwundet werden können, aber auf der Oberfläche.

Bei diesem angehobenen Streit handelt es sich in letzter Beziehung um die Fragen: wem liegt die Verpflichtung der Obsorge für die Kinder ob, und wem steht mit dieser Verpflichtung das erste Anrecht an die Kinder zu — den Eltern oder dem abstrakten Staat? Die erste Frage ist den Eltern (Sparta abgerechnet) noch niemals und nirgends streitig gemacht worden, daß aber die zweite der ersten als Begleitesatz nothwendig folgen sollte, das will nicht zugegeben werden. In Frankreich wie in Deutschland dürfte es sonderbare Aufnahme finden, wenn entweder der Einwohner fordern wollte, die Staatsgewalt müsse für die leiblichen Bedürfnisse seiner Kinder sorgen, dieweil sie Theile des Staats wären, oder gar Vorschriften erlassen, wie und womit die Eltern ihre Kinder zu nähren und zu kleiden hätten. Stünde dieser unverkümmerten Obsorge an Gewichtigkeit diejenige wohl nach, womit der Kinder Geist und Herz genährt, in welcher Weise diese groß gezogen werden sollen? Müßte hierüber das Recht der Eltern als erloschen erklärt werden und eine unbedingte Vormundschaft des

Staats an deren Stelle treten? Wollte die Einmischung des Staats nicht über die natürliche Gränze des Rechts hinausgreifen, so dürfte dieselbe nicht weiter gehen, als zu fragen: ob für Unterricht und Erziehung der Kinder gesorgt werde? Ihnen aber, zumal in religiöser Beziehung ein Gepräge aufdrücken zu wollen, was das Gewissen der Eltern verletzt, was die Kinder in den höchsten Lebensfragen zum diametralen Widerspruch gegen treubesorgte Eltern heranzieht, was jene sowohl durch die Gesammtrichtung, als durch die tagtäglich eingeträufelten Lehren der Kirche, in deren lebendiger Verbindung diese die einzige Bürgschaft der gedoppelten Wohlfahrt, der zeitlichen und der ewigen, anerkennen, entfremdet oder gegen dieselbe gleichgiltig macht, ein solches Gepräge durch Zwangs- und Sperr-Anstalten dem heranwachsenden Geschlecht wider den Willen so vieler und gerade der achtungswerthesten Eltern aufdrücken zu wollen, dazu hat der Staat kein Recht.

Kehren wir die Sache um. Denken wir uns ein Land, in welchem die Kirche ihre ehevorige Stellung noch einnähme, in welchem dieselbe einer solchen Bedeutung sich erfreute, und deren Obere ein solches Gewicht besäßen, um nicht ohne Hoffnung des Erfolges das ausschließliche Recht des Unterrichts in allen Fächern und Zweigen des Wissens und selbst der Erziehung für sich zu verlangen, in Frankreich die Stelle der jetzigen Universität, in andern Ländern diejenige einzunehmen, die von dem obersten Ministerium durch alle Gliederungen einer, wenn nicht offenbar feindselig gesinnten, so doch für religiöse Interessen durchaus blasirten Bureaukratie herabläuft! Welches Gelärme über herrschsüchtige Anmaßung, über Gefährdung der heiligsten Interessen der Menschheit, über bedrohliche Verknechtung würde nicht sofort aus allen Winkeln hervorbrechen, von einem Ende des sogenannten gebildeten Europa's zum andern wiederhallen, in lautem Nothschrei die Spalten aller Zeitungen füllen! Sollte aber das Recht bloß auf Seite der Verneinung stehen, ausschließlich denjenigen

Tendenzen zukommen, welche im beſſern Fall die Kirche ignoriren, die Jugend über deren Lehren und Forderungen in Unkenntniß laſſen, oder auf den Unterricht hierin, wie nothdürftig er auch ſei, als auf einen Abbruch an Nützlicherem ſchielen, oder ihn in einer Allgemeinheit und Geſtaltloſigkeit verſchwimmen laſſen, von der kein ſicherer und gefeſtigter Eindruck zurückbleiben kann? Von dem, was in entſchieden abgekehrtem Sinne, in feindſeligem Geiſte, in zerſtörender Abſicht geſchieht, gar nicht zu ſprechen! Sollte für Eltern, welche durch einen kirchlichen Unterricht ihren Kindern die gedeihlichſte Ausſtattung zur Wanderung durch das Leben beſorgen zu können glauben, neben dem unkirchlichen nicht auch Gelegenheit, jenen zu finden, eröffnet werden? Betrachtet man immerhin, was der kirchliche Unterricht zu geben vermag, als überflüſſiges Gepäcke, welches an rüſtigem Vorwärtsſchreiten nur hindern könne, — angeborne Leichtfertigkeit, lockende Beiſpiele, verführeriſche Verhältniſſe, Einflüſſe mancher Art können leicht Urſachen werden nur allzubald nicht allein allfälligen Ueberfluſſes, ſondern der ganzen Habe ſich zu entledigen, und den weitern Weg in jener innern Nacktheit zu verfolgen, worin etwa einer den Triumph der Geiſtesfreiheit und Menſchenwürde anpreiſen mag; indeß es demjenigen, der bloß und dürftig von Haus entlaſſen wurde, ungleich ſchwerer fällt, auch nur das Nothwendigſte allmälig ſich zu erwerben. Es gibt mehr Reiche, die zu Bettlern als Bettler, die reich geworden ſind.

Dieſes Monopol des Unterrichts iſt die empörendſte Tyrannei, die ſich denken läßt. In den Gründen, womit man dieſelbe rechtfertigen will, liegt der bitterſte Hohn gegen das Menſchengeſchlecht, wenn gleich die Mehrzahl desſelben in ſeiner Blindheit, in der es zu Neigung und Abneigung, für Zuſtimmung und Verwerfung, durch einige Schlagworte ſich gängeln läßt, gegen das Gefühl desſelben verhärtet ſein mag. Welcher gellende Mißton durch das laute Summen von Freiheit, zu dem jeder Ellenritter und jeder reiſende Meßwaaren-

Speculant, in Verbindung mit den bartlosen Weltordnern, seinen Beitrag liefert! Frei soll der Mensch sein, eine freie Bildung soll er erhalten, rufen Pädagogen und Demagogen, Gesetzgeber und Kleidermacher. Freiheit schallt es von allen Seiten, Freiheit ist der Menschen Element; aber nur in centrifugaler Richtung bewährt er, daß er darin sich bewege; ja nicht in centripetaler, diese führt zur Knechtschaft! Wollte er aber in unverbesserlichem Starrsinn nach dieser die Wendung dennoch nehmen, dann stehe der Zuchtmeister bereit, der es ihm einbläue, welcher Weltgegend zu das Land der Freiheit liege.

Wie man auch über die National-Versammlung und über die Constituante sich erklären möge, das läßt sich nicht in Abrede stellen, daß bei Behandlung einzelner Fragen in denselben immer noch Stimmen vernommen wurden, die mit hellem Blick und festem Muth dem Drang, die Saturnalien der Brutalität zu feiern, entgegentraten. Zwar wollte schon die Constituante das Unterrichtswesen sich dienstbar machen, aber sie stand davon ab und gab es frei, denn sie überzeugte sich, es sei ein richtiges Wort, was Talleyrand damals gesprochen: „Sobald jedem das Recht zustehe, an den Wohlthaten des Unterrichts Theil zu nehmen, so müsse demselben dasjenige, solchen ertheilen zu dürfen, zur Seite gehen. Seien Privilegien ihrer Natur nach gehässig, so sei dasjenige des Unterrichts das gehässigste, ja geradezu unvernünftig."

Wohl ist es unzertrennlich in die jetzigen Begriffe verwachsen, für die gesetzgeberischen Bestrebungen zur Einzwängung des Unterrichts, damit jeder verneinende Geist in der Schule ungehindert seinen Tummelplatz finde, sie nur gegen den wesentlich bejahenden sorgsam abgesperrt bleibe, ein unbestreitbares Recht des Staats in Anspruch zu nehmen und in der schonungslosesten Anwendung desselben einen Triumph des Fortschrittes zu beklatschen. Aber nie genug kann man es ihnen in Erinnerung bringen, daß die Ehre so preiswürdiger Erfindung niemand anderm zukomme als Danton, Robespierre und ihren Ge-

nossen; daß dieses so munter vertheidigte Zwangsrecht nichts anders als ein Lappen sei, herausgerissen aus dem blutgetränkten Mantel der Revolution, dem man noch immer seine Herkunft ansieht, obgleich sie ihn allerwärts nach Landestracht zugeschnitten haben. Dantons Wort: „Die Kinder gehören der Republik und dann erst den Eltern," umfaßt alles, was die Sclaverei fördernde Autokratie offen bekennt und die Freiheit heuchelnde Autokratie in ihren Hintergedanken birgt. Daher sahen wir jenes damals erlassene Gesetz: „Wer seine Kinder der gemeinsamen Erziehung entzieht, darf, so lange dieses geschieht, seine bürgerlichen Rechte nicht ausüben," in mehr als einem Land nur in etwas milderer Form in Anwendung bringen. Haben sie aus Chaptals Rede, die er im Anfang des Consulats über die Frage gehalten: ob der Unterricht frei zu geben sei? wohl jene Worte sich gemerkt: „Eine Regierung, die sich zum unbeschränkten Herrn des Unterrichts machen würde, könnte denselben zu ihren Zwecken ausbeuten; dieser mächtigste Hebel unter allen könnte in ihren Händen das vornehmste Werkzeug der Sclaverei werden?"

Bonaparte wenigstens scheint sich dieselben gut gemerkt zu haben. Denn so wie er sämmtliche Hebel der Macht in seine Hände gebracht hatte, sollte auch dieser wirksamste von allen ihm nicht entgehen. Er schuf die sogenannte Universität, in welcher alle Befugniß zum Unterricht sich concentrirte, in der Meinung, es würde hiedurch um so unfehlbarer ein homogener Geist demselben sich einpflanzen lassen, und keine andere Gesinnung mehr aufkommen können, als wie sie eben zu seinen Zwecken brauchbar sein. Wenn auch Ludwig XVIII diese Schöpfung des Despoten mit den väterlichen Einrichtungen des Königthums, mit dem socialen Geist der Regierung unverträglich erklärte, so adoptirte er sie dennoch, und ohne Entgegenstreben waltete sie fort bis zur Julirevolution. Mit dieser regte sich der Gedanke, auch jene vorenthaltene Freiheit zurückzufordern; „dieß sei," sagte in der Sitzung der Deputirtenkammer vom

6. August 1830 der Abgeordnete Berard, „Frankreichs allgemeiner Wunsch.“ Deßwegen mußte die Charte versprechen, eigene Gesetze über den öffentlichen Unterricht und dessen Freiheit in möglichst kurzer Zeitfrist erlassen zu wollen. Man hatte in Berücksichtigung von Frankreichs Interesse und Begehren die Ueberschrift über ein höchst inhaltschweres Capitel mit schmiegsamer Bereitwilligkeit verfaßt; die Blätter, auf welchen der Gegenstand hätte erörtert, entwickelt und ins Reine gebracht werden sollen, sind bis zur Stunde weiß geblieben. Heinrichs IV Wort: „ein Königreich ist wohl eine Messe werth!“ wurde dem Wesen und dem Bedürfniß der Zeit nach übersetzt: ein Königreich ist wohl eine Lüge werth!

Nie, will man sich anders den unbefangenen Gesichtspunkt bewahren, darf vergessen werden, daß keine Stimme gegen das Fortbestehen, jede einzig gegen die Ausschließlichkeit der Universität laut wird. Auch berührten ihre Klagen nicht die Form, sondern das Wesen; sie erhoben die Stimme nicht wider das Universitäts-Monopol, als wider solches, sondern gegen den widernatürlichen Zwang, welcher sie hindert, ihren Kindern diejenige Geistesbildung zu geben, die sie als die allein wahre, allein befriedigende anerkennen. Sie verlangen Unterrichtsfreiheit, nicht um eine Freiheit mehr zu haben, sondern damit die Schranke wegfalle, welche ihnen die richtige Bahn absperrt. Sie fordern, daß die Charte zur Wahrheit werde, nicht deßwegen, weil die Zusage der Unterrichtsfreiheit in derselben enthalten ist, sondern weil dieselbe diese Zusage als Ausdruck des natürlichen Rechtes, des nationalen Willens aufgenommen hat. Sie wollen nicht, daß der Staat in seinen Rechten verkürzt, oder in Verfolgung seiner Zwecke beschränkt werde; aber sie wollen ebenso bestimmt, daß diejenigen der Individuen anerkannt, ihnen die Verfolgung einer solchen Richtung, die über die Zwecke des Staates hinaufragt, in dieselben ebensowenig hineingreift, als ihnen hinderlich wäre, nicht unmöglich gemacht werde.

Offen, unwiderlegt, vor vieler Zeugen Ohren sprach schon vor 14 Jahren, bei Gelegenheit des Processes wegen der freien Schule, Graf Montalembert die bedenklichen Worte, welche leider seitdem an ihrer Wahrheit und an ihrem Gewicht nichts verloren haben: „Der Krebs frißt an allen Anstalten, Collegien, an allem, was die Universität gegründet hat. Gibt es eine einzige Anstalt der Universität, in welcher ein katholisches Kind seines Glaubens leben könnte? Lastet nicht Zweifelsucht, eisige, zähe Gottlosigkeit auf allen denjenigen Seelen, deren Unterweisung sie in Anspruch genommen hat? Steht nicht die gräßlichste, schauderhafteste, naturwidrigste Unsittlichkeit in den Verzeichnissen jedes Collegiums, in der Erinnerung jedes Kindes geschrieben, wenn es auch nur acht Tage darin zugebracht hätte? Wird die Ansteckung nicht alljährlich todtbringender; frißt sie nicht alljährlich Tausende von Kindern? So handelte Julianus nicht! Er schloß die Christen von den öffentlichen Schulen aus, zwang sie aber nicht, ihre Kinder denselben zu übergeben, damit sie Glauben und Sittlichkeit verlören.“

Diese Zeugnisse haben sich seitdem vermehrt; sie sind nicht allein zahlreicher, sie sind auch gewichtiger geworden; jedenfalls konnten sie sich nicht vermindern, je ernster die Summitäten der großen Lehrercorporation, die lenkenden und ordnenden Geister derselben sich bestrebten, die aus Deutschland hinübergeholten Fragmente des Pantheismus, verquikt mit allen homogenen Theilen, die sie aus verwandten Philosophen aller Zeiten und aller Völker gezogen, nach Frankreich einzuführen, die heranwachsenden Geschlechter mit denselben zu tränken, und die katholische, ja überhaupt die christliche Lehre, als ein antiquirtes Mährchen zu behandeln.

Darin blieb der Schöpfer der Universität hinter der maurerischen Weisheit deutscher Staatslenker und ihrer freudig schmiegsamen Gesellen zurück, daß er die Geistlichkeit und deren Bildung nicht ebenfalls in den ehernen Ring des Universitätszwanges bannte; die Seminarien standen fortan unter den Bi-

schöpfen, welche nicht allein ungehindert die Lehre überwachten, sondern auch die Lehrer bestellten, Vorschrift und Ordnung ertheilten. Dieser Freiheit allein ist es zu verdanken, daß die Geistlichkeit Frankreichs an Würde und Berufstreue, an ächt priesterlicher Gesinnung und Tüchtigkeit von derjenigen keines Landes übertroffen wird. Diese freie Bewegung der kirchlichen Bildungsanstalten schien aber den in ihrem Freisinn Bonaparten überbietenden Wächtern der Universitätsgewalt ein Mißstand; die Seminarien glichen ihnen einem feindlichen Lande, in welchem sie weder die Erzeugnisse ihrer Weisheit absetzen, noch als Austausch von daher Taxen beziehen konnten. Vielleicht mag für sie noch ein größeres Gewicht in der Wahrnehmung liegen, daß alljährlich aus denselben eine geweihte Schaar hervorgehe, deren Lebensbestimmung es sei, ganz andere Lehren zu verbreiten, ganz andere Ueberzeugungen aufrecht zu halten, im Dienste eines ganz andern Geistes zu wirken, als wie den Universitätsherren zu thun beliebt.

Uebersehen wir aber nicht, daß die Stellung der Universität zu jener Zeit, als sie ins Dasein gerufen worden, eine ganz andere war als gegenwärtig. Man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet: Bonaparte wollte Frankreichs Seele, Frankreichs lebender, ordnender, lenkender Geist sein; alle Individualitäten, alle vorhandenen Existenzen, alle denkbaren Kräfte sollten nur Organe werden, deren verschiedenartige Lebensthätigkeit zu jener, alles in sich vereinigenden Intelligenz in Beziehung stünden, durch sie Bewegung, Richtung und Bestimmung erhielten. So die Universität. Auch sie war nur ein Organ an dem Gesammtkörper, ein Mittel zu einem gegebenen Zwecke, ein Reflex von Bonaparte's Idee, eine der verschiedenen Incarnationen des durch ihn repräsentirten Geistes. Von diesem Standpunct beurtheilt, sind das heutige und das damalige Frankreich zwei durchaus verschiedene Erscheinungen, und die Beziehung der Universität zu jenem ist eine ganz andere, als diejenige war, in welcher sie zu diesem stand. Die Satzungen und Be-

ſtimmungen, die ihr damals gegeben worden, beſtehen zwar jetzt noch; aber ſie hat aufgehört, das Organ eines einigenden Geiſtes, der Mandatar einer höhern Gewalt, das Mittel zu einem gegebenen Zwecke zu ſein. In ihrer Stellung zu dem dermaligen Frankreich hat ſie zum Selbſtzweck ſich aufgeworfen, und in dem Gebiet, über welches ſie von dem großen Autokrator zum rechenſchaftspflichtigen Landpfleger beſtellt worden, nach deſſen Ableben als unabhängiger Herrſcher ſich ausgerufen. Die Univerſität hat zwar nicht aus eigener Machtvollkommenheit, ſondern erſt durch Conniveuz der Reſtauration, hierauf unter Beihilfe und Benützung der Julirevolution, dem Eroberer, ſich ſelbſt ſofort aber, als ſie geſichert ſich wußte, ſeinem Geiſt den ihrigen und ſeinen Zwecken die ihrigen ſubſtituirt. Diejenigen dagegen, welche Freiheit des Unterrichts verlangen, ſtellen hierin die natürliche Frage: haben wir nicht an das durch Bonaparte's Sturz herrenlos gewordene Gut der freien Geiſtesbewegung ein ſo wohlbegründetes Anrecht als dieſe Corporation? Allein dieſe will ſich nicht einmal mit demjenigen begnügen, was der vorige Oberherr ihr eingeräumt, ſondern trachtet ihr Gebiet noch zu erweitern, ihr Joch auch denen aufzulegen, die ſelbſt jener damit verſchont hatte.

Während daher der Schöpfer der Univerſität das kirchliche Gebiet in Unabhängigkeit von ihr beſtehen ließ; während die Charte, Frankreichs unantaſtbares Grundgeſetz, allgemeine Freiheit des Unterrichts in Ausſicht ſtellte: ſollte der einzige Boden, auf welchem unter allem Wechſel der Dynaſtien bisher allein Freiheit gewaltet, ebenfalls unter das Univerſitätsjoch gebannt werden.

Deßwegen wurde unter Einwirkung der mit der Revolution zu hohem Anſehen und durchgreifendem Einfluß ſich erſchwingenden Wortführer der Univerſität ſchon im December 1831 die lockende Ausſicht eröffnet, daß von einer beſtimmten Friſt an keiner zum Biſchof, Generalvikar, Domherrn, Departemental- oder Cantonal-Pfarrer dürfe befördert werden, der nicht den

Grad eines Baccalaureus oder Licentiaten erlangt, somit eine Prüfung durch die Universität bestanden, die Vollendung seiner Bildung nicht durch diese gewonnen habe. Daß der Beweggrund zu einem derartigen Bestreben weder in der Mangelhaftigkeit der geistlichen Bildungsanstalten, noch in dem reinen Verlangen, die aus denselben hervorgehenden Jünglinge auf eine höhere Stufe der Tüchtigkeit emporzuheben, sondern einzig aus monopolistischer Scheelsucht und aus der Hoffnung hervorgehe, ihnen allmälig einen andern Geist als denjenigen, den sie aus den Seminarien mit sich nehmen, einhauchen zu können, ließ sich damals schon vermuthen. Einige Jahre später hat es ein anderer hochemporgehobener Universitätsherr, Salvandi, in einem Bericht an den König so ziemlich unumwunden ausgesprochen: „Offenbar, sagte er, würde die Universität ihrer Bestimmung nicht genügen, wenn sie das Recht, die oberste aller Wissenschaften zu lehren, und die Grade, welche das zum priesterlichen Amte erforderliche Wissen bekräftigen, aus den Händen ließe; allgemach muß der Clerus zu uns zurückkehren," d. h., durchdrungen werden von der Lehre der Universität.

Man ist zwar gewöhnt, jede Lebensäußerung, die aus reinkatholischem Geiste hervorgeht, zu verdächtigen, jede Forderung, die das ächtkatholische Bewußtsein stellt, nicht bloß zurückzuweisen, sondern als Beleg der Geistesarmuth zu bespötteln; so wie aber dieses nicht gewagt werden darf, ihm irgend einen unreinen Hintergedanken anzudichten, jede Abwehr desselben gegen versuchtes Darniedertreten, gegen auferlegten Zwang als hellen Beweis störriger Unfügsamkeit oder barscher Unfriedfertigkeit zu verschreien. Darum ist nicht unterlassen worden, auch diese wichtige Frage, in Deutschland ebensosehr als in Frankreich, von ihrem richtigen Standpuncte auf einen ganz andern hinüberzureden. Man hat von Umsichgreifen der Geistlichkeit, von der Absicht, Unterricht und Erziehung der Jugend in ihre Hände bringen zu wollen, von Widerstreben gegen die nationale Entwicklung, von Lähmung des Fluges der Intelligen-

zen, und was dergleichen mehr ist, gesprochen; als ob das Zurückfordern eines natürlichen und nur nach Maßgabe entgegenkommenden Vertrauens auszuübenden Rechts als Umsichgreifen zu bezeichnen wäre; als ob nationale Entwicklung nur bei religiöser und sittlicher Gleichgiltigkeit gefördert werden könnte; und als ob antichristliche und pantheistische Lehren die Schwingen wären, mittelst deren allein die Intelligenzen sich emporheben könnten.

Meint man aber, die Geistlichkeit und der an sie sich anschließende gesunde Kern des französischen Volkes, welches in den Schaden der Gegenwart, in die Gefahren der Zukunft hell genug blickt, hätte in seinen Klagen über die verderbliche Wirkung der durch die Universität gepflegten Lehre zu schwarz gesehen, sie träume von Gefahren für Erhaltung christlicher Gesinnung unter dem heranwachsenden Geschlecht, indeß nicht diese Gesinnung, sondern nur deren krankhafte Ueberwucherung wolle beschnitten werden, so vernehme man das Urtheil eines Protestanten über die, wenigstens heidnische oder doch das Christenthum höchst oberflächlich berücksichtigende Richtung des Universitäts-Unterrichts. Der Deputirte, Graf von Gasparin, sagte darüber: „Ich möchte es begreiflich machen, daß in den Collegien der Universität unsere Kinder nicht an ihrer rechten Stelle sind. Der gewichtigste Grund, dem man seinen vollen Gehalt nicht leicht wird absprechen können, ist der, daß in unsern Collegien in Wahrheit keine religiöse Erziehung statt findet.

So höre man den Vicepräsidenten des königlichen Erziehungsrathes, der es wenigstens nicht auf sich nehmen mag, die Universität ihren Anklägern gegenüber zu rechtfertigen. „Dieses Prinzip des Monopols, sagt er, läßt alle Parteien der Reihe nach seine Streiche empfinden. Nichts Gesichertes, nichts Großes läßt sich durchführen; ja noch mehr — nichts Moralisches. Keine freie Ueberzeugung kann Lebensfrist gewinnen in einer Corporation wie die Universität, die unabläßig Gefahr

läuft, am folgenden Morgen in Abrede stellen zu müssen, was sie am Abend zuvor anerkannt hat. Es ist lange Zeit her, seit ich unter allen der erste, beharrlich, folgerichtig und mit treuem Sinn wider das Monopol, dieses Grab alles Glaubens und alles Unterrichts, mich erhoben habe."

Denn nicht allein vom Standpunkt ihrer antichristlichen, pantheistischen und destruktiven Richtung, nicht allein der Lehren wegen, womit sie die Jugend tränkt, der Gesinnung wegen, die sie ihr einflößt, ist die Universität mit ihrem Monopol für Frankreich verderblich, sondern es mangelt auch dem Unterricht selbst alle Solidität. Auch hier darf man seine Zuflucht weder zu Vermuthungen, noch zu haltlosen Incriminationen nehmen; die Statistik der Universität selbst bietet Belege hiezu dar. Sie zeigt, daß von den Schülern, die um das Baccalaureat sich melden (also in den Departemental-Collegien ihre Vorbildung erhalten haben), jährlich die Hälfte, als ungenügend vorbereitet, zurückgewiesen werden muß, während bei denjenigen, die aus den kleinen Seminarien hervorgehen, diese Zahl sich bloß auf einen Drittheil beschränkt. Ein der Universität sonst sehr ergebener Publicist sagt in dieser Beziehung: „Es ist eine furchtbare Beweisführung gegen die Studien an der Universität, daß mehr als die Hälfte ihrer Zöglinge nach vielen Jahren Unterricht nicht einmal eine lateinische Uebersetzung zu Stande bringen kann. Allerdings besitzen die Professoren viele Kenntnisse, aber nur in der Weise der Register an den Büchern." Sollte nicht auch auf diesem Gebiete die freie Concurrenz, die man doch in allen andern Dingen als Förderungsmittel jedes Bedürfnisses der Gesellschaft so sehr anpreist, gedeihlichere Früchte tragen? Läge nicht für viele darin schon eine Beruhigung, die Anstalt zur Erziehung ihrer Kinder nach freier Wahl treffen zu können? Welchem Lebensberuf der Knabe sich widme, kein Gesetz schreibt dem Vater vor, wen er als dessen Lehrherrn ersehen müsse. Soll aber derselbe die wissenschaftliche Laufbahn betreten; da steht ihm bloß die Wahl

zwischen den, mancherlei Bedenklichkeiten hervorrufenden Anstalten und dem Privatunterricht offen, dessen Kosten nur selten einer zu bestreiten vermag; in jedem Falle aber wird der Beweis des Maßes der Kenntnisse demjenigen, wie und woher er dieselben sich erworben, untergeordnet; eine Mauthanstalt auf dem geistigen Gebiete und im Bereich der Wissenschaft, bei welcher Frankreich nur damit sich trösten mag, daß seine deutschen Nachbarn dieses sinnreiche Institut bei sich ebenfalls eingeführt haben.

Man sollte glauben, eine einfachere, natürlichere und gerechtere Forderung könne es nicht geben, als die: wir wissen, daß die Universität ihren Zöglingen statt eines katholisch-religiösen Unterrichts Gleichgültigkeit gegen *jede* Religion einpflanzt. Da wir nun unserer religiösen Ueberzeugung gemäß wünschen müssen, daß die Söhne, welche Gott uns anvertraut hat, nach den Grundsätzen der Religion und zwar speziell der katholischen Religion erzogen werden; da wir wünschen müssen, daß sie vor allen Dingen angeleitet werden, unsern katholischen Glauben zu kennen, zu achten und zu lieben: so sprechen wir in Kraft der Charte die Freiheit an, dieselben *solchen* Lehranstalten zu übergeben, die nicht unter Einfluß und Leitung der Universität stehen, die somit für Erreichung unseres obersten Zweckes genügende Bürgschaften darbieten.

Dadurch würde Jedermann in sein Recht eingesetzt, in dem seinigen Niemand benachtheiligt.

Sind denn in Frankreich, sind denn in aller Welt diejenigen, wie wenig ihrer auch wären, welchem Stand und welchen Schichten der Gesellschaft nun sie angehören möchten, so gar nichts, sie, die alles daran setzen, daß ihre Kinder nicht allein in etwelchem beliebigen Meinen (croyance), sondern in dem sichern, festen Glauben (foi), den sie selbst bekennen, erzogen werden? Sind diese, die mit aller Liebe, Treue und Innigkeit an den von Gott ausströmenden Offenbarungen, und mit eben derselben Liebe an den Gewohnheiten, Uebungen und Vorschriften

der Kirche hängen, so gar nichts, daß ihre Klagen hier an dem eisernen Monopol, dort an der starren Willkür fruchtlos verhallen müssen? Wären sie etwa der unedlere, leichtfertigere, unfügsamere Theil der Gesellschaft? Würde man Meutereien, Conspirationen, Unredlichkeit, Lüderlichkeit oder zuletzt auch nur Unfähigkeit vorzugsweise von einem Geschlecht zu befürchten haben, das in seiner Jugend nach jenen Grundsätzen wäre herangebildet worden?

Man hätte erwarten sollen, dieses Zurückfordern einer der wesentlichsten, einer der natürlichsten Freiheiten würde gleich einem elektrischen Funken die Gemüther durchzucken: es würde alles sich vereinigen, um eines Zwanges los zu werden, der zum Vortheil einer bleiernen Despotie in ein System gebracht und durch diese den Intelligenzen des Volkes, somit den edelsten Theilen desselben, auferlegt wurde. Dem aber ist nicht so. Anstatt Einigung zu bewirken, bewirkte die Frage Trennung. Die Phrase: „die Charte soll eine Wahrheit sein," hatte für diesmal ihren Zauberklang verloren. Die Meinung, die öffentliche Stimme spaltete sich; hier standen diejenigen, welche an jene Wahrheit Berufung nahmen, dort die andern, welche nicht allein willig es geschehen ließen, sondern selbst laut und ungestüm es verlangten, daß sie in dieser Beziehung eine Lüge bleibe.

Dazu wirkten zwei Ursachen. Für die Franzosen ist eigentlich die Freiheit nur eine Nebelgestalt, ein Schlagwort. Sie begnügen sich mit dem Klang, die Sache selbst kennen sie nicht. Das Centralisations-System ist so sehr in sie eingedrungen, bei dem größern Theil so sehr in Fleisch und Blut übergegangen, daß es ihnen nicht schwer fällt, dasselbe mit der Freiheit als gleichbedeutend zu nehmen, und jeden Versuch, dessen eiserne Macht zu brechen, als ein Attentat gegen die Freiheit und die durch diese geschirmte Ordnung zu betrachten. Das die eine Ursache. Einleuchtender und von unverkennbarerem Erfolg war die andere: die Taktik der Universitätsherren gleich bei dem Anbeginn der laut gewordenen Forderung von Unter-

richtsfreiheit. Die Frage nämlich wurde durch die Vorkämpfer für das Monopol alsbald ihrem ursprünglichen Boden entrückt und auf einen fremden verpflanzt, aus ihrer klaren und bestimmten Fassung in eine allgemeine, minder greifbare hinübergearbeitet.

Man nahm Umgang davon, daß seit dem Jahr 1839 wiederholt aus den verschiedensten Theilen des Landes Petitionen, von Personen der verschiedensten Stände unterzeichnet, um Freiheit des Unterrichts an beide Kammern eingegangen waren; daß mehrere politische Blätter den unchristlichen Ton und den antikatholischen Geist, der von der Universität herwehe, längst schon in den entschiedensten Ausdrücken scharf gerügt hatten; daß einzelne Bischöfe und am letzten derjenige von Chartres, kraft ihrer Hirtenpflicht auf die Gefahren aufmerksam gemacht hatten, welche der katholischen Religion von gewissen Lehrstühlen der Universität drohen; daß der neueste und entschiedenste Angriff von dem Domherrn Desgarets zu Lyon ausgegangen war in seinem merkwürdigen Buche: Le monopole universitaire, destructeur de la religion et des lois, ou la charte et la liberté d'enseignement. Gegen diese Angriffe sich zu wehren, die von allen diesen Seiten erhobenen Anschuldigungen zu widerlegen, dem Gegner mit offenem Visir zu stehen, das konnte den Universitätsherrn und ihrem Anhang nicht zusagen; bequemer war es, die Abwehr gegen den gerüsteten Gegner in den Angriff gegen einen ruhig Zusehenden umzutauschen.

Die Jesuiten sind's! hob der alte Jesuitenriecher Constitutionnel mit seinem verschimmelten Bonapartismus an; die Jesuiten sind's! scholls von dem Oberpriester aller Tagesgötzen, dem Siecle, wieder; die Jesuiten sind's! lautete es aus dem ministeriellen Weihrauchbecken, dem Journal des Debats; die Jesuiten sind's! brummte es zwischen dem Cigarrendampf aus dem Mund der Vestalin Dudevant; die Jesuiten sind's! lispelte die fashionable Revue des deux mondes: die Jesuiten sind's! knurrte der für die mittleren Klassen berechnete National

und vergaß hierüber gerne, daß er nicht viele Monate früher die Erziehung der Universität „eine ruchlose, unmoralische, unzusammenhängende“ genannt hatte. Nach solchen Vorbereitungen, unter denen immer der obligate Kehrreim: die Jesuiten sind's! abgeleiert werden mußte, kündigten die Herren Michelet und Quinet ihre großen phantasmagorischen Vorstellungen auf den 4. und 10. Mai an, die dann unter rauschendem Applaus einiger Blaustrümpfe und der hoffnungsvollen Jugend Frankreichs an besagten Tagen zum Besten gegeben wurden. Seitdem klangen die Hörsäle nur von der Rotte Lojola's; und damit alles frischfreudiger von statten gehe, wurde etwa die Marseillaise angestimmt; so daß Lamartine darüber bemerkt haben soll: „Ohne für eine der beiden Parteien mich zu erklären, muß ich wenigstens ein Unterrichtssystem tadeln, welches die Jugend, anstatt in der Liebe zu Gott und seinem Gesetze, in der Art und Weise unterrichtet, wie Verschwörungen müssen angezettelt werden.“

Wiewohl es notorisch ist, daß die Jesuiten den wider die Universität erhobenen Klagen ganz fremd blieben, daß sie in Stille und Zurückgezogenheit der Beobachtung ihrer Lebensregel, kirchlichen Diensten und den Wissenschaften oblagen, so mußte doch alles durch sie angezettelt oder mußte es, wenn dies nicht, in ihrem Interesse angehoben worden sein. Da brach wieder, und seitdem verstärkt, gegen diese ein Sturm los, wie er in den schönsten Tagen von Choiseul und dem jansenistischen Parlamente gesaust. Voltaire ermahnt nämlich irgendwo seine rüstigen Mitarbeiter: „Lüget, lüget, immer wird etwas haften. Nur dann, wenn die Lüge Uebels stiftet, ist sie ein Laster, eine sehr große Tugend aber, wenn sie Gutes stiftet. Erhebet euch daher zur wahren Tugend! Man muß lügen wie ein Teufel, nicht zaghaft, nicht blos zeitweilig, sondern keck, unausgesetzt.“

Das Wort war gefunden, es war gesprochen, die Sammelstätte war gegeben, zu der sie nun emsig heranzogen unter

ihren Standarden, Abzeichen, Sinnbildern jeglicher Farbe und jedweder Gestalt, von allen Seiten her. Da marschirten auf die gelichteten Reihen der Veteranen der Encyclopädie, die Leichtbewaffneten der modernen Lüderlichkeit, die Phalangen der Religionsfeindschaft, die Sensenmänner des Jakobinerthums, die Grenadiere der bonapartischen Despotie, die Lanzenträger des Industrialismus, die junge Garde der Fleischesemancipation und die Triarier der Universität. Wie sie da einander die Hände schüttelten, allen gegenseitigen Groll abzuthun sich gelobten, zu stehen verhießen wie ein Mann wider das Ungethüm, dessen Rachen gähne, um, wenn nicht Frankreich selbst, so doch Frankreichs Stolz und bisherige Glückseligkeit zu verschlingen; wie sie da sich anbiederten, daß ob so treuherziger Innigkeit die hellen Thränen in Strömen hätten fließen mögen! Weg war die Freiheit des Unterrichts, vergessen die Charte, aus dem Spiel die Universität, verwandelt hatte sich der Kampf in denjenigen der vereinigten kirchenfeindlichen Parteien wider die Kirche, wider den Rest ihrer Selbstständigkeit, wider die Anerkennung, die ihr von einem Theil der Nation noch gezollt wird.

Es war mir um so leichter, mit einiger Sicherheit mich zu orientiren, als es an Veranlassung nicht fehlen mochte, den hier geführten Kampf, unter etlichen Modificationen, auch auf dem deutschen Boden wahrzunehmen. Hier zwar, in denjenigen Provinzen wenigstens, in denen ähnliche Bestrebungen zu ähnlichen Beschwerden Stoffes genug bieten, läßt sich mit dem Wort Jesuit nicht dasselbe Glück machen, wie in Frankreich; hier haben sie ihm aber mit gleichem Erfolg das Wort Ultramontaner, etwa auch Römling substituirt. Es thut die gleiche Wirkung, es findet dieselbe Anwendung; die Männer, denen es beigelegt wird, halten an der gleichen Ueberzeugung fest, wie in Frankreich diejenigen, welche als Jesuiten bezeichnet und von der antikirchlichen Faktion mittelst dieser Bezeichnung in Verruf gebracht werden sollen. War es erst gelungen durch

das ausgesprochene Losungswort die Gemüther in Allarm zu bringen, so war der weitere Schritt weit leichter, ihnen vorzuspiegeln: Aufhebung des Universitäts-Monopols sei nur ein Vorwand, die Absicht, den Unterricht und die Erziehung der Jugend in die Gewalt der Geistlichen zu bringen, wahres, höchstes und letztes Ziel.

Voltaire's Rath zu befolgen, ist natürlich weit leichter und besagten Zwecken förderlicher, Einwendungen durch Thatsachen zu widerlegen, als streitige Fragen parteilosem Entscheid zu überlassen. So behauptete im Verlauf des Haders ein Universitätsmann: selbst die Professoren der kleinen Seminarien könnten gegen bloße Zöglinge der zweiten Klassen der Universitäts-Collegien einen Concurs nicht bestehen. Da erbot sich der Abbé Dupanloup zu einer Prüfung mit Zöglingen der kleinen Seminarien und solchen desjenigen königlichen Collegiums in Paris, welches im besten Ruf stehe; als einzige Bestimmung solle festgesetzt werden, daß, wie sich im Grund von selbst versteht, sämmtliche Zöglinge des Collegiums an der Prüfung Theil nähmen und alle in allen Fächern mit jenen in den Concurs treten. Für die Provinzen erbot er sich zu Gleichem. Warum wurde der Vorschlag nicht angenommen?

Paris zählt etwa vierzig Kirchen und größere Kapellen, unter diesen aber auch die selten geöffnete Sorbonne und die von andern Wohnungen ziemlich entfernt liegende Invalidenkirche. Allerdings wenig, sehr wenig für die nahe an eine Million steigende Bevölkerung. Eine Abhilfe dieses Mangels ließe sich darin erblicken, daß in allen Pfarrkirchen des Sonntags vom frühen Morgen bis in den späten Abend beinahe ununterbrochen gottesdienstliche Verrichtungen stattfinden, Messen bis gegen ein Uhr, dann Katechisationen, Vesper, Abendandachten, Versammlungen von Bruderschaften oft bis Abends

acht Uhr; so daß sich immer noch die Möglichkeit denken ließe, daß abwechselnd die gesammte Bevölkerung zur Andacht in den Kirchen sich einfinden könnte. An Predigten fehlt es ebenfalls nicht, da mit jeder feierlichen gottesdienstlichen Handlung eine solche verknüpft ist, und außer den allgemein vorgeschriebenen Festtagen und Andachtsübungen noch jede Kirche ihre besondern festlichen Tage begeht, an welchen jene nicht auf eine einzige sich beschränken, auch lange vorher angekündigt werden. Einen größern Uebelstand könnte man es nennen, daß beinahe alle Kirchen von dem äußersten Saum der Stadt, in welchem der niedrigste, religiöser Anregung und Belehrung bedürftigste Theil der Bevölkerung zusammengedrängt wohnt, ziemlich weit entfernt liegen, daher die äußern Triebfedern ihres Besuches: Nähe, Beispiel der Umgebung, das Fortgezogenwerden durch die Menge weniger wirken können, somit leicht anzunehmen ist, daß ein großer Theil der untersten Volksklassen in Bezug auf höhere Bedürfnisse, die einzig in der Kirche ihre Befriedigung finden können, gänzlich abgestumpft ist.

Die Wahrnehmung, daß des Sonntags, zu welcher Zeit in die stets offen stehenden und nur in wenigen Stunden irgend einer gottesdienstlichen Verrichtung entbehrenden Kirchen man eintrete, Leute der niedersten Volksklassen nur wenig angetroffen werden, ist nicht geeignet, jene Vermuthung zu entkräften. Welche Wendung zum Bessern in den höhern Ständen immerhin sich bemerklich mache, es dürfte lange Zeit darüber hingehen, bis dieselbe die untern Schichten ergreife, durchdränge. Wer Gelegenheit gehabt hat, auch nur während eines einzigen Sonn- oder Festtages in irgend einer italienischen Stadt sich aufzuhalten, dem konnte gewiß die unermeßliche Verschiedenheit, die Paris in dieser Beziehung darbietet, nicht entgehen. Er muß, ob er wolle oder nicht, die furchtbaren Verwüstungen, welche die Revolution in den Gemüthern angerichtet hat, wahrnehmen. Unverkennbar ist die Zahl der rohen und der gebildeten, der brutalen und der verschliffenen Heiden, oder einer

Race, die noch tief unter den Heiden steht, in Paris größer, als in irgend einer andern Stadt. Es macht sich aber auch im Geistigen und Immateriellen dieselbe Wahrheit geltend wie in dem Materiellen: daß das Werk der Zerstörung unglaublich rasch voranschreite, der Aufbau dagegen nicht allein der andauernden und unverdrossensten Anstrengung, sondern langer, sehr langer Zeit bedürftig sei, bis nur einigermaßen dessen Zunehmen sichtbar werde. Ein gewisses Maß Essig unter ein weit größeres von Wein geschüttet, wird diesen allmälig verderben, das gleiche Maß von Wein aber unter den Essig gemengt, wird diesen niemals wieder in unverdorbenen Wein verwandeln.

Faßt man die Bevölkerung von Paris ins Auge, so kann man eine Anzahl von 50,000 österlichen Communicanten gewiß keine beträchtliche nennen; und doch ist sie jetzt etwas größer als vor zwölf Jahren, und konnte man mich versichern, daß ein, wenn gleich noch sehr sparsamer Zuwachs dennoch sich bemerklich mache.

Ihrem Bau nach lassen sich die Kirchen von Paris in drei Klassen theilen — in solche aus der Blüthe christlicher Zeit (gothische), in solche der mittlern (siebenzehntes Jahrhundert), in solche der neuesten Zeit. Zu Beurtheilung des Werthes einer Kirche, als solcher, dient mir immer die Beantwortung der Frage: wenn aus diesem Gebäude alles dasjenige, was auf das Christenthum Bezug hat und was zu dessen Feier erforderlich ist, hinausgeworfen würde, so daß bloß noch der leere Raum bliebe, könnte man bei dessen Anblick im Zweifel stehen, ob derselbe nicht vielleicht zu diesem oder jenem, bloß zeitlichen, vielleicht auch nur vergnüglichen Zwecke der Gesellschaft gedient, oder müßte man alsbald sich überzeugen, daß er einer solchen Bestimmung niemals gewidmet gewesen wäre, dürfte man

ahnen, daß er eine höhere, demnach eine gottesdienstliche Bestimmung möchte gehabt haben? In letzterem Sinn müßte gewiß die Frage beantwortet werden bei der St. Genovevakirche die nun wirklich ein leerer, aber, aber selbst in seiner Unbestimmtheit imposanter Raum ist, dessen erhabene Größe durch das armselige irdene Götzenbild an der Stelle des vormaligen Hochaltars nur noch mehr hervorgehoben wird.

Unter den gothischen Kirchen zeichnet sich die erzbischöfliche durch ihre Größe und durch ihr Alterthum vor allen aus. Zu ihr hat jener Bischof Maurix den Grund gelegt, der von dem kleinen Dorf Sully an der Loire den Beinamen erhielt, und schon als armer Schüler das Almosen verschmähte, wenn der Spott die Bedingung daran knüpfen wollte: daß es ihm aber doch nicht einfallen werde, jemals zu bischöflicher Würde sich erheben zu wollen! Er war eine der vielen Illustrationen, welche zu Innocenz III Zeit im Schmuck der Würde, des Geistes und des Herzens die Kirche verherrlichten.

Die Hochbilder an der Ringmauer um den Chor, das Leben des Erlösers darstellend, sind offenbar noch aus der Zeit der Erbauung der Kirche, ganz in jenem einfachen, strengen, wenn man will rohen Styl gehalten, dem aber doch ein wunderbares Gepräge der Andacht und Glaubensinnerlichkeit aufgedrückt ist, welches mit der größern Zierlichkeit der Formen und der kunstgerechtern Ausführung nicht immer sich einigt. — Durch die in kirchenfeindlichem Ingrimm bewerkstelligte Zerstörung des erzbischöflichen Palastes, und wenn nun noch die angebaute Sacristei wird abgetragen werden, hat die Kathedralkirche viel gewonnen; sie steht jetzt von allen Seiten frei und macht von dem jenseitigen Seineufer einen würdigen Eindruck. — Ob nach den Beschädigungen und Zerstörungen, welche St. Germain l'Auxerrois in den ersten Jahren nach der Juli-Revolution zu gleicher Zeit erlitten hatte, auch diese Kirche würde hergestellt werden, war eine Zeitlang zweifelhaft. Paris hätte damit ein herrliches Baudenkmal, ein wahres christliches Alterthum ver-

loren, welches (d. h. bezüglich auf die Stiftung, der jetzige Bau selbst ist aus dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts) die Sage an Childebert I. anknüpft. Es wäre ungerecht, wenn man es nicht anerkennen wollte, daß Ludwig Philipp in Betreff der Erhaltung oder Herstellung der kirchlichen Gebäude nicht saumselig war.

Ein Kleinod des christlichen Frankreichs, auch seiner Bauart nach, so weit mir solches durch einen Panzer von Gerüsten wahrzunehmen möglich gewesen, lange vernachlässigt und deßwegen vielfach beschädigt, die heilige Kapelle in der alten Königsburg der Herrscher von Frankreich, dem jetzigen Justizpalast, rückte ebenfalls seiner Erneuerung entgegen. Vielfach wurde noch jener, zu Anfang des Jahres 1843 gemachte Fund einer zinnernen Kapsel mit einem darin verschlossenen Herzen besprochen, und von den einen beharrlich die Vermuthung geäußert, daß es dasjenige des heiligen Ludwig sein dürfte.

Eine gothische Kirche der schönsten Verhältnisse ist diejenige der alten und hochberühmten Abtey St. Germain des Prés. Noch jetzt sieht man ihr, besonders an dem großen Chor, die ehemalige Klosterkirche an, deren Zerstörung durch eine, während der Gräuelzeit darin angelegte Salpeterfabrik in kurzem nicht mehr abzuwenden gewesen wäre, der sie jedoch im nahen Augenblicke des unwiederbringlichen Zerfalls glücklich noch entrissen wurde. — St. Stephan auf dem Berge (St. Etienne du Mont.) datirt zwar schon aus einer Zeit, in welcher der altchristliche Baustyl durch mancherlei Zusätze entstellt war, deren Beigabe indeß dieser Kirche eine gewisse Leichtigkeit und Zierlichkeit verleihen, die das Auge bestechen könnte, wenn ich auch den Ausdruck eines meiner Freunde: diese Kirche sei ein kleines Juwel, nicht unbedingt anwenden möchte. — Den Verfall der altchristlichen Baukunst zeigt die Kirche von St. Eustach, merkwürdig nur durch die Höhe ihres Gewölbes, welches bei dem Mißverhältniß der Länge zu der Breite noch mehr herausgehoben wird.

Unter den Kirchen der neuern Bauart ist die von St. Sulpiz die größte, die angenehmsten Verhältnisse darbietend, 99′ Höhe und 366′ Länge und 174′ Breite. Bei mancherlei Abweichungen in der Grundlage, in den verwendeten Säulenordnungen, in den besondern Dispositionen im Innern zeigen viele der übrigen Kirchen von Paris, weil ohngefähr um die gleiche Zeit aufgeführt, in ihrem Bau größere Verwandtschaft als mit denjenigen aus der altchristlichen, mit jenen aus neuester Zeit und dem durch diese erzeugten Geschmack.

Zu den Kirchen, in welchen das Christliche weniger dem nackten Bauwerk aufgedrückt ist, als durch die innere Ausstattung sich bemerklich macht, gehört die Kirche unserer lieben Frau von Loretto, zu der am Tage des heiligen Ludwig im Jahr 1823 der Grundstein gelegt wurde. In Basilikenform gebaut, mit einem Gemisch aller architektonischen Formen, reichen Vergoldungen, manchartigen Zierrathen überrascht sie mehr, als daß sie den Geist erhebe, fühlt man sich in derselben mehr behaglich, als daß man bewältigt sich fände und aufwärts gezogen.

In architektonischer Hinsicht wird dem Pantheon, ursprünglich Genovevakirche, den Vorzug des Großartigen wohl Niemand absprechen wollen. Es ist bekannt, daß Bonaparte diesen, in seiner Grundlage mehrmals abgeänderten Bau zu einem Tempel des Ruhms, zu einer französischen Walhalla bestimmte, wozu er als erweiterte Nachbildung des atheniſchen Parthenons wohl besser sich eignen möchte als zu einem christlichen Tempel.

Die St. Magdalenenkirche liegt auf einer kleinen Erhöhung, zu welcher eine Treppe von 30 Stufen längs der ganzen Breite des Gebäudes hinanführt. Zweiundfünfzig kannelirte korinthische Säulen, jede 60 Fuß hoch und $7\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser, umgeben dasselbe und, da das Licht durch vier Kuppeln einfällt, haben die Mauern keine Fenster, sondern Nischen, in deren Raum zwischen den Säulen zwölf wohlausgeführte Standbilder von Heiligen, beide Geschlechter abwechselnd, oben und unten

aber an jeder Reihe ein Erzengel, jedes Bild sechszehn Fuß hoch stehen. In den beiden Nischen neben beim Haupteingang stehen der heilige Philipp und der heilige Ludwig, in der Mauer der Ostseite die vier Evangelisten. An den Thorflügeln des Haupteinganges, von getriebenem Kupfer, wollte man wenigstens in den Dimensionen die berühmten florentinischen Thüren von Guiberti übertreffen. Weiter jedoch, als zu dieser Ueberflüglung des Maßes, konnte es unsere Zeit bei allen ihren Mitteln nicht bringen. Diese Thüren haben eine Höhe von zehn Meter, auf eine Breite von fünf, und stellen die zehn Gebote vor, ohne Frage meisterhaft ausgeführt. Eine unterirdische Heizung verbreitet gleichmäßige Wärme von 10—12 Grad durch den ganzen Raum.

Der innere Reichthum an Marmor, Vergoldung, Farben, Gemälden und Standbildern von den vorzüglichsten Meistern ist blendend. Das Gemälde der Absis verdient Bewunderung wegen seiner reichen Composition, welche einen Zeitenlauf von achtzehn Jahrhunderten zu einem großen Gesammtbild zusammenfaßt. Christus auf dem Thron, das Zeichen des Heils in der Hand, Magdalena, durch gewährte Sündenverzeihung getröstet, zu seinen Füßen, bildet den hochgestellten Mittelpunkt, um welchen in engerem Kreise die Apostel und Evangelisten sich schaaren. Zur Rechten reihen Constantin, die ersten Märtyrer und die vornehmsten Kirchenväter sich an. Dann kommen die Päpste Urban und Eugenius, der heilige Bernhard und die Kreuzfahrer, besonders hervortretend unter diesen der heilige Ludwig und Gottfried von Bouillon; mit vielen Andern sind auch Venedigs bejahrter Doge, Heinrich Dandolo, und der Geschichtschreiber von Constantinopels Eroberung, Gottfried von Villehardouin, nicht vergessen. Bis zu den Griechenkämpfen der neuesten Zeit und Missolunghis letztem Gebet wenden sich die Gruppen dieses Halbkreises hinab zu der Mitte. Links von dem Erlöser steht eine andere Schaar von Blutzeugen und Heiligen beider Geschlechter; unter diesen die heilige Katharina

und die heilige Cäcilia, in dunkler Wolke hinter ihnen der irrende Jude mit Reisetasche und Stab. Dann folgt Clovis mit seinen Kriegern und der heilige Baast mit dem Kreuz, sie lehrend, Remigius, die Taufe spendend, ob ihrem Anblick eine Druidin in innerem Grimm von dannen fliehend. Weiter sitzt Carl der Große, dem ein Cardinal den Krönungsschmuck, ein saracenischer Botschafter den Schlüssel zum heiligen Grab bietet. Alexander III. legt den Grundstein zu Unserer Lieben Frauen Kirche von Paris, neben welchem Friedrich der Rothbart und der Doge von Venedig an Herstellung der Einigung zwischen Kirche und Reich erinnern. Mit diesen sind Otto von Wittelsbach, der Bayernfürsten Stammvater, und Johanna d'Arc Gegenbilder zu der Gruppe der Kreuzfahrer, und Dante, Raphael und Michael Angelo deuten auf die Beziehungen der Künste zu der Kirche. Der Mitte zu wendet sich Heinrich IV, wie er in die Kirche zurückkehrt, und Ludwig XIII, wie er der heiligen Jungfrau die Krone anbietet, Richelieu neben ihm. Bonapartes Krönung durch den Papst, der Bischof von Genua mit dem Concordat und zwei Cardinäle schließen die Bilderreihe auf dieser Seite.

Ob man die französische Geistlichkeit von dem Standpunkt ihrer kirchlichen Verrichtungen, oder von demjenigen ihrer übrigen Amtsthätigkeit, ob man sie von demjenigen ihres Wandels oder ihrer Regsamkeit in Förderung christlich-wohlthätiger Zwecke betrachte: im allgemeinen wird man nicht verkennen, daß sie aus den Stürmen und Wirbeln der Revolution, aus schweren Verfolgungen und bittern Leiden geläutert, würdiger und von ihrer hohen Bestimmung durchdrungener hervorgegangen sei.

Hat der Kampf um Unterrichtsfreiheit die Augen über die letzten Zwecke so Vieler, die für die bisherigen Beschränkungen mit Bitterkeit und Hitze in die Schranken getreten sind, heller

geöffnet; hat die Taktik derselben, die Geistlichkeit nach Maßgabe ihrer äußern Rangordnung zu entzweien und die Pfarrer von den Bischöfen zu trennen, in das Entgegengesetzte umgeschlagen und jene Einigung hervorgerufen, ohne welche weder die Wirksamkeit der Geistlichkeit eine wahrhaft gedeihliche, noch ihre Stellung eine würdige und gesicherte sein kann; so läßt sich hievon noch eine andere, nicht minder ersprießliche Folge erwarten, nämlich die fortgehende Abschwächung des vorhandenen Restes des sogenannten Gallicanismus. Daß derselbe nach dem Anbau, welchen die Kirche auf Frankreichs Boden wieder gefunden, und nach den Erfahrungen, welche sie in dieser ersten Zeit zwar unter dem Schild, aber auch unter dem Schwert des glücklichen Kriegers gemacht hatte, für viele Geistliche aller Abstufungen dennoch wieder Geltung gewinnen konnte, muß um so mehr befremden, je weniger derselbe seinem Ursprung und Wesen, seiner Tendenz und Wirkung nach gebilligt werden kann. Erzeugt aus einem Conflict der weltlichen Macht mit der geistlichen, und genährt durch das Bestreben, mittelst Beschränkung der Rechtssphäre der letztern die eigene zu erweitern, waltete derselbe lange Zeit ausschließlich zwischen Beamtenwelt und Kirche. Die seltsame Verbindung der weltlichen Macht und des geistlichen Ansehens in Frankreich zu Behauptung eingebildeter Freiheiten, die gewissermaßen wider das Oberhaupt des letzteren geschlossen ward, tritt in der ersten Zeit, da man von gallicanischen Freiheiten sprach, noch nicht hervor. Ich glaube, der Ausdruck selbst lasse sich nicht früher als im Jahr 1461, unter Ludwig IX., nachweisen und sei rein weltlichen, d. h. legistischen Ursprungs. Er kommt zu jener Zeit vor in den Remontrances faites au Roi Louis par sa cour de parlemente sur les libertés gallicanes.

Die abenteuerlichste dieser sogenannten Freiheiten, — abenteuerlich, weil die Ueberschrift das Wort Freiheit hinstellt, das Kapitel aber von Knechtschaft handelt, ist diejenige der appellatio ab abusu, ohne allen Zweifel von richterlichen

Corporationen, die alles sich unterwürfig zu machen strebten, ausgesonnen. Daß mit einem solchen Grundsatz jedes Kirchenregiment aufhören müßte, leuchtet alsbald ein. Am klarsten und kürzesten spricht sich über diesen Punkt aus der selige Herr Erzbischof in Cöln von seiner Schrift: „Ueber den Frieden unter der Kirche und unter den Staaten." Er sagt: „Ich halte diese Appellation für eine Erfindung, welche durch schlechte Gesinnung des Ungehorsams gegen den Papst und gegen die Bischöfe veranlaßt, diesen Ungehorsam sehr begünstigt, durch die Schwäche der geistlichen Obrigkeiten in praxi möglich gemacht, welcher, ein tiefer Eingriff in die Kirchengewalt und durch das Schwert der Staatsgewalt erzwungen, damals in Frankreich eingeführt worden ist." Um übrigens jene sogenannte Freiheit de appellatione ab abusu nach vollem Verdienst zu würdigen, darf man sich nur Benthams Definition in Erinnerung bringen. Ihm zufolge ist sie „eine Appellation, über was immer es sei, was, aus welchem Beweggrund immer es sei, wem immer es sei, mißfallen möchte;" also eine legistische Berechtigung zu der maß- und zielloseſten Fronderie.

Die ältern Vertheidiger dieser sogenannten Freiheiten, Peter Pithou, Jacob Gillot und Peter Du Pui, waren insgesammt Rechtsgelehrte, welchem Stand auch Peter de Marca angehörte, wiewohl dieser nach dem Tode seiner Frau in den geistlichen Stand trat und Bischof ward. Schrieb aber der Rechtsgelehrte de Marca sein Buch aus königlichem Auftrag, so nahm es der Bischof Peter nach päpstlichem Willen zurück; denn wie wenig damals das französische Episcopat von jenen angeblichen Freiheiten etwas wissen wollte, zeigt das Sendschreiben, welches im Jahr 1639 gegen Du Puy in drei Bänden — de damnandis voluminibus inscriptis: Traités des libertés de l'eglise gallicane, erlassen wurde, und noch viel mehr, daß das Parlament den Druck dieses Sendschreibens untersagte. Ja zwölf Jahre später noch meinten die Bischöfe, man könnte diese angeblichen Freiheiten eher les servitudes de l'eglise gallicane nennen.

Die Sache gewann, unter Beibehaltung des früher in Umlauf gebrachten Wortes, eine durchaus andere Gestalt durch die bekannte Declaration des Clerus vom Jahr 1682. Unter welchen Veranlassungen, unter welchen Constellationen, aus welchen Beweggründen diese Erklärung hervorgieng, ist bekannt. Ob zwar die vier Artikel theils von selbst sich verstehen und sogar in Rom nie in Abrede gestellt worden sind, theils in richtiger Anwendung auch dort schwerlich würden angetastet werden, wollte man dennoch Folgerungen daraus ziehen, welche mit dem Begriff von der Kirche, als eines unzertrennlichen und wohlgefügten Organismus, nicht vereinbar sind.

Der Gallicanismus, wie seit jener Declaration manche französische Bischöfe demselben gehuldigt haben, ist nicht sowohl den alten Parlaments-Arroganzen, als den nachherigen Emser-Punktationen, welche man hinwiederum die großgefütterte Tochter jener Declaration nennen möchte, enge verwandt. Die vier Punktatoren sprachen ebenfalls von Rechten und Freiheiten, aber bei Leibe nicht nach unten, wo man deren wohl noch eher hätte verlangen mögen, sondern bloß nach oben, wo Anspruch und Berechtigung nicht weiter gieng, als zu unzerrüttetem Zusammenhalten des Ganzen unumgänglich. Daß Frankreichs neuere Gesetzgebung unter Bonaparte auf stete Einprägung jener vier Punkte drang, doch zu dessen Würdigung ein bedeutendes Hauptelement darbieten. Fenelon sah gewiß richtig und man dürfte dem in scharfer Bitterkeit geführten Streit eine gewichtige Einwirkung nicht absprechen, wenn er die französischen Bischöfe insgesammt zu ernstlichem Erwägen der Worte leitete, welche der große Erzbischof von Cambray damals dem Herzog von Chevreuse schrieb: „Es ist wahr, Roms Ansprüche gehen etwas weit; aber ich fürchte die Lahengewalt ungleich mehr!“

Gallicanische Freiheiten im Munde von Bischöfen und Geistlichen, daneben die gegenwärtige Gesetzgebung in Kirchensachen, diese neben einander laufenden Begriffe gestalten sich zum Subject und zum Prädicat, welche bei richtiger Prüfung gegen

jedes Zusammenfügen sich sträuben. Ich wenigstens vermöchte es nicht über mich, den Namen Freiheit einer Verordnung beizulegen, welche dem Geistlichen bei Geldbuße und Gefangenschaft von einem Monat bis auf zwei Jahre verbietet, ohne Zustimmung des Cultministers über religiöse Gegenstände mit dem Oberhaupt der Kirche in schriftlichen Verkehr zu treten. Ich begreife es nicht, wie das Wort Freiheit zu einer Bestimmung passe, welche die Kundmachung von Beschlüssen allgemeiner Concilien (die ohne Frage für den wahren Katholiken bindend sein müssen) der Prüfung und Bewilligung von Staatsräthen (die ja nicht selten Protestanten, Juden, selbst Atheisten sein können) unterwirft. Ebensowenig vermochte ich einzusehen, was Bischöfe, welche dem Gallicanismus huldigen dürften, für eine Kirchenfreiheit in den Bestimmungen erblicken, daß ohne Berathung der Kammern und ohne Genehmhaltung der Könige kein religiöses Fest eingeführt, wo Bekenner eines andern Cultus sich vorfinden, außerhalb der Kirche keine Feierlichkeit statt finden dürfe, über das Glockenläuten der Bischof mit dem Präfecten sich zu verständigen habe, als mir in den Beschränkungen bei der Wahl von Ehrenpredigern, bei dem Inhalt der Predigten eine solche einleuchtet. Faßt man einerseits diese und ähnliche von der Staatsgewalt ausgegangene Verfügungen ins Auge, fragt man sich anderseits, was wollen Geistliche mit dem Gallicanismus, wohin nimmt derselbe seine Richtung? so darf man kein Bedenken tragen, denselben eine höchst übelverstandene und über dem Graben des eigenen Grabes keuchende Fronderie gegen das Oberhaupt der Kirche zu nennen.

Neben der wildwüsten, neben der oberflächlich-gelehrten, neben der pantheistisch-antichristlichen Literatur gewinnt in Paris (und es ist in dieser Beziehung mit Frankreich beinahe gleich-

bedeutend) die gründliche und gediegene immer mehr Boden. In keinem Lande geschieht für Aufsuchung alter Geschichtsquellen, für Herausgabe der werthvollsten Materialien zur Landesgeschichte aller Zeit so viel als gegenwärtig in Frankreich. Man muß der Regierung, besonders dem Minister Guizot, gerechte Anerkennung wiederfahren lassen, daß von ihr zu Förderung so dankenswerther Bestrebungen Anregung nach allen Seiten ausgeht, jene nicht nur den möglichsten Vorschub leistet, sondern auch mit ansehnlichen Hilfsmitteln immer bereit steht. Für jenes liegt unter andern in der höchst ausgezeichneten Bibliothèque de l'école des chartes ein Beweis vor, für dieses zeugen die mancherlei Inedita, welche seit einem Jahrzehend in der königlichen Druckerei erschienen sind.

Das Studium und die Behandlung der Geschichte haben in neuerer Zeit wieder ebensosehr an Ernst gewonnen, als dieselben in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts leichtsinnig dahin geopfert wurden. Thierry, Fauriel und andere, ihnen verwandte Forscher, wie als neuester Famin in seiner Geschichte der saracenischen Einfälle in Italien, stehen an Gründlichkeit und Genauigkeit den Deutschen in nichts nach, haben meist den Vorzug glätterer Form und gewandterer Darstellung. Die Zeit ist vorüber, in der man ganze Zeiträume mit ein paar Schlagwörtern, als näherer Erforschung unwürdig, beseitigen konnte. Deßwegen finden gründliche Forschungen und Darstellungen ausländischer Schriftsteller in Frankreich häufig ein größeres Publikum als selbst in ihrer Heimath. Daß sogar Damen solcher Lectüre sich zuwenden, gehört nicht zu den ungewöhnlichen Dingen.

Geschichtliche und wissenschaftliche Erörterungen über die Stellung der geistlichen und weltlichen Macht finden ebenfalls, wie ihre Bearbeiter, so verdiente Aufnahme und Würdigung. Auch da ist es für die tiefer Gehenden nicht mehr an der Zeit, jene als bloße Usurpation abzufertigen; man gesteht derselben eine rechtsgiltige Realität zu, man will ihren Ursprung, ihr

nothwendiges Bestehen nicht mehr verkennen. Des bereits vor ein paar Jahren erschienenen Werkes: Du pouvoir des Papes au moyen-âge, von Gosselin, Director des Seminars von St. Sulpice, wurde von manchen urtheilsfähigen Männern mit vielem Beifall Erwähnung gethan; ebenso eines Werkes des Abbé Rohrbacher, einst Professor in Löwen, dann Director des Seminars zu Nancy: Des rapports naturels entre les deux puissances. Dessen Histoire universelle de l'eglise catholique wird als ein Werk gerühmt, auf welches Frankreich stolz sein könne, da es von wesentlichen Gebrechen, an denen Fleury leide, sich ferne halte.

Auch die gegenwärtigen Zustände der Kirche finden ihre Darsteller, Bearbeiter, welche mit der vollsten Sachkenntniß und hellen Blickes in die Gegenwart hinein, in die Zukunft vorwärts schauen. Zu den erstern darf ich mit Recht zählen den Verfasser des durch sein Detail von Thatsachen der Gegenwart und durch seine Kenntniß der Vergangenheit höchst berücksichtigenswerthen Werkes: „Die Leiden und Verfolgungen der katholischen Kirche in Rußland.“ *) Von den andern nenne ich den Abbé Bedrine, von welchem gerade während meiner Anwesenheit erschienen ist: Simple coup-d'oeil sur les douleurs et les espérances de l'eglise aux prices avec les tyrans des consciences et les vices du dix-neuvième Siècle. Was jenes Werk ausführlich in Bezug auf ein einziges Land, von welchem der Nothschrei zu dem Himmel und über die ganze Erde dringt, leistet, das leistet das eben genannte übersichtlich über alle Länder Europa's, hält sich hierin aber (wie billig) vornehmlich bei Frankreich auf. Dasselbe böte zu dem, was ich über die Universität bemerkt habe, eine reiche Nachlese.

Unter den mancherlei Prachtwerken, welche in Paris erscheinen und gewöhnlich bloß dem Luxus, der Unterhaltung,

*) Dasselbe ist so wie die Schrift von Bedrine in deutscher Uebersetzung in der Hurter'schen Buchhandlung erschienen.

oder der bloßen Bilderlust dienen, verdient eines hervorgehoben zu werden, welches, durch die zierlichste typographische und artistische Ausstattung sich empfehlend, zugleich die scharfsinnigsten Untersuchungen über den tiefen Sinn christlicher Kunstgebilde in einem staunenswerthen Aufwande von Gelehrsamkeit durchführt. Es ist dies das Werk: Vitraux peints de Saint-Etienne de Bourges von Art. Martin et Ch. Cahier, Prêtres (aus der Congregation der Pères de la Foi). Ein Heft dieses Werkes führt den besondern Titel: Sur quelques points de zoologie mystique dans les anciens vitraux peints. Der erste Abschnitt desselben handelt von dem Pelikan, als christlichem Symbol. Da werden alle Aussagen der Griechen und Römer, der Kirchenväter beider Sprachen, der Schriftsteller des Mittelalters, gelegentlich auch neuere mit seltener Belesenheit zusammengetragen, abgehört, hierauf der Beweis gegründet, daß der Pelikan als Symbol der Eucharistie nicht vor dem fünfzehnten Jahrhundert (als mit seinem eigenen Blute die Jungen nährend), sondern ursprünglich als Symbol der Wiederbelebung (Auferweckung von den Todten) durch das vergossene Blut Jesu Christi in den christlichen Bilderkreis sei aufgenommen worden.

Man findet daher in den ältern bildlichen Darstellungen den Pelikan immer in Verbindung mit der Kreuzigung. Die Verfasser dieser Abhandlung glauben, die spätere symbolische Vorstellung lasse sich aus dem ableiten, was Horapollus in seinen Hieroglyphicis, von welchem Werk während eines Jahrhunderts nach der albinischen Editio princeps (1505) achtzehn Auflagen ans Licht traten, über den Geyer sage, der in Ermanglung anderer Nahrungsmittel die Jungen mit seinem Blut nähre. — Mit gleicher Gelehrsamkeit wird dann noch von dem Einhorn gehandelt.

Da ich hier von ausgezeichneter Gelehrsamkeit spreche, darf ich wohl eines Werkes Erwähnung thun, welches eine staunenswerthe Belesenheit auf jeder Seite eines Umfanges von elf Bänden an den Tag gibt. Zwar gehört es weder seinem Verfasser, noch seiner Sprache nach der französischen Literatur an; ich berühre es nur deßwegen, weil jener zu Paris sich aufhält und die Bekanntschaft mit ihm und seiner Familie zu den freundlichsten Erinnerungen gehört, die an meinen Aufenthalt in jener Weltstadt sich knüpfen. Außerdem möchte ich glauben dürfen, das Werk, welches in England solches Aufsehen erregt hat, daß die ersten Bände um keinen Preis mehr aufzutreiben sind, welches jetzt in Amerika stereotypirt wird, und dessen Ertrag von dem Verfasser zu mancherlei kirchlichen Zwecken bestimmt worden ist, möchte in Deutschland wenig bekannt sein. Es hat den Titel: Mores catholici, or ages of faith. Verfasser desselben ist Kenelm Henry Digby, Esq.

Herr Digby und seine Familie sind lebendigwarme Glieder der katholischen Kirche. Sie bewohnten ein schönes Landhaus, Springfield-House, in der Nähe von Southamton. Begütert, mild, hilfreich, hatten die Armen der Umgebung in ihnen Wohlthäter, die ungetröstet niemand von sich ließen. Am Neujahrstage des Jahres 1842 kam der durch seinen sonderbaren Wankelmuth bekannte Sibthorp, der kurz zuvor zu dem katholischen Glauben sich bekannt hatte, zu der Familie Digby auf Besuch. Am folgenden Tage (Sonntag) spielte einer jener Prediger auf dessen Rückkehr in die Kirche an, mit dem Bemerken, diesen Morgen habe er in der katholischen Capelle zu Southamton das Abendmahl empfangen. Während die Familie des Morgens dem Hochamt, Abends der Vesper beiwohnte, zeigte sich eine verdächtige Person spähend zweimal in dem Hause. Ein katholischer Handelsmann bemerkte Abends einem Freunde: „Er wünsche, daß jener Besuch für die Bewohner von Springfield-House glücklich ausfallen möge.“ Am Montag reiste Sibthorp wieder ab. In der gleichen Nacht — einer der

kälteſten des ganzen Winters — um zwei Uhr des Morgens, erwachte ein Bedienter und ſah das Haus in vollen Flammen; kaum blieb ihm noch ſo viel Zeit, um ſeinen Herrn aufzuwecken. Herr Digby's Gattin und Schwiegermutter mußten ſich in möglichſter Haſt aus dem Bette flüchten, die kleinen Kinder durch die ſtrenge Kälte in entlegene Häuſer gebracht werden. Das Feuer verbreitete ſich mit ſolcher Schnelligkeit nach allen Seiten, daß außer einigem Silbergeräthe nichts ſich retten ließ. Während die Flamme noch wüthete, richteten Unbekannte an einzelne aus Hrn. Digby's Geſinde die auffallende Frage: ob Hr. Sibthorp noch anweſend ſei? Nicht zu überſehen iſt, daß das Feuer an einer Stelle ausbrach, an welcher weder Kamin, noch Herd, noch ſonſt etwas ſich befand, was die Vermuthung einer Verwahrloſung oder eines unglücklichen Zufalls hätte unterſtützen können; auch bezeugten nachher die Polizeimänner, ſie wären keine volle Stunde früher an dem Hauſe geweſen, hätten nicht die mindeſte Spur von Feuer wahrgenommen, wohl aber bei ihrer Annäherung zwei Männer davon laufen geſehen. Angeſtellte Nachfragen führten aber auf keine Spur, an welche eine Unterſuchung ſich hätte knüpfen laſſen.

Nun von Hrn. Digby's Werk. Es war ein eigenthümlicher Gedanke, dasſelbe nach den acht Seligkeiten (Matth. VI) einzutheilen. Der Verfaſſer legte dabei die Idee zum Grunde, nachweiſen zu wollen, wie dieſe Seligkeiten, wenn je hienieden auf Erden, zur Zeit des Mittelalters die Menſchen beglückt hätten. Hiezu hat er einen unermeßlichen Reichthum von Thatſachen aus den geſammten ſchriftlichen Ueberreſten jener Jahrhunderte zuſammengebracht.

Welche Mühe auch die Univerſitätsmänner ſich geben, gegen die Geiſtlichkeit zu declamiren; es kommen zwiſchenein dennoch Erſcheinungen vor, welche von allen Genannten kaum ingnorirt

werden, an denen sie selbst nur schweigend und keifend vorübergehen können, die aber ganz Frankreich kennt, die jeden, der die wahre Größe nicht nach der äußern Erscheinung, sondern nach den innern Motiven zu würdigen versteht, mit Bewunderung erfüllen.

Der alte Spruch: „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen," bliebe ein ewig dauerndes Wort unumstößlicher Wahrheit, wenn es auch nicht von dem Munde desjenigen ausgegangen wäre, der die Wahrheit selbst ist. An diesen Spruch darf Frankreichs Geistlichkeit Berufung ohne alle Gefährde einlegen; wenn gleich in dem Streit über Freiheit des Unterrichts, darum, weil dieselbe kraft ihres Amtes und ihrer Obliegenheit alsbald in die vordersten Reihen sich gestellt hat, die Gegenpartei ihre altbekannten Waffen der Entstellung, Verdrehung und Lüge wider sie vornämlich zu schärfen sich befleißigte.

Es war wirklich seltsam, hier den Constitutionnel und dort in der Revue indépendente die George Sand als Wächter der Sittlichkeit an Frankreichs hohem Reichspalast schildern zu sehen und ihr Werda! als einem Verdächtigen jedem zurufen, der in Barett und Soutane auf denselben zuschreiten wollte. Der Erstgenannte hatte in seiner treueifrigen Obsorge um Sittenreinheit zwei Werke denuncirt, welche in den reingeistlichen Anstalten dem Moralunterricht für die künftigen Priester zu Grund gelegt würden. Auf diese Schriften wollte er den Beweis bauen, daß die dem geistlichen Stande bestimmten Jünglinge mit allen denkbaren, sogar mit kaum denkbaren Unsittlichkeiten bekannt gemacht würden. Stellen aus dem Zusammenhange zu reißen, und weiter noch, um zu ersprießlicherer Zweckdienlichkeit ihnen zu verhelfen, sie irrig zu übersetzen, auf dergleichen Kleinigkeiten kam es bei so edelsinnigem Zwecke natürlich nicht an. Der hochwürdigste Bischof von Straßburg wies aber alsbald in einer an das Univers gerichteten Zuschrift den Zeitungsschreiber nach Verdienen zurecht, wovon natürlich der für den Fortschritt sich mühende Ehren-

mann keine Kenntniß zu nehmen hatte. Der Bischof von Chartres beleuchtete in einem besondern Brief auch diese Anschuldigung, vornämlich dadurch, daß er auf die Früchte des Unterrichts hindeutete „Beurtheilen wir," sagt er, „den Eindruck dieses Unterrichtes aus seinen Erfolgen. Die Universität entläßt nur wenige ihrer Zöglinge mit unzerrüttetem Glauben, mit unverdorbenen Sitten; wie steht es dagegen mit denjenigen, die zur Priesterwürde gelangt sind, was wird aus diesen? Sie begraben sich auf dem Lande, wo sie weder Umgang noch Zerstreuung finden, aber unter allen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten nicht müde werden zu erbauen, zu trösten, wohlzuthun. In der Einsamkeit bereiten sie sich auf ihre Predigten vor, durch die der Glauben, alle edeln Gefühle, alle Tugenden, deren Quelle er ist, geweckt werden; sie festigen den frommen Sinn, die Selbstaufopferung jener Jungfrauen, welche als Engel in Menschengestalt nach allen Seiten sich verbreiten, über Meere schiffen, in weiter Ferne dem Unglück hilfreiche Hand bieten und Gegenstand der Bewunderung und der Segnungen der Muselmänner, der Barbaren Afrika's, sogar der Wilden sind. Ihr brennender Eifer, die Wohlthaten des Glaubens und der Gesittung zu verbreiten, zieht sie selbst nach Cochinchina, wo sie Monate lang gemartert, nach den Inseln des stillen Oceans, wo sie von den Menschenfressern zerfleischt werden können. Das sind die Wirkungen des Unterrichts in den Seminarien, die nach den Vorstellungen eurer Sittsamkeit die Einbildungskraft besudeln, den Muth lähmen, den Menschen der Herrschaft der Sinnlichkeit unterwerfen sollen.

Fragt man daher nach Früchten, nicht bloß nach jenen oftmals mehr gleißenden als anmuthigen, mehr zur Augenlust als zur Erquickung dienenden, mehr in weitgeführter Geistesentwicklung oder Gewandtheit zu Verfolgung eigener Zwecke als in wahrhaft veredelnden Tugenden sich kund gebenden, fragt nach wahren, Gott ehrenden, den Mitmenschen erquicklichen, denjenigen, der sie trägt, in Wahrheit zierenden Früchten, so

wird dieser Frage unmittelbar die andere sich anschließen, trägt wohl die Jugend, welche aus den Anstalten der Universität hervorgeht, von Früchten jener Art, ich will nicht einmal sagen gereiftere und zahlreichere, sondern nur ebenso ausgebildete und ebenso mannigfaltige, als diejenige, welche aus den Seminarien entlassen wird? Hat man aus diesen auch schon von Meutereien berichten können, von Aufständen gehört, welche bald zu Strafen gegen einzelne, bald gegen alle, selbst zu zeitweiligem Schließen der Anstalten nöthigten? Ließe sich von den Seminarien auch ein Vorhang lüften, der ein so düsteres Bild vor uns hinstellte, wie solches im Jahr 1830 in Bezug auf einige königliche Collegien durch den auftragsgemäß verfaßten Bericht mehrerer Geistlichen an einen Erzbischof geschehen ist? Könnte ein Arzt, wie Hr. Lallemand zu Montpellier gethan hat, aus Seminarien ähnliches mittheilen, wie von andern Erziehungsanstalten, oder aus jenen ein Zeugniß vernehmen, wie aus solchen: „Seien sie versichert, demjenigen gegenüber, was ich gesehen habe, könnte man die ruchlosen Werke des Marquis de Sade noch Schäfergedichte nennen?“ Erinnert man sich nicht, welche traurige Schilderungen deutsche Blätter über die Zucht- und Sittenlosigkeit, über die bodenlose Versunkenheit und brutale Verwilderung der meisten, das sogenannte lateinische Quartier in Paris bewohnenden Jünglinge bisweilen uns gegeben haben? Wie kann man unter dem Anblick solcher Uebelstände Anstalten verdächtigen wollen, welche die Jugend heranziehen in geregelter Ordnung, zum Gehorsam, zu freudiger Thätigkeit in mühevollem Berufe, zu bereitwilliger Hingebung im schweren Dienste für andere, zu Genügsamkeit, zu jederartigen Entbehrung, worunter diejenige eines geselligen Lebensverkehrs gewiß nicht die geringste ist?

Es ist aber eine Seite besonders, nach welcher die französische Geistlichkeit vor derjenigen der meisten andern Länder sich auszeichnet und welche zur Anerkennung allermindestens einer großen moralischen Kraft berechtigt, oder auch zwingt. Es ist

dieß der so ununterbrochene, als zahlreiche Ausgang der Glaubensboten aus Frankreich nach allen Weltgegenden, nach Amerika und Kleinasien, nach Australien und Polynesien, nach der Tartarei und nach China. Das Volk sieht sie hinziehen diese jungen Priester. Es fragt sich verwundert: was treibt sie hiezu an? Und da kann es sich keine andere Antwort geben, als: Glaube und Liebe, Hingebung an Gott und die Mitmenschen. Hiemit wird jeder derselben ein zweifacher Bote des Glaubens, hier für das Land, welches er verläßt, dort für dasjenige, nach welchem die Meeresfluth ihn trägt.

Aber wie kommt es, daß noch nie, zu keiner Zeit, aus keinem Volk einer der Philosophen, der großen Geister, der warmen Menschheitsanwälte ausgegangen ist aus seiner Heimath, hintangesetzt hat die Behaglichkeit des Lebens, Verzicht geleistet hat auf das, was auch den Alltagsmenschen fesselt und ein Licht, eine Freiheit und eine Civilisation dahin zu tragen versuchte, wo von diesem allem keine Spuren zu finden sind; daß noch nie einer von ihnen einen Boden sich wählte, der erst noch unter des Tages Last und Hitze, unter Schweiß und Mühseligkeit, unter Ausdauer und Mangel, unter jeglicher Art Beschwerden, die den Menschen zum Kampf auf Leben und Tod herausfordern, urbar zu machen ist? Wie kommt es, daß von den vielen, welche ihren Zeitgenossen aufhelfen zu müssen wähnen, alle nur dahin sich wenden, wo etwas niederzureißen ist, nicht ein einziger dorthin, wo er zum Aufbau nicht allein bequeme Stätten, sondern zugleich reichen Vorrath von Material fände? Wie? Leute meist junge Männer, deren Geistesanlagen mit den eurigen messen zu wollen ihr als Entehrung betrachten würdet, auf deren Wissen ihr als auf armselige Hadeln herablicket, von deren Bildung ihr mit mitleidigem Achselzucken sprechen höret, die eurem Stolz nur ihre Demuth, eurer Geistesentfeßlung nur ihren Gehorsam, euern hochfliegenden Speculationen nur ihren einfältigen Glauben an die Seite setzen können; deren gesundes Wesen, Thun und Wirken, so es mit dem eurigen wollte ver-

glichen werden, ihr mit Unmuth zurückstoßen würdet: diese Leute wagen zu Hunderten, was nicht einem einzigen von euch bloß von ferne zu versuchen je nur zu Sinn gekommen ist? Und doch lehren sie die gebundene Menschheit wahrhaft frei zu werden, sind sie es, welche in den verdunkelten Gemüthern das leuchtende Licht anzünden, den Barbaren die ächte Civilisation bringen und keinen andern Ruhm hierin suchen, als denjenigen ihres Herrn, und keinen andern Lohn damit begehren, als denjenigen, welchen ihr als falsche Münze in allgemeinen Verruf bringen zu können wähnet! Lassen wir die Philosophen aller Zeiten zur Schau an uns vorübergehen, und fragen wir: wo hat an einem einzigen seiner Schüler irgend einer dasjenige gewirkt, was durch den Lauf so mancher Jahrhunderte das Wort vom Kreuz an vielen Tausenden gewirkt hat, auch fortwährend noch wirkt? Hienach mögen sie richten. Meditati sunt inania.

Zu Bildung solcher Glaubensboten für alle Weltgegenden gibt es in Paris verschiedene Anstalten. Eine der größten und berühmtesten ist diejenige der auswärtigen Missionen, mit einer dem heiligen Franz Xaver geweihten Kirche. Ihre Zöglinge sind vorzugsweise für China und Indien bestimmt, und erhalten deßwegen in den Sprachen dieser Länder Unterricht. Diejenigen, welche vor ein paar Jahren in ersterm Lande ihren Glauben mit dem Leben besiegelt haben, waren meistens aus Frankreich gebürti

Der Obere der Lazaristen, in dem Hause welchem einst der heilige Vincenz von Paul vorstand, und dessen Kirche noch jetzt seinen wohlerhaltenen Leichnam als kostbarste Reliquie bewahrt, versicherte mich, daß aus der Tartarei vor ganz kurzer Zeit die erfreulichsten Berichte über den Erfolg der dortigen Missionen eingetroffen wären. Wenn im Westen des größten europäischen Reiches es den Anschein habe, als solle die katholische Kirche durch die gewaltigsten Hammerschläge der nackten Gewalt für den Augenblick zerschmettert werden, so eröffne sich dagegen die Aussicht, daß sie im Osten eben dieses Reiches unter den

freien Tartaren, Bekennern der lamaischen Religion, bald ansehnlichen Zuwachs erhalten könnte.

Auch Syrien ist eine Landschaft, welche aus diesem Hause mit Missionären versehen wird. Die Schwestern des heiligen Vincenz von Paul, deren großes Mutterhaus in der rue du Bac sich befindet, stehen mit jener Congregation in Verbindung. Man zählt ihrer über 2500, welche theils in Spitälern der Hauptstadt, theils in andern Städten ihren Dienst versehen, auch zur Krankenpflege in Privathäuser berufen werden. Aber noch größere Dienste leisten sie in Syrien und in andern asiatischen Landschaften der Türkei. Die meisten, welche dahin gehen, besitzen einige Kenntniß in der Heilkunde; in ihren dortigen Häusern sind sie mit den nothwendigsten Arzneimitteln versehen und nebenbei ertheilen sie den Türkenkindern Unterricht. Durch diese verschiedenartigen Dienstleistungen erwerben sie sich das Vertrauen der Einwohner und setzen sich bei ihnen in verdientes Ansehen. Durch sie gewinnt die That das Uebergewicht über die Lehre; sie werden zu verwirklichenden Zeugen der Wahrheit des alten Spruches: Worte mahnen, Beispiele reißen fort. So verschaffen sie dem Christenthum Eingang in manches Herz, weniger durch jene, als durch menschenfreundliches Wirken.

Eine andere Pflanzstätte von Glaubensboten findet sich in der Straße Picpus. Kaum hatte die französische Seemacht von den Marquesas-Inseln Besitz genommen, als auch das Christenthum sich rüstete, sie in geistigen Besitz zu nehmen, oder vielmehr seinen geistigen Besitz den Bewohnern dieser Inseln mitzutheilen. Ein Bischof mit dem Titel von Nikopolis, sieben Glaubensboten, sieben Katecheten und zehn andere Geistliche giengen schon am Ende des Jahres 1842 dahin ab, um das Licht der christlichen Lehre, die Wohlthat des christlichen Gottesdienstes diesen Insulanern zu bringen. Obwohl die Philanthropen und Cosmopoliten in der Deputirtenkammer saure Gesichter dazu schnitten und die Protestanten dafür sich wehrten, daß dieses Feld den Aussendlingen jedweder Secte sollte geöffnet

werden, zeigte doch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wenn gleich selbst Protestant, die seltene Unbefangenheit, zu bekennen: „Die Grundlage von Frankreichs Größe sei die katholische Religion, diese flechte sich unablöslich in die anderthalb Jahrtausende seines Bestehens, darum mit Recht deren Boten Vorschub und Schutz von Seite der Regierung erwarten dürften.“ Freilich werden diesen Missionären der einzig wahren Civilisation andere der fälschlich sogenannten auf dem Fuße folgen und vielleicht schnellere Fortschritte machen als jene, vielleicht bald ausreißen, was diese mühsam gepflanzt haben; denn es ist von Repräsentanten des Zeitgeistes und der Nation in Aussicht auf künftigen Handelsverkehr mit diesen Insulanern das furchtbare Wort gefallen: „noch haben sie keine Bedürfnisse, aber wir werden ihnen solche schaffen.“

Das jedesmalige Hinziehen der Missionäre nach den fernen Himmelsstrichen ist allen Deklamatoren wider Kirche und Geistlichkeit stets eine höchst unangenehme Sache. Es tritt damit eine Einwendung gegen sie auf mit so hellem Wort, daß jedermann dasselbe vernehmen muß, in so einfacher Rede, daß jedermann dieselbe versteht, mit so faßlichem Sinn, daß er auch klar wird demjenigen der weder lesen mag noch kann. Der gesunde praktische Sinn des Volkes versteht aber doch diese, so oft unter seinen Augen sich erneuernde Erscheinung zu würdigen und sie jenen Luftstreichen von Leuten, die in behaglicher Ruhe sich gütlich thun und nicht der mindesten Entsagung, Aufopferung, wohl gar Todesverachtung, oder auch nur Beschwerde in bloßer Hingebung an andere fähig wären, gegenüber zu stellen. Man mag sich hiebei unbedenklich die Frage erlauben: hätte erst die Universität auch der geistlichen Bildungsanstalten sich bemächtigt, ihr Gepräge auch diesen aufgedrückt, würden dann wohl auch noch Glaubensboten aus denselben ausziehen können und wollen? Hat der deutsche Rationalismus eines Löffler, Paulus, Bretschneider, Röhr und aller dieser Coryphäen der Negation andere Missionäre, als

zum Niederwerfen des Kreuzes, wo dasselbe noch stand, hervorzurufen vermocht? Ließe sich an jenen Deutschkirchlern, an jenen Synodikern, an jenen Christlich-katholischen ein so besonderer Drang wahrnehmen, Pfründen und behagliche Ruhe und Lebensbequemlichkeiten und die Aussicht auf Trinkbecher, Subscriptionen und Festschmäuse, dann Haus und Heimath und Freunde und geselligen Verkehr dahinzugeben, um unter allseitigen Entbehrungen und vielartiger Noth und immerwährenden Gefahren rohen, oft feindselig gesinnten Völkerstämmen auch nur ihr Licht anzuzünden, auch nur ihren Glauben zu verkünden, auch nur die Keime ihrer bloß materiellen Civilisation zu pflanzen? Solchen Muth, solche Selbstaufopferung, Frucht einer gedoppelten Liebe, die stärker ist als der Tod und die durch alle Trübsale nicht mag ausgelöscht werden, findet ihr nur bei denjenigen, die in unablösbarer Einigung mit der Kirche sind herangezogen worden, die ihr so gerne als Ultramontane, Jesuiten, Römlinge, Blindgläubige verschreien möchtet! Und auch unter den Protestanten sind es nicht diejenigen, die das Christenthum ab- und ausgenüchtert, sondern diejenigen, welche von dem anvertrauten Glaubensschatz noch das meiste bewahrt haben, deßwegen mit dem Willen noch einige Kraft in sich tragen, denselben auch andern zu öffnen, die hiezu mit dem Glaubensboten der katholischen Kirche auf gleichem Wege sich finden lassen. Denn wahrlich, es liegt noch eine reichhaltigere Bedeutung, als bloß diejenige der Festigkeit und Sicherheit in dem Wort, daß Christus der Eckstein sei; — wer ihn als solchen annimmt und als solchen ihm sich anfügt, in denjenigen geht aus demselben eine bauende Kraft hinüber, indeß sein Verwerfen, sei es in philosophischem Dünkel, sei es aus rationalistischer Flachheit, sei es in wilder Auflehnung gegen die Kirche, auch zu anderweitigem Zerstören antreibt.

Wären die Philosophen, die Weltmenschen, die in alle materiellen Interessen verstrickten, dem einzigen Cultus von diesen Hingegebenen noch fähig, manche Erscheinungen, die ihrem Blicke

sich darstellen, in deren unzertrennlichem Zusammenhang mit dem christlichen Glauben zu würdigen, so müßten sie doch bei Wahrnehmung seiner fortdauernden Macht über die Gemüther stutzig werden und sich die Frage stellen: in welchem andern reingeistigem Bereiche ähnliches aufzufinden sei? Auch hierin wieder steht Frankreich voran. Ich will nur daran erinnern, daß es hier an Geistlichen nicht fehlt, die zuvor die Kriegerlaufbahn betreten haben und mit Ehren auf derselben vorangeschritten, hierauf in den höhern Dienst der Kirche übergegangen sind — sodann in demselben die nämliche Pflichttreue und denselben Muth wider andere Feinde zeigten, wie in jenem. Wo aber die Thatsachen nicht in Abrede gestellt werden können, da sucht man häufig Motive sich selbst zu bilden und sie den Personen, an welche jene sich knüpfen, anzuheften, um hiedurch die bewältigende Macht, die sonst in den Thatsachen läge, bestmöglichst abzuschwächen.

Der während meines Aufenthalts zu Paris im südlichen Frankreich verstorbene Christian von Chateaubriand hatte bereits den Grad eines Rittmeisters der Garde-Cuirassiere erreicht, hatte mit Auszeichnung in dem spanischen Feldzuge gedient. Seine persönlichen Vorzüge, seine Herkunft, das Ansehen seines Geschlechts, selbst das Verhältniß zu seinem hochgefeierten Oheim ließ ihn in eine glänzende Laufbahn hinausschauen. Er wendete derselben den Rücken, entsagte dem Dienst und trat in den Jesuitenorden, in welchem nichts anderes, als gehorsame Erfüllung jeder Obliegenheit, die der Obere ihm auferlegen mochte, seiner wartete; in welchem vielleicht durch Entbehrung und Anstrengung der Keim zu jener Krankheit geweckt wurde, die ihn zu innigem Bedauern vieler Freunde frühzeitig dahinraffte.

Einer der einnehmendsten, geistreichsten, pflichtgetreuesten und thätigsten Bischöfe Frankreichs, der kürzlich verstorbene Bischof von Nancy, bekleidete zur Zeit des Kaiserreichs, obwohl noch jung, eine ansehnliche Civilstelle. Auch er konnte bei seinem Talent, bei seiner Tüchtigkeit, bei dem Vorschub, welchen eine

angesehene Abstammung gewährt, mit Gewißheit darauf zählen, bald zu den höchsten Stufen des Ranges, des Ansehens und der Wirksamkeit emporzusteigen. Da soll er einst in einer Gesellschaft von Zeitgenossen aus dem Militär- und Beamtenstande durch deren frevelhafte Reden so von Abscheu und tiefem Unmuth ergriffen worden sein, daß er den Vorsatz faßte, so gefahrdrohenden Verhältnissen auf das schnellste und in der sichernden Weise sich zu entziehen, worauf er seine Stelle niederlegte und in ein Seminar sich flüchtete, um auf einen Lebensberuf sich vorzubereiten, von welchem er, sowie Erkräftigung des innern Lebens, so einen mächtigen Schirm gegen ähnliche Gefahren mit Recht erwartete. Wollten gewisse Leute einwenden: aber doch mochte er hiebei damals schon die Inful im Auge gehabt haben! so läßt sich ihnen leicht entgegnen: der zeitlichen Vortheile, welche dieselbe gewähren mag, bedurfte der Betreffende nicht im mindesten; hinsichtlich des Ranges und Ansehens aber, die mit derselben verknüpft sind, boten ihm seine frühern Verhältnisse die genügendste Bürgschaft, wogegen so manche Anforderungen und schwere Obliegenheiten, welche geistlicher Beruf und bischöfliche Würde auferlegen, seinen früheren Verhältnissen durchaus fremd geblieben wären. Schwerlich würde eine hohe Stelle am Hof oder im Staat die moralische Verpflichtung hervorrufen, sich z. B. mit achtzig Verbrechern bis in den späten Abend in ein Gefängniß einschließen zu lassen; was sich der Bischof eines Tages, da ich bei ihm zu Gast gebeten war — nicht als Obliegenheit (deren er in Paris keinerlei haben konnte), sondern in freiwilligem Eifer für die Verrichtungen seines priesterlichen Amtes — hatte gefallen lassen, um jenen mit nothwendiger Belehrung das Sakrament der Firmung zu ertheilen. Declamirt immer gegen die Geistlichkeit, weiset uns aber nebenbei Beamtete, Begüterte, Weltliche jedes Berufes vor, welche unter ähnlichen zeitlichen Verhältnissen Glücksgüter, Zeit, Geistes- und Willenskräfte zu jederartigen Förderung ihrer Mitmenschen, auch nur in gleichem Maß und

Umfang und in gleicher Zahl aufzuwenden stets bereit wären, wie jene!

Was aber möchten sie gegen den ebenso geistreichen als liebenswürdigen, so hoch gefeierten als anspruchslosen Abbé Ravignan herausgrübeln, der ohne Anerkennung eines höhern Innenlebens und einer rein aus diesem hervorgehenden Thätigkeit das seltsamste psychologische Räthsel bleiben müßte, welches sich denken läßt. Derselbe hatte sich der Rechtsgelehrsamkeit mit ebenso großem Eifer als hervorragendem Talent, daher ausgezeichnetem Erfolge gewidmet, so daß er bald nach Vollendung seiner Studien eine für sein Lebensalter ausgezeichnete Stellung einnahm. Niemand zweifelte an dessen raschem Voranschreiten auf der glänzendsten Laufbahn bis zum äußersten Ziele. Dieser Beifall, der Hrn. Ravignan von allen Seiten umrauschte, machte ihn nachdenklich; er fürchtete, von demselben zur Eitelkeit hingerissen zu werden, und die Huldigung der Welt am Ende durch Huldigung an sie zu vergelten. Um solcher Gefahr zu entgehen, trat er von dem anfangs gewählten Lebensberufe zurück in einer Zeit, da ihm die glänzendsten Aussichten sich darboten und begab sich in das Seminar von St. Sulpice.

Das Talent offenbart sich unter allen Verhältnissen; die gewissenhafte Verwendung desselben beschränkt sich weder auf diese noch auf jene Richtung, erachtet jeden edlern Zweck als gleich hoch. So konnte, wollte und durfte auch Hr. Ravignan in dieser neuen Bestimmung sein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Er brachte manche Jahre in dem Seminar zu; und wer seines Eifers, seiner Erfolge, seines Wandels und besonders seiner Vorträge Zeuge war, pries Gott, daß er der Kirche einen Mann zugeführt habe, der, wozu er auch durch sie berufen werde, ihr zum mannigfaltigsten Segen dienen müsse. Es wurde bereits in Aussicht gestellt, daß ein solches Talent, ein solcher seltener Geist nicht lange in untergeordneter Wirksamkeit verbleiben könne; daß, sobald er als Geistlicher allgemeiner bekannt sein würde, ein Bischofsstuhl und noch Höheres seiner

warten dürfte. Auch diese Ahnungen blieben dem Seminaristen nicht verborgen; und abermals wandelte ihn die Besorgniß an, die äußern Verhältnisse möchten eine größere Gewalt über ihn gewinnen, als er denselben einzuräumen geneigt war. Um daher einer möglichen, ja sehr wahrscheinlichen Erfüllung jener frohen Erwartungen und Voraussagungen jede Verwirklichung von vornherein abzuschneiden, ließ Abbé Ravignan unter die Väter der Gesellschaft Jesu sich aufnehmen, welche bekanntlich ihren Gliedern die Annahme jeder geistlichen Würde untersagt. Ihr nun, die ihr den reinsten, aus dem lautersten inneren Verlangen hervorgehenden Entschlüssen durch Andichtung eines bloß weltlichen Beweggrundes einen Makel anzuheften beflissen seid, kommet und saget, was von dieser Art den königlichen Prokurator Ravignan, geistlich zu werden, was den Abbé Ravignan, in die Gesellschaft Jesu sich aufnehmen zu lassen, habe bewegen können!

Welches Rufes nun derselbe als Prediger in Paris genossen habe, ist weltkundig. Man hat mich bedauert, zu einer Zeit dahin gekommen zu sein, in welcher ich ihn nicht hören konnte. Dafür zähle ich zu den angenehmsten Stunden meines Aufenthaltes in Paris diejenige, in welcher ich durch einen Freund in die bescheidene Celle des merkwürdigen Mannes in der Rue des postes eingeführt wurde, und zugleich Gelegenheit sich mir darbot, neben andern Männern dieser Vereinigung noch den so tiefgelehrten P. Cahier kennen zu lernen.

Auch die Benedictiner von Solesme besitzen zu Paris ein Absteigquartier (ein pied-a-terre), ein kleines Priorat in der Rue Monsieur, am einen Ende der Vorstadt St. Germain. Sie haben es in Erinnerung an die altberühmte Abtei, welche diesem interessanten Stadtviertel den Namen gegeben hat, St. Germain genannt. Es ist ein gewöhnliches Wohnhaus mit einem kleinen Garten. Ein Zimmer des Erdgeschosses ist in eine enge, einfache Capelle verwandelt, in welcher sie ihren Chor halten. Das Bestreben der wiedererstandenen Benedictiner

in Frankreich geht vorzüglich dahin, den alten Ruf des Ordens in Pflege der Wissenschaften aufzufrischen. Ein Mann, der das Gewicht dieser Aufgabe nicht allein zu würdigen, sondern durch seine Person dieselbe zuerst zu lösen weiß, steht ihnen vor: der Abbé Gueranger, der während meines Aufenthalts in Paris von einer Reise nach Amerika zurückkehrte. Seine Institutions liturgiques, wovon bei Debecourt damals zwei Bände erschienen waren, verdienen nach ungetheiltem Zeugniß Aller den Leistungen eines Mabillon, Montfaucon, Dom Vic und Vaissette, der Gebrüder Sainte-Marthe und vieler anderer Coryphäen großer wissenschaftlicher Unternehmungen in der Vergangenheit mit Recht an die Seite gestellt zu werden. Doch nicht bloß in dem Stammsitz des in Frankreich hergestellten Ordens, auch in dem beschriebenen kleinen St. Germain finden geschichtliche Forschungen ihre Pfleger. Der Prior, Abbé Pitra, beschäftigte sich gerade mit einem Leben des heiligen Leodegarius, Bischofs von Autun, über welchen er aus dem, demselben geweiheten Chorherrenstift zu Luzern in der Schweiz einige Mittheilungen durch mich zu erhalten hoffte; aber ohne großen Erfolg, da dort nicht einmal ein eigenes Officium für den Schutzpatron des Stifts besteht. Ein anderer junger, der Wissenschaft sich widmender Mann, der zur Zeit noch als Novize in St. Germain sich befand, ist der Abbé du Lac, an welchen sich für die Zwecke der religiösen Genossenschaft schöne Hoffnungen knüpfen.

Zum Eintritt in diese religiöse Gemeinschaft kann abermals keine Lust zu gemächlichem und behaglichem Leben, keine Aussicht auf Rang und Würden bewegen. Dergleichen werden ihren Gliedern nicht ertheilt, zu jenem fehlen alle Mittel. Sie muß ihre wenigen Bedürfnisse aus dem, was etwa der Einzelne einbringen kann und aus dem Ertrag literarischer Arbeiten bestreiten, denen zu unterziehen sich Jeder verpflichtet fühlt. Nur religiöser und wissenschaftlicher Eifer vereint kann für talentvolle junge Leute Beweggrund werden, einem Lebensberuf

mit unabänderlichem Entschlusse sich zu widmen, der bloß innere Befriedigung, von äußeren Dingen nichts als Entbehrung und Anstrengung gewähren kann.

Ruhigen Blickes, in einfachem Gewande, bescheiden, je zu zwei oder drei habe ich sie öfter durch die Straßen von Paris wandeln gesehen, die Schulbrüder, diese treuen und genügsamen Unterweiser und Erzieher der ärmeren Jugend. Welcher Contrast zwischen ihnen und den aus deutschen Seminarien in die Dörfer hinausgeworfenen Lehrer mit Vatermördern, Brille, Handschuhen, Tabakspfeifen mit langer Röhre und bammelnden Troddeln! Man sieht es jenen schlichten Brüdern an, daß sie der Aufgabe, die Jugend durch allerlei in dieselbe hineingepfropften Wust zu verbilden, nicht gewachsen wären; dagegen müßte jeder, welcher denselben lieber ausfegte als sorglich aufstapelte, schon auf den ersten Anblick Vertrauen zu ihnen gewinnen. Dieses Vertrauen kömmt ihnen auch von allen Seiten entgegen, so daß sie bereits gegen 300 Häuser durch das ganze Land besitzen und die Schülerzahl von 9209, die sie im Jahr 1821 zu unterrichten hatten, sich jetzt (1843) vervierfacht hat. Gemäß des göttlichen Wortes: „wenn ihr Nahrung und Kleidung habt, so begnüget euch, verlangen sie nichts weiter als die Einrichtung ihrer Häuser. Der Weise, wie sie ihres Geschäftes wahrnehmen, versicherte man mich, sei durchweg das Gepräge wohlthuender Ordnung und Regelmäßigkeit aufgedrückt. In ihrem Unterrichte beschränken sie sich auf Lesen, Schreiben, Rechnen, die nothwendigsten Anfangsgründe der Geographie und Linearzeichnen. Aber die Jugend in den Wahrheiten der Religion zu begründen, mit Geduld und Milde deren Fehler zu verbessern, mit weisem Maß Lohn und Strafe anzuwenden, ein höheres Ziel, als bloße Abrichterei für das materielle Leben im Auge zu behalten: das ist's, was sie aus-

zeichnet, was sie besorgten Eltern, wohlgesinnten Gemeindevorstehern so werth macht.

Die Regierung hat ihnen in der Vorstadt St. Martin ein geräumiges und bequemes, Haus zum Noviciat für das ganze Land bestimmt, eingeräumt; sie gaben ihm die liebliche Benennung zum Kinde Jesus. Sie lassen sich etwa auch in Privathäuser rufen, um in diesen die Kinder zu unterrichten; aber nicht den Vornehmen und Reichen der Welt, wo ansehnliche Vergeltung ihrer warten könnte, wenden sie ihre Dienste zu, sondern denjenigen widmen sie dieselben am liebsten, welche nur wenig zu geben vermögen, womit sie aber immer zufrieden sind. In ihrem Bestreben finden sie Mitwirken für die weibliche Jugend bei den barmherzigen Schwestern, welche neben der Krankenpflege auch diesem Dienst christlicher Liebe sich unterziehen.

In dem östlichen und südlichen Frankreich findet sich eine ähnliche religiöse Verbindung unter der Benennung „Marianische Brüder.“ Doch ist der Unterricht derselben ausgedehnter, als derjenige der Erstern, die sich ausschließlich auf Primärschulen beschränken. Jene halten selbst Pensionate, in denen Sprachen, sogar Philosophie gelehrt wird. Sie theilen sich in ihren Häusern in Priester, Lehrer und (Handarbeit verrichtende) Brüder. Alle legen die drei Gelübde ab und tragen eine einfache, gleichmäßige, aber bürgerliche Kleidung. In ihrem Schulhause haben sie ein gemeinsames Schlafzimmer, ein Eßzimmer, ein gemeinsames Arbeitszimmer und eine Capelle, in welchen Räumen insgesammt Clausur beobachtet wird. Aber auch sie verlangen, wenn sie irgendwohin berufen werden, keine andere Vergeltung, als Fürsorge für ihre wenigen Bedürfnisse.

So sehen wir auch da wieder Liebe, Gehorsam und Demuth zum segnenden Geflechte sich verschlingen, auch da wieder durch diese Kräfte Früchte reifen, welche ohne dieselben weder hervorgetrieben, noch gezeitigt werden könnten, und, wo jene sich nicht finden, vergeblich gesucht würden.

Während die Angestellten, sei es aus Dienstfeifer oder aus Wahlverwandtschaft, die Besoldungen aus dem Communal-Vermögen Lehrern zuwenden, welche in den Anstalten der Universität ihre Bildung und ihren Zuschnitt erhalten haben, sendet die Neigung und das Vertrauen der Einwohner die Kinder den armen Schulbrüdern zu. An mehr als an einem Orte bestehen Schulen nebeneinander, eine des wohlbezahlten Lehrers mit kümmerlicher Kinderzahl, eine andere jener Brüder mit zahlreichem Besuch der Lernenden und kümmerlichem, dennoch innerlich frohem Bestehen der Lehrenden und immer weiter sich verbreitendem Verlangen, dieselben zu besitzen. Es sind mir zu dessen Beweis mancherlei Thatsachen erzählt worden. So hat z. B. der Stadtrath von Senlis einen Primärlehrer der erstern Art berufen und gibt ihm einen jährlichen Gehalt von 2400 Franken, wofür er kaum dreißig Schüler um sich sieht. Obwohl die Stadt wenig begüterte Einwohner zählt, sind doch die einigermaßen Wohlhabenden zusammengetreten und geben jährlich freiwillig 1800 Franken, von denen drei marianische Brüder nothdürftig sich erhalten, aber mehr als 200 Kinder zu unterrichten haben. Dasselbe ist in Auxerre der Fall. Hier besuchen wenigstens dreihundert Kinder die Schule der Brüder, indeß der wohlbezahlte Herr Stadtschulmeister mit einigen angefüllten Bänken sich begnügen kann.

Man wirft der Geistlichkeit insgesammt vor, sie sei dem Elementar-Unterricht nicht besonders gewogen. Es fragt sich aber: ist dieselbe in ihrer Mehrzahl dem Unterricht an sich, oder ist sie dem Unterricht, wie er gerade gegeben wird, nicht gewogen? Ist es das Letztere, so dürfte darin gegen die Geistlichkeit kein Grund zur Anklage liegen. Daß es aber dies sei, dürfte kaum in Zweifel gezogen werden, sobald man weiß, daß zwei veröffentlichte Schriften über den Volksunterricht kein Geheimniß daraus machen, wie unter 77 Normalschulen in Beziehung auf religiösen und sittlichen Unterricht bloß elf befriedigende Resultate aufweisen konnten.

Ist jene Anklage wahr, so trägt die Universität und der an ihrer Spitze stehende Großmeister, so trägt eine große Zahl der Lehrer entweder durch den Inhalt ihrer Lehren, oder durch ihr Betragen redlich dazu bei, dieselbe hervorzurufen und die Veranlassung dazu immer fester zu begründen. Es wird in Frankreich in ähnlicher Weise, wie in den bestvorangeschrittenen Ländern deutscher Zunge alles angewendet, um den Dorfschulmeistern eine sattsame Dosis Dünkel einzutrichtern, um sie dem Geistlichen des Orts wenigstens an die Seite, jedenfalls gegenüberzustellen.

Der Bischof von Chartres, dem doch vermöge seiner Stellung ein Blick in die Wirksamkeit der Lehrer zugetraut werden dürfte, sagt in seinem Sendschreiben, daß manche Leiter des Primär-Unterrichts für ihre Religiosität ebenso wenig Bürgschaft gäben, als die Lehrer der höhern Anstalten, vielmehr demselben Geist huldigten, der in der Universität die Herrschaft an sich gerissen habe, das System des Atheismus in manchen Provinzen Frankreichs einheimisch zu machen suchten.

Hören wir noch einen Zeugen, den gewiß Niemand der Parteilichkeit oder Befangenheit zu Gunsten eines Unterrichts im Sinne der Kirche beschuldigen wird. In einem Bericht an die Akademie der moralischen Wissenschaften sagte Hr. Cormenin: „Ich muß bekennen, eine stumme, verborgene Verderbniß schleicht durch die Dörfer. Es ist wahr, man hat luftigere Lehrsäle und Zimmer für die Lehrer, mit einem Speicher darunter, gebaut. Man tapezirt das Innere der Säle mit Tafeln von ba, be, bi, bo, bu und künstlich gemalten Thieren aus. Der Unterricht gewinnt fast allenthalben den scheinbaren Anstrich einer blühenden Cultur. Aber die Erziehung stangelt, und die Lehren einer religiösen Moral werden den Buben und Mädchen nicht gehörig eingeprägt; man lehrt sie nicht genugsam, Gott im Himmel und dessen Stellvertreter auf Erden, ihre Eltern, zu lieben.“ Das dürfte mit Recht die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich ziehen. Das wäre ihre

Pflicht, läge in ihrem Interesse. Denn ein Volk, welches keine feste moralische Richtschnur hat, kann auch kein tiefes Gefühl für Freiheit und Ordnung besitzen, und ohne diese beiden ist das Regieren unmöglich. Aber soll man zusehen, ob eine solche Wiederherstellung der Sitten von selbst sich mache?

Ein Aufenthalt von sechs Wochen in Frankreichs Hauptstadt hatte mir des Belehrenden, Angenehmen, Unterhaltenden viel geboten, mit manchen bedeutenden Männern mich in Verbindung gebracht, in das Wesen der katholischen Kirche und deren Einfluß auf das Leben heller mich blicken lassen, in jeder Beziehung Belehrung gewährt und neue Anregungen hervorgerufen, ohne jedoch entschieden zu festigen, ohne zu einem bestimmten Entschluß zu verhelfen. Zerrannen auch immer mehr die Nebel, das Licht war mir doch noch nicht in seinem vollsten Glanze aufgegangen; immer mehr aber wurde ich der nackten Frage entgegengetrieben: ob die Verwegenheit oder der Muth, jene nach innen gewendet, dieser nach außen gerichtet, jene verdammlich, dieser preiswürdig, endlich das Uebergewicht gewinnen solle?

Es mag sein, daß derjenige, welchen entweder Leichtfertigkeit oder untergeordnete, vielleicht sogar verwerfliche Beweggründe in die Kirche zurückführen, bald mit sich im Reinen ist, denn er verkehrt den Zweck in das Mittel. Da aber, wo die entgegenkommende und nicht zurückgewiesene Wahrheit allmälig und immer tiefer in das Herz eingedrungen ist und von demselben Besitz genommen hat, da klammern auch sofort die äußern Verhältnisse zäher an den Menschen sich an; sie wollen gegen jene ein Gegengewicht bilden, die Herrschaft ihr streitig machen; es beginnt der Kampf zwischen Geist und Fleisch, zwischen dem Hinaustreten auf ungewisse, vielleicht mit Dornen und Klippen besäte Pfade und dem sorglosen Dahinschlendern

auf gewohnter Bahn. Man müßte aber die menschliche Natur schlecht kennen, wenn man im Zweifel stehen wollte, nach welcher Seite sie mehr sich hingezogen fühlte. Am Ende drängt alles in die Frage sich zusammen: äußerer Friede und innerer Kampf, innerer Friede und äußerer Kampf? Diesen an jenen setzen zu können, darf der Mensch von sich allein kaum erwarten; ist es ihm aber vergönnt, aus dem Verlauf seiner eigenen Begegnisse mit einiger Sicherheit die leitende Hand herauszulesen, so darf ihm die gewisse Hoffnung nicht fehlen, es werde dieselbe, was sie aus weiter Ferne und in leisen Anfängen begonnen, seiner Entwicklung mit Stätigkeit entgegengeführt, auch an das Ziel zu bringen wissen.

In solcher Gesinnung kehrte ich nach Hause zurück. Zwar mit reichem Gewinn von meinem Aufenthalt in Paris, dennoch aber nicht über alle Bedenklichkeiten erhoben: dennoch, so auch diese würden beseitigt sein, noch lange nicht begnadigt mit jener Entschlossenheit, welche der innern Ueberzeugung alle äußern Rücksichten zum Opfer zu bringen vermag; dennoch in zuversichtlichem Vertrauen, wie bisanhin ohne mein Zuthun manches sich gefügt und wider mein Erwarten, ja selbst gegen meine Absicht vieles sich gestaltet, so würde auch über diesem Dunkel entweder schneller oder auf eine Weise, worüber vorher grübeln zu wollen unnütz wäre, das Licht aufgehen.

Da bot unerwartet Innocenz III Hilfe. Nach meiner Rückkehr aus Paris wandelte es nämlich, in Unschlüssigkeit, welchen wichtigen Gegenstand zur Erforschung und Bearbeitung ich an die Hand nehmen wollte, mich an, müßige Stunden mit irgend einer leichten Arbeit auszufüllen. Ich dachte an Innocenzens Schrift „Von den Geheimnissen der Messe," die ich zum Behuf meiner geschichtlichen Studien über ihn einst sorgfältig durchgangen hatte. Schon damals schien es mir, diese Erläuterung

sei in sehr praktischem Sinne abgefaßt, dürfte ebensowohl zu gründlicher Belehrung über den tiefen Sinn und den rechten Inhalt der heiligen Messe, als zur Erbauung für Jeden dienen, der in der Ahnung von deren tiefer Bedeutung nach einem klaren Verständniß derselben sich sehne. Demnach hielt ich dafür, eine Uebersetzung und dadurch Bekanntmachung dieses Werkes dürfte ein dankenswerthes Unternehmen in doppelter Beziehung sein: einerseits um jene Aufschlüsse zu gewähren, anderseits um zu zeigen, daß in deren Verfasser, mit den Eigenschaften eines großen Oberhauptes, diejenigen eines gründlichen Theologen und eines glaubensfreudigen Gliedes der Kirche sich zusammengefunden hätten. Bei nochmaligem Durchlesen der Schrift, in welcher der so mächtige als geistreiche Verfasser derselben vor dem hochheiligen und unausforschlichen Geheimniß in tiefer Demuth sich beugt, ward ich in dieser Meinung bestärkt, fand daher in einer zu beginnenden Uebersetzung *) beides: eine zusagende Ausfülluug müßiger Stunden, sodann die Möglichkeit, manchen, denen das Werk nachmals bekannt werden dürfte, hiemit einen Dienst zu erweisen.

Aber ich fand noch mehr; ich fand eigene Erbauung und eigene Belehrung. Das Werk hatte jetzt eine andere Bedeutung für mich selbst gewonnen, als früher, da ich in demselben nur nach Bruchstücken der theologischen Meinungen des Verfassers, bloß nach Zeugnissen seiner Ansichten und Gesinnungen forschte, dasjenige, was die Sache selbst betraf, ganz auf sich beruhen ließ. Erst indem ich Innocenzens Auslegung las und dieses einzig in der Absicht, zu entscheiden, ob das Unternehmen einer Uebersetzung mir zusagen könnte, hierauf noch mehr, als diese selbst begonnen, gieng mir während der Arbeit immer heller das Licht auf. Ich lernte sowohl den Gesammtinhalt der Messe, als deren umfangreiche Beziehung richtiger erkennen; ich blickte immer klarer und tiefer in dieselbe hinein; ich ward wunderbar

*) Dieselbe erschien 1845 in der Hurter'schen Buchhandlung.

angeregt durch die sinnvolle Bedeutung alles dessen, was man die sichtbare Ausstattung der heiligen Verrichtung nennen möchte.

Ich hatte zwar bisher wohl hie und da bei Gelegenheit einem Hochamt beigewohnt, aber dessen verborgenen Sinn mehr geahnet als verstanden; mehr in dasselbe hineingetragen, als aus demselben herausgenommen; mehr in allgemeinen Gefühlen mich bewegt, als dabei, wie es hiezu uns auffordert und seiner wohlerkannten innern Macht gemäß uns zwingt, in das versöhnende Leiden unsers Erlösers mich versenkt. Jetzt erst begann ich dasselbe einigermaßen zu verstehen; jetzt erst war mir klar, was aus ihm zu schöpfen sei; jetzt erst bildete es die Erlösung, von dem Augenblicke da der Herr mit dem genommenen Brod sich selbst zur Speise gab, bis zu seiner Auferstehung, in allen Momenten seines versöhnenden Leidens, mir vor Augen. Es trat mir in Erinnerung, wie vielfältig man in protestantischen Kirchen zwar manches Nützliche und Brauchbare vernehmen könne, ohne deßwegen an den Weltheiland erinnert zu werden. Aus Innocenzens Schrift aber überzeugte ich mich, daß einer Messe mit wahrem Sinne niemand beiwohnen könne, ohne nicht allein die Erinnerung an den Erlöser zu erneuern, sondern eigentlich in belebende Gemeinschaft mit ihm zu treten. Wäre daher der Priester selbst der ausgedörrteste und ausgesaugteste Rationalist, er könnte doch, während und so lange er die heilige Messe celebrirt, und selbst wenn er diese neumodisch verkümmerte, von dem Menschgewordenen, von dem Weltheiland, von dem Mittler zwischen Gott und dem Menschen uns doch nicht scheiden.

Demjenigen, welcher in dem Protestantismus geboren und alt geworden ist, fällt es allerdings schwer, das Geheimniß der Verwandlung der Stoffe in dem heiligen Meßopfer anzunehmen. Das ist der Stein des Anstoßes, der am schwersten zu beseitigen, das die Schwierigkeit, die am längsten nicht zu überwinden ist. Ich begreife es, wie der Katholik, der in diesem Glauben geboren, erzogen, durch alle Umgebung und Uebung und Mahnung darin gefestigt worden ist, dessen sich verwundern kann, daß

hierüber so große Bedenklichkeiten aufsteigen mögen. Gelänge es ihm aber, in die seit früher Jugend eingewöhnte Anschauungsweise des Protestanten, zumal des mit Zwinglianischer oder Calvinischer Meinung getränkten Protestanten einen Blick zu thun, so würde ein solches Sträuben ihm weniger befremdlich vorkommen. Allerdings gäbe es da einen Ausweg, — und wer weiß, ob nicht manche, die in die Kirche zurückgekehrt sind, denselben betreten haben; ob er nicht vielleicht am Ende mir selbst als der vollkommen richtige würde vorgekommen sein? derjenige nämlich: in Berücksichtigung, daß jenes constante Lehre der Kirche von dem frühesten Alterthum her gewesen und von den größten Geistern aller Jahrhunderte unverrückt festgehalten worden sei, dasselbe unter Verzichtleistung auf jedes weitere unfruchtbare und verwirrende Grübeln in guten Treuen ebenfalls anzunehmen.

Ich sträubte mich gegen jenes äußerste Mittel. Ich hoffte immer noch, zu einer innern Ueberzeugung zu gelangen und auch hierüber jene Klarheit zu finden, welche mir über alles andere allmälig zu Theil geworden war. Auch diese Schwierigkeit wurde durch Innocenzens Schrift für mich endlich gehoben, erreicht, was ich so sehnlich wünschen mußte. Sie wurde gehoben, nicht weil der große Papst sie für den natürlichen Menschen beseitigt, nicht weil er für diesen zu erklären versucht hätte, was menschlicher Scharfsinn nicht zu erklären vermag und menschliche Demuth erklären zu wollen sich nicht anmaßen wird, sondern vorzüglich durch seine Worte, wo er sagt:

„Indem also der Priester die Worte ausspricht: **das ist Mein Leib, das ist Mein Blut,** werden Brod und Wein in den Leib und in das Blut Christi verwandelt, mittelst der Kraft jenes Wortes, durch welche „„das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnt hat;““ durch welche Er sprach, daß es werde, gebot, und es geschaffen stand; durch welche Er ein Weib in eine Säule und einen Stab in eine Schlange, die Brunnen in Blut und das Wasser in Wein verwandelte. Konnte

Elia Wort Feuer vom Himmel fallen machen, wie hätte das Wort Christi nicht Brod in Fleisch umwandeln können? Wer dürfte Derartiges meinen von Demjenigen, „„Dem kein Ding unmöglich ist, durch Den Alles, und ohne Den Nichts gemacht ist.““ Unbestreitbar ist es etwas Größeres, zu erschaffen, was vorher nicht war, als zu verwandeln, was ist. An jenem wird niemand zweifeln; in dieses aber sollte jemand Zweifel setzen? Das sei ferne. Unvergleichbar größer ist es, daß Gott in solcher Art Mensch geworden ist, in der Er nicht aufhörte Gott zu sein, als daß Brod in solcher Art Fleisch wird, daß es aufhört Brod zu sein. Jenes geschah durch die Menschwerdung ein einziges Mal, dieses geschieht durch die Consecration unabläßig. Es möchte aber einer sagen: Ich bin allerdings gewiß, daß das Wort jene Kraft hat, aber ich bin gewissermaßen nicht überzeugt, daß Er dieß will. Ein solcher nehme wohl in Acht, daß, als Er das Brod genommen, Christus es war, der es gesegnet und gesprochen hat: „„das ist Mein Leib.““ So hat die Wahrheit selbst gesprochen, und darum muß, was sie gesprochen hat, durchaus wahr sein. Was demnach Brod war, als Er es nahm, war Sein Leib, als Er es gab. Somit war das Brod in Seinen eigenen Leib und der Wein in Sein Blut verwandelt.

„Denn nicht, wie der Ketzer meint, vielmehr vermeint, muß es, als der Herr sagte: „„das ist Mein Leib,““ so genommen werden, als hätte er gesagt: das bedeutet Meinen Leib; etwa wie der Apostel sagt: „„der Fels aber war Christus,““ d. h. der Fels bedeutete Christus. Dieses würde Er eher von dem Osterlamm, als von dem ungesäuerten Brod gesagt haben. Denn ohne allen Zweifel bildete das Osterlamm den Leib des Herrn vor, das ungesäuerte Brod aber war eine wahrhaftige Sache. So hatte Johannes der Täufer gesagt „„Siehe da, Gottes Lamm,““ bezeichnete es aber durch den Beisatz: „„welches die Sünden der Welt hinwegnimmt.““ So bestimmte auch Christus die Worte: „„das ist Mein Leib,““

näher durch den Beisatz: „„welcher für euch dahingegeben wird.““ Wie mithin der Leib Christi in Wahrheit dahingegeben wurde, so wurde derselbe als der wahre bezeichnet, nicht im Bild was vergangen, sondern in der Wahrheit, welche bereits gekommen war. Denn auch als die Juden unter einander haderten und sagten: „Wie kann Dieser uns sein Fleisch zu essen geben?““ sprach Jesus zu ihnen: „„Wahrlich, wahrlich, Ich sage euch, wenn ihr nicht das Fleisch des Menschensohnes esset und Sein Blut trinket, so habt ihr das Leben nicht in euch. Wer Mein Fleisch isset und trinket Mein Blut, der hat das ewige Leben.““ Deßwegen sagte er: „„Amen, Amen,““ in Wahrheit, in Wahrheit, damit nicht bildlich, sondern in Wahrheit die Worte, „„wenn ihr nicht Mein Fleisch esset,““ verstanden würden. Und um die Wahrheit noch bestimmter auszudrücken, fügte Er bei: „„Mein Fleisch ist die ächte Speise, und Mein Blut ist der ächte Trank.““

„Ich also, der ich das ewige Leben zu erhalten mich sehne, esse das wahre Fleisch Christi und trinke sein wahres Blut, jenes Fleisch nämlich, welches Er von der Jungfrau an sich genommen, jenes Blut, welches er am Kreuze vergossen hat. Ich glaube von Herzen und bekenne mit dem Munde, daß ich in diesem Sacrament unsern Herrn Jesus Christus selbst genieße, gestützt auf das Ansehen seines Wortes: „„Wer mich isset, der wird durch mich leben.““

Dabei kam mir noch eine andere Ueberlegung zu Hilfe. Die Protestanten, ich meine hier diejenigen, welche zu jenen Fundamentallehren des Christenthums, die auch von Luther, Calvin u. A. mit vollem Ernst und ohne Wanken anerkannt worden sind, noch in guten Treuen sich bekennen, erheben nicht den mindesten Zweifel gegen ein Geheimniß, welches ebenso wenig nach dem Maßstab der menschlichen Erfahrung gemessen werden kann, als dasjenige der wesenhaften Gegenwart Christi im Altarssacrament, und welches das Fassungsvermögen der menschlichen Vernunft nicht minder übersteigt, als dieses; der

Unterschied zwischen beiden besteht einzig darin, daß jenes auf eine einzige Thatsache sich beschränkt, anbei der Gläubigen Annahme aus ferner Vergangenheit dargeboten wird, daß dieses hingegen alltäglich, an jedem Ort, in eines jeden Beisein sich erneuert. Dieses Geheimniß ins Auge gefaßt, läßt sich daher in Bezug auf das erstere erwiedern, was den Zweiflern an den Wundern oft schon erwiedert worden ist: sind wir gezwungen, auch nur ein einziges Wunder anzuerkennen, so ist die Frage, ob die Zahl derselben größer oder geringer sei, nur von untergeordnetem Belang.

Jenes Geheimniß nun, welches von allen in den Hauptfragen christlich-gebliebenen Formen zugleich mit dem apostolischen Glaubensbekenntniß angenommen wird, ist dasjenige der Menschwerdung, mit welchem überhaupt das Christenthum als göttliche Offenbarung und als Welterlösung steht oder fällt. Dieses Geheimniß wird in dem Katechismus gelehrt, von den Kanzeln verkündet, bildet den Stützpunkt alles Glaubens. Wird dieß nicht festgehalten, alsdann kann es zwar immer noch einen Stifter des Christenthums geben, aber einen Weltheiland gibt es nicht mehr. Den Glauben an das eine Geheimniß haben sie beibehalten, weil es aus der Ferne und aus der Vergangenheit zu uns hinübertönt, dem Glauben an das andere haben sie abgesagt, weil sie dem Zeugniß ihrer Sinne das Uebergewicht einräumten und vor demselben (im Gegensatze zu jenem) das Hinaufreichen des Glaubens an die Brodverwandlung (selbst bis in die Uranfänge des Christenthums), so wenig als die Uebereinstimmung der ältesten Liturgien in so verschiedenen Sprachen, weder Anerkennung noch Berücksichtigung finden konnte.

Vor dieser Ueberlegung, in Verbindung mit Innocenzens Werk, zerrann der letzte Zweifel, verschwand alle Ungewißheit. Den Grundlehren des geoffenbarten Christenthums hatte ich von jeher aus vollster Ueberzeugung beigepflichtet; die Stiftung und Leitung der Kirche durch deren Haupt hatte ich längst anerkannt; daß ihre Selbstständigkeit göttlicher Wille und die Ent-

wicklung ihrer innern Organisation nicht ein Werk des Zufalls gewesen sei, leuchtete mir ebenfalls ein; ihren großen Reichthum an Gnadenmitteln, zu denen auch ein den Menschen nach allen seinen Anlagen in Anspruch nehmender Gottesdienst wesentlich gehört, konnte ich unmöglich verkennen; über die Urheber der Trennung, die Motive zu derselben und die Mittel sie durchzusetzen und zu festigen, hatte ich mir einen hinlänglichen Vorrath von Notizen verschafft; die innere Zerrissenheit des Protestantismus und der bis zu offenkundiger Verleugnung des eingebornen Sohnes und zuletzt noch weiter gehende Zerfall desselben war durch keine Fragen und durch keine Zuckungen des Pietismus zu verkleistern; die Harmonie des Lehrgebäudes der Kirche mit dem Begriff einer göttlichen Heilsanstalt und mit den Bedürfnissen des nach Herstellung der Kindschaft mit dem Vater verlangenden Herzens war mir immer klarer geworden; und die an meiner Person erfahrenen Führungen Gottes, wie er zuletzt gleichsam mit gewaltiger Hand von der Bahn mich hinweggerissen, lagen vor mir wie ein aufgerolltes Buch, und nun zerstob auch die letzte Bedenklichkeit: konnte mir ferner noch eine Wahl offen stehen? Wäre nach solcher Beseitigung aller Hindernisse, bei solchem, wenn auch langsamen, jedoch stätigem Hineinleiten in alle Wahrheit weiteres Sträuben nicht zur baaren Sünde wider den heiligen Geist geworden? Durfte, da auch nicht die leiseste und fernste Einwirkung der Außenwelt der im Innern waltenden Gewißheit trübend sich beimischen, oder das geringste Bewußtsein von zeitlichen Rücksichten lähmend an diese sich anheften konnte, Unentschiedenheit allzulange fortdauern? In dieser Beziehung mochte ich seit dem 16. Juni 1844 freien Sinnes und heitern Muthes mit jenem Römer wünschen, nicht allein, daß mein Haus, sondern daß mein ganzer Mensch von Glas wäre, damit jedermann es möglich würde, Kunde davon zu nehmen, was darin vorgehe; zu spähen, ob an die Beweggründe zu meiner Rückkehr in die Kirche irgend ein unreiner Zusatz sich anhefte.

Es sei mir vergönnt, den Lauf dieser Darlegung für einen Augenblick zu unterbrechen, um vorerst einige Worte über die heil. Messe, als den ununterbrochen strömenden Licht- und Gnadenquell alles Gottesdienstes beizufügen. Wiewohl durch Innocenz in das Verständniß derselben hineingeführt, hierauf mit lebendigerer Theilnahme ihr beiwohnend, als früher geschehen konnte, wo ich sie bloß noch als ein mit manchartiger Feierlichkeit ausgestattetes Mittel zu Anregung religiöser Gefühle und als lebendigere Erinnerung an Christi Darbringung betrachtete, schaute ich in sie auch jetzt noch (um mit dem Apostel zu sprechen,) wie in einen Spiegel an dunklem Ort. Ich habe bei meinem Aufenthalt in Rom und zu Neapel, bevor ich mich als Glied der katholischen Kirche erklärt hatte, in mancher Kirche einem Amt oder einer Messe beigewohnt, jedesmal erbaut, emporgehoben, geistig gestärkt mich gefühlt; im Vergleich zu der Weise aber, womit die Anwesenheit bei dieser Feier seit meiner Rückkehr in die Kirche auf mich einwirkte, ist es mir, als hätte ich damals nur durch eine Ritze des kaum gelüfteten Vorhanges hineingeblickt, indeß dieser jetzt völlig hinweggenommen ist.

Ich möchte die heil. Messe die große Pulsader nennen, welche das verklärte Haupt mit dem Körper, der Kirche, verbindet und das Lebensblut durch das gesammte Geäder desselben treibt, niederwallend in der Fülle aller Gnaden, die von dem Haupt ausströmen, und aufwärts wieder kehrend in Dank, Preis und Verherrlichung, hiemit zu Erhaltung des wahren, gesunden und kräftigen Lebens in ununterbrochenem Kreislaufe sich bewegend. Ob auch handelnd dabei einzig der Priester auftrete, mitsprechend nur die wenigen (auch wohl bloß der einzelne), welche in den Erwiderungen die Gläubigen vertreten, jeder der Anwesenden, findet er anders mit der rechten Gemüthsstimmung sich ein, nimmt dennoch an allem den vollsten, lebendigsten Theil; er spricht mit, er handelt mit, er glaubt mit, er empfängt mit, er eignet alle Gnaden sich an, die aus Wort, Symbol, Sache und Wesen quellen. Hier besteht eine wahre, lebensvolle,

allumfassende Gemeinschaft der Gläubigen, geschaart um den jenigen, der auch zur verschlossenen Thüre hineinzutreten vermag und, so wie bei allen, auch bei diesen sein will. Er läßt nicht nur von sich verkünden, nicht nur auf sich hinweisen, nicht nur seine Reden vernehmen, sondern neben dem, daß dieses alles stattfindet, kommt er selbst, ist er allen gegenwärtig, wird er im Glauben von allen empfangen, verbindet er sich mit allen, gibt er jedem sich zu eigen. Die Messe ist ein Abriß der gesammten Heilsordnung, ein Inbegriff aller göttlichen Anforderungen und Gewährungen, aller Zusagen und Bedingnisse, ein Compendium aller Seelenzustände. Zagen und Muth, Furcht und Hoffnung, Kummer und Tröstung, Seufzen und Jauchzen flicht sich in dieselbe und durch dieselbe, die ganze Tonleiter der durch den wahren Glauben reingestimmten Seele klingt durch dieselbe durch und berührt die verwandten Saiten, daß sie zu reinen Accorden um denjenigen sich verschmelzen, welcher Priester und Opfer zugleich ist. Im Bewußtsein ihrer Sündenschuld steigt die Seele hinab in die Tiefen der Finsterniß, der sie durch jene verfallen ist, und himmelan schwingt sie sich in dem Jubel über ihre Erlösung zu den Räumen des unerschaffenen Lichtes, an den Thron des Lammes, vor welchem die unzählbare Schaar aus allen Geschlechtern und Zungen, mit Palmen geschmückt; zu dem nie verhallenden Lobgesang sich einigt; um dann gekräftigt von da zurückzukehren zur Erde, in des Lebens Kampf und Friede, Mühsal und Lust, Beschwerniß und Erquickung, Angst und Trost, Entbehrung und Segensfülle, Prüfung und Bewährung und in alle Beziehungen, die durch das Dasein, das wechselvolle und zur wahren Bestimmung vorbereitende, hindurch sich schlingen.

Wo, um es mit kurzem Wort zu berühren, wo wäre eine Feier, oder welche ließe sich erdenken, veranstalten, einführen, die mit so kräftig ergreifender Anregung an unsere Sündhaftigkeit und an das in unser Wesen verflochtene Bedürfniß der Gnade von oben mahnte; die so zu der jubelreichsten, lauteste

Verherrlichung des Dreimaleinen uns dahinrisse; die mit so fest geflochtenem Band an das versöhnende Verdienst Jesu Christi in seinem Kreuzestod, an die über die Gläubigen von diesem ausströmende Gnade uns kettete; die so lebendig die Einigung aller wahren Bekenner Christi in aller Zeit und in allem Raum vor Augen uns stellte; die Gottes unendliche Liebe gegen uns in der Dahingebung des Eingebornen mit den hervorgerufenen Liebesgefühlen gegen alle Bekenner des Namens, „der über alle Namen ist," in so reinen Accorden erklingen ließe; die so einer Strahlenkrone, zusammengefügt aus den erhabendsten Worten der heiligen Schrift, aus den tiefsten Geheimnissen der Offenbarung und aus den geheiligsten Empfindungen des Menschenherzens gliche, wie die heilige Messe? Und wie tiefgedacht reihen sich, gleich vier lichtstrahlenden Edelsteinen, demjenigen voran, was des christlichen Glaubens und christlicher Lebensthätigkeit, was des tiefsten Bewußtseins und dessen unendlich vielfacher Aeußerung Wurzel und Krone, Quelle und Strom ist, reihen sich ihm, dem Gekreuzigten und Verklärten, zum Himmel Aufgestiegenen und alltäglich und überall uns Nahen, die vier am vornehmlichsten hervortretenden Hauptmomente der heiligen Messe voran? Das Auffauchzen der Seele zu dem durch Alles sich offenbarenden Gott in dem Gloria, ihr Dank für die Verkündung seines Heilsbeschlusses durch das Evangelium, die jubelnde Bezeugung freudiger Annahme und treulichen Festhaltens in dem Credo, endlich, hinangehoben zur Einigung mit den himmlischen Heerschaaren, ihr Anschauen und Bekennen des tiefsten und unausdenklichsten Geheimnisses in der Präfation; damit, hiedurch bereitet und gestimmt, der Gläubige sich versenke in das erlösende Leiden und in die versöhnende Aufopferung Jesu Christi, seines Herrn und Hauptes.

Siehe aber hier zugleich den hellen, jeden Zweifel zurückweisenden Aufschluß, warum jene Charitas, von der ich früher gesprochen, das unvertilgbare Merkmal und das kostbare Erb-

gut der katholischen Kirche sei. Es ist unmöglich, der heiligen Messe mit hellem Verständniß, mit innerer Sehnsucht, mit heiliger Andacht oft beizuwohnen, ohne daß die milde Wärme jener Charitas mehr oder minder anregend in dich einströmte. Denn es wird hier von jener „Liebe, die stärker ist als der Tod, und welche alle Flammen der Trübsal nicht auszulöschen vermögen," nicht bloß zu dir gesprochen, es werden dir über dieselbe nicht allfällige Betrachtungen angestellt, es werden nicht beliebige Nutzanwendungen davon gemacht, sondern du wirst hineingezogen, gekettet, versenkt in „das Geheimniß der Liebe, in welches auch die Engel mit voller Lust hineinschauen." Dasselbe wird vor dir offen, klar und laut, es wird unabläßig und in seinem vollsten Umfange vor deinen Augen erneuert; dasselbe begnügt sich nicht damit, daß du es dir aneignest, sondern es ergreift dich, daß du dich ihm aneignest; Christus will darin nicht allein in Liebe dir sich verbinden, sondern ebensosehr sollst du in Liebe ihm dich verbinden, und allsofort, was du von ihm gewonnen hast, ohne Vorbehalt oder Beschränkung, in vollem, unbemessenem Maß übertragen auf alle, die er berufen hat, gleichwie auch sie alle dasselbe auf dich übertragen. Und diese, in der höchst möglichen Feier und durch die höchste denkbare Feier des Gottesdienstes den gläubig Anwesenden unabweislich durchströmende Gesinnung sollte unfruchtbar bleiben für das Leben? Gehet hinaus durch die Länder, durch die Völker, durch die Zeiten, — die herrlichsten Früchte in tausendfacher Gestaltung werden überall euch entgegenlächeln, alle hervorgebracht einzig durch diese Feier, gezeitigt durch dieselbe.. Alle die hundertfältigen Stiftungen für jegliches Erforderniß des vielfach bedrängten, immer mit unzähligen Kümmernissen ringenden Menschenlebens, so zahlloser einzelner Darangeben der eigenen Person an die Noth, an die Hilfsbedürftigkeit, an die rath- und thatreiche Förderung anderer, alle die Opferfreudigkeit, die hier durch die Weise seiner Verwendung dem zerrinnenden Gut die Segnungen des Bleibenden zuzuwenden

weiß, dort das zur Fortdauer bestimmte Leben in der Wirksamkeit für die Gegenwart aufgehen läßt; dieß alles hat seinen verborgensten Keim und seine zartesten Wurzeln und die volle Kraft zu seinem Gedeihen in der heiligen Messe, in der unabläßig uns vor Augen gebildeten Dahingebung des Eingebornen zu unserer Erlösung, in der unausgesetzten Mahnung, die ihr entquellenden Gnaden nicht uns allein anzueignen, sondern dieselben überzutragen auf alle, die zur Theilnahme daran berufen sind und waren.

Haben aber diejenigen, welche von Kanzeln und in Büchern und Blättern immer von der menschlichen Selbstgerechtigkeit sprechen, der die katholische Kirche das Wort rede, und von der persönlichen Werkheiligkeit, der sie des Vaters Gnade und des Sohnes Verdienst leichtfertig und gewissenlos unterordne; haben diese alle je auch nur einen oberflächlichen Blick auf den Canon der Messe geworfen? Daß sie dieses der Mühe werth mögen gehalten haben, muß zu ihrer Ehre bezweifelt werden, denn sonst würde die Schuld der schmählichsten, der frechsten Unredlichkeit auf ihnen lasten. Faßt nicht der Canon, gleichwie das Ganze der heiligen Messe, die allertiefste und zugleich die allgemeinste Manifestation des kirchlichen Gesammtlebens, das innerste Mark der Lehre und des Glaubens zusammen, wie diese von den urältesten bis in die neuesten Zeiten hinab allenthalben, wo die Kirche Wurzel gefaßt hat, unverändert verkündet, von jedem, der wahrhaft ihr angehören wollte, unbezweifelt angenommen worden sind? Wo wäre ein freieres und offeneres Bekenntniß der Schuld und eigenen Unfähigkeit, wo ein zuversichtlicheres und sehnsuchtsvolleres Hinwenden zu dem alleinigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, wo ein wankelloseres und unbedingteres Ergreifen des allein in dem Kreuzestode des Gottes- und zugleich Menschensohnes dargebotenen Heiles zu finden, als in der Feier der heiligen Messe? Von dem ersten bis zu dem letzten Moment derselben windet sich beiderlei Empfindung, die der selbstverschuldeten

Trennung von Gott und die der Versöhnung und Gnade, durch alle Worte, Handlungen und Symbole. Christus, und zwar Christus der Menschgewordene, Christus der Weltheiland, Christus der um unserer Sünden willen Gestorbene und unserer Rechtfertigung wegen Auferstandene über alles, durch alles, für alles, das ist die constante Lehre, das ist der Cultus der katholischen Kirche.

Darin dann ist die heilige Messe der Inbegriff aller Katholicität (Allgemeinheit) zu nennen, daß sie alle höhern und tiefern Saiten des menschlichen Gemüthes berührt; daß sie ferner unabhängig ist von aller Individualität, diese derselben nichts beifügen, ihre Bedeutung und Wirksamkeit nicht schwächen, den Glauben nicht auf falsche Bahnen lenken, durchaus nicht von Christo, dem Erlöser, ihn abziehen kann, sondern sie in demselben ihn wurzeln lassen muß; daß sie im weitern überall nur eine und dieselbe ist, daß sie ferner nicht eine auf besondere Tage beschränkte, nach längern Fristen wiederkehrende, nur an einzelnen Orten vor sich gehende, sondern eine allerwärts und alltäglich und überall und immerdar in gleicher Bedeutung und mit gleichem Gewicht und in gleicher Wirksamkeit sich wiederholende Feier, gleichsam der Athemzug des mit dem Haupte verbundenen Körpers ist; daß endlich selbst der Verlust des einen oder des andern der äußern Sinne, des Auges oder vornehmlich des Ohres von fruchtbarer und segensvoller Theilnahme an derselben nicht ausschließen würde; und daß ihr zuletzt der Charakter eines objectiven Gottesdienstes, d. h. einer von dem Gläubigen zu Gott aufsteigenden Verehrung in dargebrachter Verherrlichung, Lobpreisung und Opfer (was einzig dem Begriff von Gottesdienst genügend und würdig entspricht) unvertilgbar aufgedrückt ist, ohne deßwegen die von Oben herab auf die Gläubigen niedersteigende Anregung, Bereitung und Belehrung auszuschließen.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zur Andeutung des weitern Ganges meiner innern Fortbildung zurück. Jene Uebersetzung von Innocenz III Schrift hatte das letzte Hinderniß beseitigt, die seit drei Jahren begonnene Erkenntniß katholischer Wahrheiten, die in der Trennung von der Kirche so übereilt verworfen worden, vollendet, in den organischen Zusammenhang zwischen Innerem und Aeußerem, zwischen Unsichtbarem und Sichtbarem, zwischen Lehre und Anordnung immer klarer mich blicken lassen. Es galt nur noch, die äußern Hindernisse einer persönlichen Wiedervereinigung, oder vielmehr das einzige mögliche Hinderniß zu beseitigen; denn andere unvermeidliche Folgen, wie untrüglich auch dieselben vorauszusehen waren, durften als Hindernisse nicht anerkannt werden. So wie aber eine geheimnißvolle höhere Macht von dem Anschauen des Aeußern der Kirche in deren Inneres mich hineingeführt und hier nach längerem Umblicken auch in diesem mich überwältigt hatte und beharrlicher Widerstand nimmer möglich war, leuchtete mir ein, daß das offene Bekenntniß gefestigter Ueberzeugung wohl kaum an einem andern Ort füglich könne ausgesprochen werden als an dem Mittelpunct der Kirche selbst.

Hiezu kam jedoch noch ein anderer Beweggrund. Mittheilungen aus Rom in Reiseberichten und in öffentlichen Blättern enthalten in Betreff der kirchlichen Zustände daselbst, der Stellung der Kirche zum Leben, namentlich dann des Verhältnisses der zu ihrer obersten Leitung berufenen Individualitäten zu dem Geist und den Anforderungen derselben Widersprüche, die oft auf keinen Vergleichspunkt sich zurückführen lassen. Ich wollte also auch von dieser Seite mir Gewißheit verschaffen; — ich wollte selbst sehen, erst mich überzeugen, ob das gesammte Thun und Wesen an dem Mittelpunct der Kirche die Prüfung auch in der Nähe nicht zu scheuen habe?

Bevor ich aber zu solcher Reise mich entschloß, sollte ein Band kleinerer Schriften erscheinen. Ich hatte mich längst schon mit dem Gedanken getragen, eine solche Sammlung zu

veranstalten und dieselbe mit Aufsätzen zu eröffnen, die auf Geschichte und Politik Bezug hätten. Wie aber jene Ueberzeugung gewonnen und jeder Widerstand gegen den Zug zu der Rückkehr in die Kirche unmöglich geworden war, schienen mir die Verhältnisse eine Aenderung des Planes zu gebieten und gewissermaßen zu fordern, daß dieser erste Band mehr derartige Aufsätze enthalte, welche meiner vormaligen amtlichen Stellung den Ursprung verdankten, wozu dann auch eine Auswahl von Predigten durfte gezählt werden. Hiemit sollten unverdächtige Belege dazu gegeben werden, wie ich mir zu jener Zeit meine Stellung gedacht, was ich dabei angestrebt, in welchem Geist und nach welcher Gesinnung ich die Wahrheiten der Offenbarung zu verkünden mich beflissen. Dabei ließen sich in der Vorrede im Vorübergehen einige Blicke auf den Zustand des Protestantismus in gegenwärtiger Zeit werfen, dann in Beurtheilung desselben und in Andeutung der unabweislichen Ansichten Winke geben, deren Würdigung ein endliches Lossagen von demselben, als von einer keine Befriedigung darbietenden Sache, so unerwartet nicht hätte finden sollen.

Mit dem Vorsatz, so anders Rom darin nicht würde wankend machen, als Sohn der mit allen Gnaden ausgestatteten und alle Gnaden spendenden Mutter zurückzukehren, bestieg ich am 29. Februar 1844 den Postwagen, ohne irgend Jemand einen andern Beweggrund mitzutheilen, als den so natürlichen, das schöne Italien mit allen seinen Herrlichkeiten jeder Art zu sehen; selbst ohne gegen die mir zunächst Stehenden etwas anderes durchblicken zu lassen.

Wenn ich hier einige Erinnerungen aus Italien folgen lasse, so geschieht dies keineswegs in der Absicht, die Reiseberichte über dieses Land mit einem solchen zu vermehren, der weder dem längst Bekannten und bis zur Uebersättigung Abgehandelten

neues beifügen, noch durch das Ueberraschende der Auffassungsweise oder durch Orginalität der Darstellung vorübergehend anziehen und befriedigen könnte! Zu jenem dauerte mein Aufenthalt zu kurz, zu diesem würde mir die erforderliche Gewandtheit mangeln. Ich beschränke mich nur auf weniges, was zu dem Hauptzwecke meiner Reise in Beziehung steht, entweder nur subjectiv mich berührt, oder von andern, weil so specielle Veranlassung ihnen dazu fehlte, vielleicht auch, weil sie minder Neigung dazu hatten, weniger berücksichtigt worden ist.

Es gibt wenige Menschen, die nicht geneigt wären, Zufälligkeiten oder Begegnisse, auch einzelne Erscheinungen oder Wahrnehmungen, die mit dem Vorabend der Ausführung folgereicher Unternehmungen zusammentreffen, zu diesen in einige Beziehung zu bringen.

Als ermuthigende Vorbedeutung nahm ich meine Fahrt über den Gotthart am 5. März, sonst einem Trauertage für die Schweiz, wäre, dessen Bedeutung würdigen zu können, noch Fähigkeit vorhanden! Zu Schaffhausen schon hatte wohlmeinende Besorgniß gegen den Uebergang über das Gebirg in solcher Jahreszeit und bei den Berichten von häufigem Lawinenfall während des verflossenen Winters Bedenklichkeiten erhoben. In Einsiedeln wurde mir eine abschreckende Schilderung gemacht von den Beschwernissen, wenn auch nicht gerade Gefahren, die unfehlbar meiner warten würden. In Luzern begleiteten mich Wind und Regen aus einer Gesellschaft in den Gasthof, und gewährten bei möglicher Einwirkung auf die furchtbaren Schneemassen eben nicht besondere Beruhigung. Als ich aber am frühen Morgen vor Tagesanbruch das Dampfschiff bestieg, strich durch das zerrissene Gewölke ein frischer Wind über den See. Die Sterne blinkten. In goldenem Flimmern traten

die Hörner der Gebirgsstöcke aus dem weichenden Dunkel heraus, und der kalte Morgen verbürgte wenigstens, daß selbst an den bedrohlichsten Stellen der Schnee nicht könne gelockert sein. In Flüelen betrat ich den hart gefrornen Boden und in voller Strahlenpracht glänzte die Sonne vom Himmelsgewölbe. Alles verhieß den schönsten Tag, die günstigste Fahrt. Zu Wagen giengs über Amsteg hinaus nach Wyler, wo die Schlitten bereit standen, um die für diese Jahreszeit ungewöhnliche Reisegesellschaft von acht Personen aufzunehmen. Der Himmel war so rein, die Luft so still und bewegt, die Sonne so klar über uns, daß bis weit hinauf über Ospental, wo allmälig dieselbe hinter die Höhen sank, Mantel und Oberrock füglich hätten können entbehrt werden, und der Conducteur versicherte, wohl an hundert Tagen könne man die Reise über das Gebirge machen, ohne, zumal in der rauhern Jahreszeit, einen einzigen zu treffen, der während seiner ganzen Dauer dem damaligen gleich käme. So mochte es mir nun als gute Vorbedeutung gelten, daß von all dem Bedenklichen, was doch so ganz unbeachtet nicht geblieben war, nicht nur nichts mir sich entgegenstellte, sondern die Fahrt so behaglich war, wie eine in den Frühlingstagen in anmuthigem Thal immer nur sein könnte.

Großartiger und des Ungewohnten wegen eindrucksreicher war sie jedenfalls, als eine solche; ein stundenlanges Weilen in dem ernsten und schimmernden Riesenpalast des Winters, ein rasches und dennoch gemächliches Hingleiten durch denselben. Hier führte die Straße, wie zwischen den Wällen einer durchbrochenen Festung, durch eine gewaltige Lawine, in deren Marmorwände abgesägte Baumstämme, gesprengte Felsen und die Wurzeln weggerissener Tannen eingekeilt waren. Dort zeigten sich verwüstende Spuren mächtiger Schneestürze; oben in den Schöllenen ward mir der seltene Anblick einer am jenseitigen Rande der Schlucht niederfallenden Lawine zu Theil, zwar klein, aber in ihrem Herabrollen über den Felsen in dem hellen Sonnenlicht vollkommen einem Wasserfall von blendendem

Silberglanz gleich; und, damit keinerlei Erfahrung fehle, wurde ich oben in der Nähe des Urnerschen Schirmhauses aus meinem Schlitten in den Schnee geworfen, zu wahrem Ergötzen, weil ich wohl bei einer Minute lang das Unvermeidliche nahen und in dessen langsame und gemächliche Vorbereitung hinein sah, bis ich endlich, in meinen Mantel gehüllt, weich und tief in dem kalten Bette lag, in welches ich aber ohne Hilfe des Postillons immer tiefer hinabgesunken wäre, ohne Möglichkeit, mir durch bloß eigene Anstrengung wieder heraushelfen zu können.

Ich hatte vor einigen Jahren den gleichen Weg bei gleich heiterem Himmel am 1. September gemacht. Wie verschieden war nicht beidemal der Anblick des Gebirges! Damals überall in Zacken und Spitzen aufstarrend, in scharfen Gräten sich hinziehend, jetzt durch den hohen Schnee Alles abgerundet; statt der schroffen Formen gewaltige Wellenlinien in leichten Senkungen und Hebungen; die oft tiefe Kluft, in der die Reuß schäumt, völlig ausgefüllt, daß man gemeint hätte, von ihrer einen Seite zu der andern ebenen Fußes hinübergehen zu können. An mancher Stelle führte die Bahn in einer Höhe von 15 Fuß über den Schnee, denn tief unter derselben ragten die Köpfe der Wehrsteine daraus hervor, und in Arseren führten überall eingehauene Stufen zu den Hausthüren hinab. Wie schwindlicht aber die Fahrt über die Tremola nach Airola, wo der Schlittweg nicht der Fahrstraße folgte, sondern oft drei, vier Krümmungen derselben in gerader Linie, oft so jäh als ein Kirchendach abschnitt! Einiges Grauen wandelte über dem pfeilschnellen Hinabschießen dennoch mich an, zumal als, bevor die Mitte erreicht war, eine der Stangen, mittelst deren das Pferd den Schlitten halten und leiten sollte, knickte und nur nothdürftig wieder zusammengebunden wurde. Glücklicher Weise milderte die Dämmerung den scheuen Blick in die tiefen Klüfte und der flugartige Lauf entrückte ihre Schauer dem Auge so rasch, daß der Furcht keine Zeit blieb, sich fest zu klammern. Wer

je diese Fahrt im Sommer gemacht hat, findet sich in eine durchaus unbekannte Welt versetzt, wenn er im Winter sie wiederholt. Alsdann hat sie ihre eigenthümlichen Reize, muß sie einen bleibendern Eindruck zurücklassen, wenn anders sie so gefahrlos und so ohne alle Beschwerde gemacht werden kann, wie ich mich dessen erfreuen durfte.

Wie ich einen Tag früher die Witterung ungleich schlimmer getroffen hätte, so wäre auch am Tage nachher dieser Uebergang weit unbehaglicher, wo nicht beschwerlicher gewesen. Schon in Bellinzona, wo ich in der Residenz der Benedictiner von Einsiedeln einen angenehmen Rasttag zubrachte, mahnte ein schneidender Wind, wenn nicht an den Norden, jedenfalls an die Nähe der Hochgebirge, und Kälte, Nebel und unaufhörliches Schneegestöber verwandelten vollends die Fahrt über den malerischen Langen-See in das Gleichgiltigste und Bedeutungsloseste von der Welt. Ueberhaupt habe ich von Italiens mildem Himmel erst in Genua, und von dort aus erst in Terni von einem frühern Frühling etwas verspürt, dagegen in den hohen, ungeheizten Zimmern, obwohl in doppelte Kleidung gehüllt, doppelt gefroren, sobald mir von der milden Luft, die bereits sich fühlbar machen wollte, gesprochen wurde.

Ein allgemeiner Empfehlungsbrief an alle Cartausen Italiens hatte mir eine genauere Besichtigung derjenigen bei Pavia, dieser einzigen Schatzkammer kirchlichen Kunstreichthums, möglich gemacht. Die Brüder, ich glaube eilf an der Zahl, waren erst seit vier Monaten in das seit zwei Menschenaltern verlassene Haus wieder eingezogen. Doch fand ich bereits einen Novizen unter ihnen. Welcher Contrast zwischen dem großartigen, auch in dem Unbedeutendern das Gepräge vormaligen Reichthums an sich tragenden Bau, dessen weite Gänge, selbst einzelne Zellen, mit den zierlichsten Sculpturen ausgeschmückt sind, und der gegenwärtigen Armuth, in welcher jede Ueberschreitung der Ordensregel eine reine Unmöglichkeit wäre, da die Brüder ohne tägliche Unterstützung des edelgesinnten Grafen

Mellerio zu Mailand nicht einmal kümmerlich, wie jetzt der Fall ist, bestehen könnten. Und dennoch habe ich auf ihren Gesichtern den unverkennbaren Ausdruck heiterer Ruhe und des innern Seelenfriedens lesen können, habe in dem P. Prior einen freundlichen und in dem P. Vicar einen wissenschaftlich gebildeten Mann gefunden, der mir in seiner Celle schon den Anfang einer kleinen Bibliothek vorwies. Denn die Räume, über deren marmornen Thüreinfassungen das Wort Bibliotheca zu lesen ist, stehen verödet. In der Schenke unten im Dorf, wo ich des Postwagens von Mailand harrte, drückten die Bauern ihre Zufriedenheit darüber aus, daß die guten Väter endlich wieder zurückgekehrt wären. „O! sie singen so schön," sagte einer; „„und,"" fügte ein anderer bei: „„sie führen ein so strenges Leben."" Die Bauern priesen den Kaiser, der das Kloster zurückgegeben, und den Grafen, der die Rückkehr der Ordensbrüder möglich gemacht habe.

Wohlwollendem Bemühen in Pavia danke ich die seltene Auszeichnung, daß mir die Reliquien des heiligen Augustinus gezeigt wurden. Sie werden in der Capelle des Heiligen unter dem Altar in einer Nische mit drei Schlössern aufbewahrt, wozu die Schlüssel unter den Bischof, das Domcapitel und den Stadtrath getheilt sind. Dieselben, nach dem Vandalensturm von den Gläubigen auf die Insel Sardinien gerettet, hatte der Longobarden-König Luitprand für sein geliebtes Pavia um Goldgewicht von den Saracenen erworben. Durch die dankenswerthe Veranstaltung des Hrn. Professors Pertile wurden jetzt die drei Schlüssel zusammengebracht, die Nische geöffnet und der Glaskasten, in welchem die kostbaren Ueberreste enthalten sind, aus dem silbernen Schrein, welcher jenen umschließt, auf einen bereiteten Tisch gestellt, in Gegenwart einiger Canoniker der Domkirche und mehrerer anderer Geistlicher. Ein Gefühl, zu

dessen Schilderung die Sprache zu arm ist, durchbebte und bewältigte mich, als ich dieser irdischen Hülle mich nahte, welche einst einen so mächtigen, einen durch himmlisches Licht so erleuchteten Geist umschloß. Ich empfand eine unnennbare Bewegung, als ich vor diesen Ueberresten eines Mannes stand, den einst die Macht der göttlichen Gnade von den düstersten Irrgängen hinwegriß und auf die Bahn des Heils stellte; die ihn von den schwindlichten Höhen einer stolzen Philosophie herabzog, um in Demuth zu den Füßen des Kreuzes zu bekennen, daß alles wahre Geistesleben nur aus dem Born der Gnade quelle; die in so merkwürdiger Leitung ihn zu ihrem auserwählten Rüstzeug bestimmte, daß er zum Kämpfer, Lehrer, Vorbild und Herold des Glaubens erst für sein Zeitalter werde, sodann zum Strom des Segens, der befruchtend Jahrhunderte hinab durch die Gefilde der Kirche sich ergieße. Eines nur war mir in der unmittelbaren Nähe dieser heiligen Ueberreste peinlich: daß ich diese Gefühle in mich verschließen mußte, ihnen wenigstens durch äußere Beweise der Ehrerbietung nicht, wie es mich drängte, den vollen Lauf lassen konnte. Besorgniß vor dem Verdacht, daß ich nur gegebenes Beispiel nachahmen, in Gefälligkeit andern mich anbequemen möchte, legte mir Zurückhaltung auf; ich wollte lieber gleichgiltiger, als bloß gefällig scheinen, lieber nichts thun, als der Meinung Raum geben, es gienge nicht aus vollster Ueberzeugung hervor.

Aber das darf ich jetzt wohl gestehen, daß der Anblick dieser Ueberreste, die Sorgfalt, mit der sie aufbewahrt werden, die Ehrerbietung, womit jeder ihnen sich näherte, die Kunde, welch einen Schatz die Stadt Pavia in deren Besitz anerkenne, zu Festigung in meinem Vorsatz nicht wenig beitrug.

Ebendeßwegen erschien mir Hrn. Poujoulats Geschichte des großen Kirchenlehrers ein willkommenes Geschenk für unsere Zeit, und bot, als er mir das seiner Vollendung entgegengereifte Vorhaben mittheilte, der Gedanke sich dar, dasselbe alsbald

auf deutschen Boden zu verpflanzen *). Sodann gieng es mir hier, wie es dem Menschen mit dem Menschen oft zu gehen pflegt: man trägt große Hochachtung gegen jemand in sich, man ist mit tiefer Verehrung gegen irgend eine hochstehende Persönlichkeit erfüllt; sind wir aber erst in des Mannes Nähe gekommen, haben wir einigen Umgang mit ihm gepflogen, ist seine nähere Bekanntschaft uns zu Theil geworden; alsdann werden Achtung und Verehrung erhöht, unerschütterlich begründet, es wird dieß alles lebendiger, es tritt in nähere Beziehung zu uns, es treibt uns, auch dasjenige zu vernehmen, was zuvor uns gleichgiltiger gewesen wäre. Als ich endlich mittelst Hrn. Poujoulats Werk in den geistigen Proceß, welchen der Kirchenlehrer durch zumachen hatte, hineinblicken konnte, als es mir möglich ward, die Bahnen zu überschauen, auf welchen die göttliche Gnade ihn zur Erkenntniß der alleinigen Wahrheit zurückgeführt hatte, da ward mir alles um so klarer, theurer, näher stehender.

In der Domkirche von Pavia machte ich die Bekanntschaft des liebenswürdigen Canonicus Giovanni Bosisio, der mir seine Relazione storica documentata del dono fatto della Chiesa Pavese d'una insigne reliquia del corpo di S. Agostino a Monsignore Antonio Adolfo Dupuch, Vescovo di Algeri, zum Geschenk machte.

Welche rasche Entwicklung von dem 25. März 1839 an, da der Bischof in Bona's Nähe auf den Trümmern von Hippo aus unförmlichen Steinen einen Altar errichtete und mit dem Hirtenstab den Umriß einer Kirche in den Sand zeichnete, bis zum 28. October 1842, da sieben Bischöfe aus Frankreich den kostbaren Schatz in ein hergestelltes Heiligthum begleiten und nach so langer Zeit zum ersten Male wieder zur Ehre Gottes in hellem Feiergesang den Namen preisen konnten, der ein helles Licht der Kirche von Afrika war, ein nie verbleichendes Gestirn ist über der gesammten Kirche!

*) Schaffhausen 1846. Hurtersche Buchhandlung.

Für so kostbar aber wird in Pavia dieser Schatz erachtet, daß er unter die besondere Obhut des allgemeinen Vaters der Christenheit gestellt ist, also daß schon von Papst Benedict XIII. unter Strafe der Excommunication das Verbot ergieng, von diesen Ueberresten etwas zu trennen, und durch Gregor XVI. bei Anlaß ihrer Versetzung und der neuen Ausschmückung ihrer Umgebung dasselbe erneuert wurde. Darum bedurfte es eigener Ermächtigung durch das Oberhaupt der Kirche, daß Pavia's Bereitwilligkeit, der Kirche von Bona irgend einen Theil derselben zu überlassen, Folge durfte gegeben werden. Genau war dabei die Vorschrift wie dieser zu entheben sei.

Am 28. Oktober 1842 stieg die Sonne hinter den Hügeln von Edough auf, und der Kanonendonner verkündete die Rückkehr des Schatzes, der vor 1344 Jahren von diesen Gestaden geflüchtet worden. Die Glocken erschallten und zwei herbeigekommene Kriegsschiffe rüsteten sich zum Festschmuck. Von allen Seiten wallte das Volk heran. Um halb neun Uhr bewegte sich der Feierzug, verherrlicht durch die Anwesenheit der sieben französischen Bischöfe, als Stellvertreter der Kirche ihres Landes, in einer langen Reihe von Barken durch den Hafen von Bona zu dem Triumphbogen, der aus Blumengewinden und mit der Inschrift: „Augustin sein geliebtes Hippo," an dem Hafendamm errichtet war. Der taktmäßige Ruderschlag mischte sich in den ernsten Gesang: Benedictus, den die Bischöfe und die Geistlichen anstimmten und die Gestade widerhallten. Angesichts des Forts zogen die Schiffer ihre Ruder ein und aus dem Halbkreis der Barken steuerte eine dem Ufer zu, um das Erzbild des großen Hirten und Lehrers, zu seinem Denkmal bestimmt, abzusetzen. Wie dann unter kostbarem Baldachin der Erzpriester von Hippo, um den kostbaren Schatz in Empfang zu nehmen, der Landungsstätte sich näherte, reihten sich die Geistlichen und die Bischöfe zu dessen Begleitung an den Triumphbogen, wo die bürgerlichen und militärischen Autoritäten ihrer harrten und der heilige Ueberrest auf einen bereiteten Altar

gestellt wurde. Wohl mit Recht sagte der Maire von Bona in seiner Anrede an den Bischof und seine Gefährten: „Zu froher Hoffnung sieht das französische und christliche Bona sich berufen, die Kette der Zeiten wieder zu knüpfen in der zweifachen Geschichte der Kirche Jesu Christi und der Civilisation der Völker an eben der Stätte, an welcher die katholische Religion und der menschliche Geist mit solchem Ruf und solchem Glanz sich verherrlichten. Aber von heute an beschränkt sich Bona's Besitz nicht mehr bloß auf die beiden Hügel der königlichen Stadt (Hippo regius), auf die Erinnerung und die Spuren des Mannes, durch den es ruhmreich geworden ist; nicht allein erfreut es sich jetzt seines Bildes, mehr oder minder werthvoll wegen der Kostbarkeit des Stoffes, mehr oder minder geschätzt der Aehnlichkeit willen; sondern es findet sich nun beglückt durch den Leib, mindestens durch einen Theil des Leibes dieses Fürsten der Kirche, der so groß ist vor den Menschen, so groß vor Gott. Möge in diesen Landstrichen die Civilisation und mit ihr die Religion Christi wieder aufblühen!

Mag man den Fürsten, welcher die in dankbarer Erinnerung verehrte irdische Hülle seiner Ahnfrau, die in allen Tugenden geleuchtet und der Segen ihrer Zeitgenossen gewesen, in schnöder Kälte dem Zertreten Preis gegeben, den „Hochsinnigen" (magnanimus) nennen: auch von bloß menschlichem Standpunct genommen ist die Uebung der Kirche, in Dankbarkeit derer zu gedenken, die ihre Wohlthäter, Lichter und Säulen waren, in freudiger Anerkennung das zu ehren, was von ihnen der Nachwelt sich erhalten hat, sinnvoller, gemüthlicher, dem Bedürfniß der Edlern entsprechender zu nennen.

Allerdings hatte ich in Betreff meines Vorhabens solche Schweigsamkeit beobachtet, daß ich auch gegen meine Frau nicht das Geringste vorher durchblicken ließ, zugleich jedoch mit

dem festen Vorsatz von ihr schied, sie brieflich allmälig darauf vorzubereiten. Kann es doch manchmal im Leben vorkommen, daß in solcher Weise die wichtigsten Erörterungen leichter und gedeihlicher von statten gehen als unter mündlichem Verkehr. Ruhiger und unbefangener jedenfalls, zumal wo der Gegenstand nur auf dem Gebiete der Ueberzeugung, oder, wenn man zuletzt will, auch nur auf demjenigen der Ansicht und Meinung waltet, werden Erörterungen in jener Weise geführt. Zwar hatte ich von der Zeit an, da ich das Vorhaben der Reise ihr mitgetheilt, die Erwartung gehegt, sie würde vielleicht eine Ahnung durchblicken lassen über deren mögliche Folgen. Es erfolgte aber nie auch nur von ferne die leiseste Andeutung, nie eine Aeußerung, die in irgend einer Weise hierauf hätte hinzielen können. Ob gar kein Gedanke, daß die Reise ein solches Resultat haben könnte, ihr je sich dargeboten, weiß ich nicht. Aber auf etwelches Gewicht meiner Gründe, selbst bei anfänglich minder entgegenkommender Uebereinstimmung durfte ich mit Zuversicht zählen, da nach vorausgegangenen Erfahrungen dem klaren Blick meiner Frau der Protestantismus nicht von so besonders liebenswürdiger Seite sich darstellen konnte. Ihre frühern, in unbelehrbarem Unglauben durch mich von der Hand gewiesenen Warnungen: die Leute thäten mir schön, weil sie zu jeglicher Diensterweisung immer bereit mich fänden, ob ich aber nicht allzugroßes Vertrauen in sie setzte? hatten nur allzubald eine über jegliche Ahnung, geschweige denn Voraussicht hinausschreitende Erwahrung gefunden. — Ich begann demnach die Einleitung zu Eröffnung meiner Gedanken von Pisa aus, gerade mit dem Bericht über die zu Pavia mir wiederfahrene Gunst und mit Andeutung eben derjenigen Gedanken, die ich hier ausgedrückt habe. Von Florenz aus, wo ich in der St. Johannes Domkirche meinen Geburtstag feierte und Gott um Erleuchtung und Festigung anflehte, wurden die einleitenden Briefe fortgesetzt. Hierauf bot die Schilderung der kirchlichen Festlichkeiten der heiligen Woche in Rom, so wie nachher der-

jenigen zu Neapel in Erinnerung an den heiligen Januarius Stoff genug, um meine Ueberzeugungen immer deutlicher zu enthüllen und am Ende mein Vorhaben unverdeckt hervortreten zu lassen.

Ich hatte mich anfangs auf Einwendungen, auf Widerspruch, auf die gewohnten Bedenklichkeiten, die in solchen Fällen den äußeren Verhältnissen entnommen werden, und die ich selbst lange genug erwogen, aber auch bereits besiegt hatte, zuletzt gar auf eitle Versuche mich zurückhalten zu wollen, gefaßt gemacht; wiewohl ich auf der andern Seite jene erwähnten Erfahrungen in die Wagschale legen, dabei hoffen durfte, die Bekanntschaft mit manchen Würdenträgern der Kirche, etwa gemachte Besuche in Klöstern, doch das Herbste protestantischen Vorurtheils bedeutend bei ihr gemildert haben. Als dann in den Antworten auf meine dem Ziel immer näher entgegenrückenden Eröffnungen eigentlicher Widerspruch gar nicht, Einwendungen aber nur in dem Maße zum Vorschein kamen, wie die Rücksichten auf meine Person und namentlich diejenigen einer auch um das zeitliche Wohl ihrer Kinder besorgten Mutten sie nothwendig eingeben mußten, da durfte ich wohl auch darin eine höhere Leitung erkennen, die nach derjenigen Seite, von welcher die empfindlichsten Schwierigkeiten sich hätten erheben können, von dergleichen nicht eine Spur zum Vorschein kommen ließ. Die Einwendungen wurden immer schwächer, zogen sich zuletzt auf das zurück, was ich von Anfang an mir selbst hatte sagen, kraft eigener Würdigung der Umstände, der Verhältnisse, der Personen mit der größten Wahrscheinlichkeit erwarten können.

Aber eben deßwegen hätte ich es auch für einen unzeitigen Eingriff in die höhere Fügung erachtet, wenn ich eine Erklärung früher hätte geben wollen, als bis die Einwendungen — wie ich solches mit der vollsten Zuversicht immer zuverlässiger erwarten durfte — völlig verstummt wären. Diejenigen, welche in der Folge wegen dieser freundlichen und ohne die leisesten

Schwierigkeiten erfolgten Verständigung mich beglückwünschten, haben damit gleichsam in meinem Innern gelesen; denn ohne dieß wäre meine nachherige Freudigkeit weder so ungetrübt, noch so vollständig und fortan unvermindert gewesen. Und ist es eine gewagte Behauptung, wenn ich sage: daß die göttliche Gnade in dem Herzen einer von Geburt her dem Protestantismus angewöhnten Frau bereits zu wirken begonnen habe, sobald sie die Rückkehr ihres Mannes in die wahre Kirche ohne Mißstimmung vernehmen kann?

Wie, ohne Mißstimmung? selbst mit der freudigsten Zustimmung. Der nächste Brief nach meiner Aufnahme in die Kirche, den ich zu Verona erwartete, aber war der reine Wiederhall jener Freude, die mich emporhob, er sprach die vollste Zufriedenheit, in der Ueberzeugung aus, daß ich gewiß nur aus den reinsten und tiefsten Beweggründen meinen Vorsatz werde ausgeführt haben.

Die volle Bewährung fand sich dann nachher, bei dem Wiedersehen in der Cartause Ittingen

---

Da ich hier bloß solche Erinnerungen auffrische und derartige Beobachtungen mittheile, welche in einiger Verwandtschaft zu dem Hauptzwecke meiner Reise stehen, so mögen nur über Umbrien ein paar Worte ihre Stelle finden.

Ich fuhr von Florenz nach Arezzo durch das Thal von Chiana, welches hinaufführt nach den Schluchten und vormals waldbegränzten Höhen der Apeninnen, wo der kirchlich denkwürdigen Stätten, an denen ich einst im Geist geweilt, so manche lagen. Nie so sehr wie damals bedauerte ich es, in der Zeit beschränkt und durch die Jahre verhindert zu sein, um als rüstiger und leichtbeweglicher Fußgänger dahin gelangen zu können, wohin der zu Wagen Reisende nur selten und nie ohne bedeutende Geldopfer gelangen kann. Wie gerne wäre ich

hinaufgestiegen nach jenem von jähen Felsen umstarrten, von uralter Waldung umschlossenen Grund, welchen unter den Schauern achtmonatlichen Schnees der Herzogssjüngling von Ravenna zur Stätte seines strengen Büßerlebens erkoren und aus dessen etwas gemilderter Vereinigung das jetzige Oberhaupt der Kirche hervorgegangen ist. Ich hätte mich hinübergewendet zu dem schattigen Thal, zu dem schönen Wässerlein, an welchem nicht viel später Johann Gualbert lieber dem Gekreuzigten leben, als an dem seiner Erinnerung geweihten Tage das Gewissen mit dem Tod eines Gefreundeten beflecken wollte. Ich wäre hinangewandert nach jener wundervollen Bergeshöhe, auf der noch heutiges Tages die Armuth den gabenreichen Wirth an Tausenden von Pilgrimen macht, und wo in Bildern und Denkmälern und Uebungen eine lebendige Erinnerung an die vielbezweifelte und vielverspottete und dennoch vielgeglaubte Stigmatisation des heiligen Franz noch heutzutage fortdauert.

Ich hatte nicht lange vorher für die zweite Auflage des vierten Bandes von Innocenz III. das Leben des heiligen Franz mit besonderer Vorliebe aufs neue bearbeitet. Der Schauplatz seines Lehrens und Wirkens zwischen Arrezzo und Fuligno schwebte daher in frischer Erinnerung mir vor Augen. Perugia mit seiner schönen Lage auf dem Hügelrücken, der zwischen drei zusammenlaufenden Thälern ausspringt, war mir um so interessanter, da Bernadone's Sohn als „Blüthe der Jugend" ein Jahr dort in Kriegsgefangenschaft gesessen. Mit besonderer Aufmerksamkeit forschte ich nach dem unbedeutenden Rivo torto, wo er dem in seinem Undank und Eidbruch übermüthigen Kaiser Otto entgegentrat und ihm die Wendung seiner Hoffart verkündete. Von dem Hügel hinab winkte mit seinen Kirchen und Thürmen und Klöstern Assisi, wo einst des Heiligen Wiege gestanden, und abermals schmerzte es mich, daß Zeit und Gelegenheit mangelten, auch dort mich umzusehen. Aber doch vor St. Maria degli Angeli ward Halt gemacht, und weniger zog

mich das aus seinen Ruinen bald wieder erstandene große Kloster, die prachtvolle Kirche mit ihrem schönen Chor und dem glänzenden Marmorboden an, als die enge Zelle, die einst den wundersamen Geist barg, in welchem ein neuer Lebensquell für die christliche Welt sprudelte, und weniger als das durch Overbeks herrliches Gemälde so würdig ausgestattete Portiuncula-Kirchlein, in welchem jener so oft in seinen Erlöser sich versenkte.

Könnten Kritik, Klügelei und Zweifel Franzens innige Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten, zwei Jahre vor seinem Lebensende äußerlich in den Wundmalen sich darstellend, dergestalt verwischen, daß nicht die leiseste Erinnerung und nicht eine Spur des Fürwahrhaltens daran mehr bliebe: seine innere, seine geistige Gemeinschaft mit seinem Herrn können sie nimmermehr vernichten. Er hat nicht nur wie der Meister, dem er so ganz zu eigen sich gegeben, den Armen das Evangelium gepredigt, sondern er hat das Evangelium der Armuth gepredigt. Er hat dieselbe nicht allein als göttliche Anordnung tragen, er hat sie nicht bloß als Mittel der Heiligung angeloben, er hat sie nicht einzig als Tugend sich zueignen gelehrt; er hat von ihr förmlich Besitz genommen, er hat sie vor den Augen der Welt in einen Schmuck verwandelt, er hat sie zu allen, durch die Kirche bereits geweihten und ihr dienenden Kräften als eine neue in deren geistiges und sittliches Getriebe eingefügt. Er ist das Werkzeug gewesen, zu verwirklichen das Wort des großen Lehrers der Völker: „Was vor der Welt thöricht ist, das hat Gott erwählet, um zu Schanden zu machen die Weisen; und das Schwache der Welt hat Gott erwählet, um zu Schanden zu machen das Starke; und das Unedle der Welt und das gering Geachtete hat Gott erwählt, und das, was nichts ist, um zu zerstören, was etwas ist, damit Angesichts seiner kein Fleisch sich rühme."

Und das Wunder der fünf Brode, es erneuert sich noch täglich. Das Kloster, welches sich über den durch Franz ge-

hinaufgestiegen nach jenem von jähen Felsen umstarrten, von uralter Waldung umschlossenen Grund, welchen unter den Schauern achtmonatlichen Schnees der Herzogssjüngling von Ravenna zur Stätte seines strengen Büßerlebens erkoren und aus dessen etwas gemilderter Vereinigung das jetzige Oberhaupt der Kirche hervorgegangen ist. Ich hätte mich hinübergewendet zu dem schattigen Thal, zu dem schönen Wässerlein, an welchem nicht viel später Johann Gualbert lieber dem Gekreuzigten leben, als an dem seiner Erinnerung geweihten Tage das Gewissen mit dem Tod eines Gefreundeten beflecken wollte. Ich wäre hinangewandert nach jener wundervollen Bergeshöhe, auf der noch heutiges Tages die Armuth den gabenreichen Wirth an Tausenden von Pilgrimen macht, und wo in Bildern und Denkmälern und Uebungen eine lebendige Erinnerung an die vielbezweifelte und vielverspottete und dennoch vielgeglaubte Stigmatisation des heiligen Franz noch heutzutage fortdauert.

Ich hatte nicht lange vorher für die zweite Auflage des vierten Bandes von Innocenz III. das Leben des heiligen Franz mit besonderer Vorliebe aufs neue bearbeitet. Der Schauplatz seines Lehrens und Wirkens zwischen Arrezzo und Fuligno schwebte daher in frischer Erinnerung mir vor Augen. Perugia mit seiner schönen Lage auf dem Hügelrücken, der zwischen drei zusammenlaufenden Thälern ausspringt, war mir um so interessanter, da Bernadone's Sohn als „Blüthe der Jugend" ein Jahr dort in Kriegsgefangenschaft gesessen. Mit besonderer Aufmerksamkeit forschte ich nach dem unbedeutenden Rivo torto, wo er dem in seinem Undank und Eidbruch übermüthigen Kaiser Otto entgegentrat und ihm die Wendung seiner Hoffart verkündete. Von dem Hügel hinab winkte mit seinen Kirchen und Thürmen und Klöstern Assisi, wo einst des Heiligen Wiege gestanden, und abermals schmerzte es mich, daß Zeit und Gelegenheit mangelten, auch dort mich umzusehen. Aber doch vor St. Maria degli Angeli ward Halt gemacht, und weniger zog

mich das aus seinen Ruinen bald wieder erstandene große Kloster, die prachtvolle Kirche mit ihrem schönen Chor und dem glänzenden Marmorboden an, als die enge Zelle, die einst den wundersamen Geist barg, in welchem ein neuer Lebensquell für die christliche Welt sprudelte, und weniger als das durch Overbeks herrliches Gemälde so würdig ausgestattete Portiuncula-Kirchlein, in welchem jener so oft in seinen Erlöser sich versenkte.

Könnten Kritik, Klügelei und Zweifel Franzens innige Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten, zwei Jahre vor seinem Lebensende äußerlich in den Wundmalen sich darstellend, dergestalt verwischen, daß nicht die leiseste Erinnerung und nicht eine Spur des Fürwahrhaltens daran mehr bliebe: seine innere, seine geistige Gemeinschaft mit seinem Herrn können sie nimmermehr vernichten. Er hat nicht nur wie der Meister, dem er so ganz zu eigen sich gegeben, den Armen das Evangelium gepredigt, sondern er hat das Evangelium der Armuth gepredigt. Er hat dieselbe nicht allein als göttliche Anordnung tragen, er hat sie nicht bloß als Mittel der Heiligung angeloben, er hat sie nicht einzig als Tugend sich zueignen gelehrt; er hat von ihr förmlich Besitz genommen, er hat sie vor den Augen der Welt in einen Schmuck verwandelt, er hat sie zu allen, durch die Kirche bereits geweihten und ihr dienenden Kräften als eine neue in deren geistiges und sittliches Getriebe eingefügt. Er ist das Werkzeug gewesen, zu verwirklichen das Wort des großen Lehrers der Völker: „Was vor der Welt thöricht ist, das hat Gott erwählet, um zu Schanden zu machen die Weisen; und das Schwache der Welt hat Gott erwählet, um zu Schanden zu machen das Starke; und das Unedle der Welt und das gering Geachtete hat Gott erwählt, und das, was nichts ist, um zu zerstören, was etwas ist, damit Angesichts seiner kein Fleisch sich rühme."

Und das Wunder der fünf Brode, es erneuert sich noch täglich. Das Kloster, welches sich über den durch Franz ge-

weihten Stätten erhebt, zählt bei hundert Brüder. Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen und der himmlische Vater ernährt sie doch. Und wenn an dem großen Festtage vom 2. August die Schaaren von weitem Umkreise zu Tausenden und Tausenden heranwallen, sie alle gehen gesättigt von dannen und niemand kann sagen, wie die Brüder Vorräthe aufspeichern, oder in Sorge um die kommenden Tage sich abmühen. Siehst du aber die Kirche, die an Größe, an Erhabenheit, an architektonischer Zier neben viele der gefeiertsten sich stellen kann und du frägst: wer hat sie gebaut, so wird dir die Antwort: die Armuth hat sie gebaut!

Es war am Freitag Abend vor Palmsonntag, als ich in die ewige Stadt einfuhr, und noch am gleichen Abend sah ich den St. Peters-Platz und Dom in der Vollmondsbeleuchtung. Den ersten Besuch am folgenden Morgen stattete ich ab meinem Landsmann, Monsignore von Curtins, Caplan der Schweizergarde und Kammerherr Seiner Heiligkeit, um durch dessen Verwendung bei den Feierlichkeiten des Palmsonntags und der heiligen Woche einen geeigneten Platz zu erhalten. Wie durch seine unermüdliche Fürsorge bei meinen Aufenthalt in Rom alles Angenehme sich verflochten und durch seine aufmerksame Verwendung alles Sehenswerthe mir sich erschlossen hat, so zeigte er sich alsbald bereit, hierin seine wohlwollende Obsorge mir angedeihen zu lassen, doch sollte ich hiefür noch die Gutheißung Sr. Eminenz, des Herrn Cardinal-Staatssecretärs, einholen, was mir nicht schwer fiel, da ich an denselben mit den besten Empfehlungen versehen war. Der Cardinal hatte selbst die Gewogenheit an den Hauptmann der Garde, Herrn von Pfyffer zu schreiben, daß er einen der wenigen reservirten Plätze, unmittelbar hinter den Cardinälen, auf der Bank der apostolischen Protonotarien, mir anweise.

Von der Erhabenheit der Feierlichkeiten vom Palmsonntage bis zum Ostertage, von dem tiefen und überwältigenden Eindruck, den dieselben auf jedes empfängliche Gemüth machen müssen, sage ich nichts; dieses alles ist vielfältig geschildert worden. Nur zwei Bemerkungen seien mir vergönnt. — Am grünen Donnerstage, nachdem das allerheiligste Sacrament in großer Procession aus der sixtinischen in die herrlich erleuchtete paulinische Capelle begleitet worden, wird unmittelbar darauf der Papst, folgend den Bischöfen und Cardinälen, auf den großen Balkon der St. Peterskirche getragen, um den Segen zu ertheilen. Es hallen die Glocken, es donnern von der Engelsburg die Kanonen, es wirbeln die Trommeln, es schmettern die Trompeten, die Menge auf dem St. Peters-Platz fällt auf die Kniee. Alles, was zur Verherrlichung der Erdenhoheit sich vereinigen läßt und mehr noch, als was zu Verherrlichung irgend einer ausschließlich irdischen Hoheit gestattet ist — das Niederknieen der versammelten Menge, ist hier vereinigt. Aber welche Mahnung an denjenigen, bei dessen Erscheinen alle diese Zeichen der Verherrlichnng der Macht sich vereinen, daß er dieselben nicht auf sich, sondern auf den Einzigen beziehe, dessen Stellvertreter er ist! Unmittelbar nach diesen Merkmalen der Erdenhoheit, die so leicht blenden könnte, steigt der Papst hinab in die Kirche, um hier dem Beispiel dessen folgend, der auch *sein* Herr ist, den Dienst des Geringsten in dem Fußwaschen zu verrichten. Zerronnen ist der Pomp, gleich dem Wergbüschel, der bei der Krönung vor des Papsts Augen verbrannt wird, und das Niedrige und das Mühsame des Lebens, länger dauernd als jener, soll hiemit, als dessen ernstere Aufgabe, bleibender ihm sich einprägen. Dem irdisch Hohen soll das geistig Hohe unmittelbar folgen und hierin an denjenigen, an dessen Person jenes sich knüpft die Mahnung ergehen, daß, wie dasselbe nur *um* ihn sein könne, so dieses *in* ihm sein müsse; daß es dann in so höherem Glanze leuchte, zu je niedrigerem Dienst in Nachahmung dessen er sich bequeme,

welcher, da er hätte mögen Herr sein, zuerst Aller Diener geworden ist.

Nachdem der Papst die Fußwaschung verrichtet hat und die sogenannten Apostel voraufgezogen sind an den zierlich aus gestatteten Tisch in der großen Loggia von St. Peter, kömmt auch das Oberhaupt der Kirche, um sie zu bedienen. Ich konnte kaum meine Augen abwenden von dem freundlichen, frommen Greise, der gleich einem wohlbesorgten Hausvater zu seinen Kindern hintrat, aufmerkend, daß es keinem an etwas gebreche, von dem Augenblick an, da er jedem der Dreizehn Wasser über die Hände goß bis zum Schlusse der Tafel. Wahrlich keine geringe Aufgabe für einen achtzigjährigen Greis, den darüberhin seit der Mitte des Morgens anstrengende Functionen ununterbrochen in Anspruch genommen haben, dreizehn Speisende, einen um den andern, mit sämmtlichen Gerichten eines nicht ganz beschränkten Gastmahls zu bedienen! Auch hatte das Ganze nicht, wie die Befangenheit oder übler Wille und schiefe Voraussetzung dessen so gerne sich und andere bereden möchten, das Ansehen eines hohlen, bedeutungslos gewordenen Herkommens oder eines eitlen Schaugepränges oder einer drückenden Last. Es war keine erkünstelte Demuth, in welcher der Papst diesen Dienst verrichtete; nicht immer vermochte er die innere Bewegung zu unterdrücken.

Eine eigenthümliche Funktion fiel, bald nachdem der Papst sich entfernt hatte, mir zu. Ich befand mich innerhalb der Schranken auf der Erhöhung, auf welcher die Tafel errichtet war. Sie wird immer in ihrer ganzen Länge mit Veilchen und Rosenblättern bestreut. Da bat einer der Untenstehenden mich um ein Veilchen. Ich gab es ihm. Kaum, daß er es empfangen, streckte ein zweiter die Hand auf, und wie ich auch diesem willfahrt, so erhoben sich Dutzende von Händen, und wo ich stand, riefen eine Menge Stimmen: Signore, una fiore! und drängte sich alles an das Geländer, um der Spende theilhaftig zu werden; so daß ich nicht genug zusammenraffen konnte,

und am Ende, was ich anfangs mit voller Hand reichte, um die Hunderte und Hunderte befriedigen zu können, in sparsamerem Maß gewähren mußte, aber dennoch in wenigen Minuten beinahe den ganzen Blumenschmuck der Tafel weggeräumt hatte, ohne alle der immer von neuem sich Herbeidrängenden befriedigen zu können. Einige der zurückgebliebenen Prälaten ergötzten sich über meine unabläßig nach allen Seiten gerichtete Dienstfertigkeit. Am Ende wurden sogar Stücke von den auf den Tellern liegenden Citronen von mir verlangt. Dem aber glaubte ich doch nicht entsprechen zu dürfen, da ich ja auch nur ein Forestiere wäre wie alle andern, und nur aus besonderer Gunst an dieser, für die Uebrigen abgesperrten Stelle mich befände; mit solchem Gesuch wies ich sie an einen der umstehenden Prälaten, dem ein Verfügungsrecht eher als mir zukomme. Das Gesuch wurde nicht vergeblich gestellt.

Es gibt vielleicht solche, die in dem Wahn stehen, das Erhabende, Ergreifende der Functionen der heiligen Woche, wohl gar der Pomp und die äußere Pracht, womit dieselben umgeben sind, hätten auf meinen Entschluß in die Kirche zurückzukehren einigen Einfluß geübt, gewissermaßen mich berückt. Wäre derselbe unmittelbar nach der heiligen Woche ausgeführt worden, so könnten sie einige Berechtigung für ihre Vermuthung sogar aus dem Zeitpunkt dieser Rückkehr herausfinden, obwohl dabei ein Taumel müßte vorausgesetzt werden, welcher Ueberlegung und Urtheilsfähigkeit durchaus niedergehalten hätte.

Allein gerade das Entgegengesetzte hat bei mir statt gefunden. Die Ueberlegung war für mich von großem Gewicht, daß all dieses Aeußere, wie tiefsinnig, wie würdig, wie großartig, wie hinreißend, wie glanzvoll es auch sei, das Eigentliche und Wesentliche weder zu verändern, noch seiner wahren Be-

deutung und Wirkung nach im mindesten zu erhöhen vermöge. Die Messe des Priesters in der armen Dorfkirche hat nicht geringeres Gewicht als das Hochamt des Papstes in St. Peter; beide thun ein und dasselbe, Amt und Messe stehen in gleicher Beziehung zu dem Haupt und Herrn der Kirche. Der strahlende Diamant gewinnt nichts durch die kostbarere und kunstreichere, verliert nichts durch die ärmlichere und rohere Fassung! Das sichtbare Oberhaupt der Kirche steht allerdings auf der obersten Spitze ihrer Stufenleiter; dem Nachfolger Petri ist allerdings mit der Obsorge um die Heerde des guten Hirten die Fülle der Gewalt übertragen; die erhabene Würde ist allerdings mit allen Attributen irdischer Hoheit ausgestattet; aber wo es das Geistige gilt, wo jenes alles nur als Zuthat erscheint und die Feier des heiligen Geheimnisses das Höchste und Tiefste, das Innerste und Wesentlichste ist, da ist der Papst nicht mehr als der letzte Priester von Aracöli, ist dessen Würde nicht geringer als diejenige des Oberhauptes der Kirche.

Auch das wieder gehört zu den nicht genug erwogenen Größen der katholischen Kirche, daß die höchste Feier derselben zugleich eine alltägliche Feier ist, und daß alle Aeußerlichkeit und alle Zuthat, so wenig als Persönlichkeit, auf deren Wesen und Bedeutung irgend einen Einfluß üben kann. Darum läßt sich mit Recht fragen: ob für den Gläubigen, welchen der rechte Sinn und das wahre Verlangen in die Kirche führt, das Anwohnen einer einfach, aber würdig gefeierten Messe nicht denselben Werth haben müsse und die vollkommen gleiche Gnadenwirkung habe, wie das durch alle glänzenden Zuthaten ausgestattete Hochamt?

Daß dann die äußeren Dinge uns nicht unberührt lassen, daß unwidersprechlich durch den Canal der Sinne der Geist in reinere und höhere Stimmung versetzt werden müsse, das ist natürlich, dafür sind und bleiben wir immer Menschen.

Ich mag wohl der erste Protestant und dazu noch vormaliger Geistlicher und Würdeträger unter ihnen gewesen sein, der von einer Anzahl Prälaten als beharrlicher Verfechter der (materiellen) Interessen der Klöster dem Oberhaupt der Kirche empfohlen worden ist, der den Auftrag vorweisen konnte (wie der Herr Fürstabt von Einsiedeln solchen in schriftlicher Beglaubigung mir gab), im Namen eines ganzen Klosters Sr. Heiligkeit die Füße zu küssen und den Dank eines Frauenconventes für ertheilte Indulgenzen auszusprechen.

Bald nach meiner Ankunft in Rom ließ Seine Heiligkeit mich wissen, wie erwünscht diese Ihr sei, wie sehr Sie mich zu sehen verlange und wie Sie zu einer Audienz nach der heiligen Woche, zu einer Zeit, in welcher die Ruhe vor andern Audienzen freiere Muße gestattete, mich würden rufen lassen. Dazu wurde der Donnerstag nach der heiligen Woche bestimmt. Mein Freund und Landsmann Curtius erhielt als Kammerherr den Auftrag, mich durch die Scala secreta einzuführen. Der Papst erhob sich bei meiner Annäherung und sobald ich meinem von Einsiedeln erhaltenen Auftrage Genüge thun wollte, hieß er mich aufstehen, nahm selbst von einem zur Seite seines Arbeitstisches stehenden Tabouret einen Haufen Bücher hinweg und lud mich ein, mich zu setzen, eine Auszeichnung, worüber Curtius nachher ihrer Seltenheit wegen nicht genug sprechen konnte.

Ich glaube, die Heiterkeit, die aus dem Blicke des damaligen Oberhauptes der Kirche leuchtete, die unbeschreibliche Freundlichkeit, die in seinem ganzen Wesen sich kund gab, die milde Ruhe desselben, die den sich Nähernden herbeizog, die Einfachheit, die, wie an seiner Person, so in seiner Umgebung an den Tag trat, die hohe, ungesuchte, anspruchslose Würde, die uns in ihm entgegenkam, hätte selbst den verstocktesten Protestanten für seine Person einnehmen müssen. Es war ein eigenes Gefühl, das mich durchdrang, neben dem Oberhaupt der Kirche, neben dem Nachfolger einer so langen, bis zu der Person des

Erlösers hinaufreichenden Reihe von Vorfahren, neben dem Erben von achtzehn Jahrhunderten ebenso zu sitzen, als hätte ein alter Bekannter in vertraulichem Gespräche mich eingeladen. Als ich nun meine offenen Schreiben dargereicht und der Papst sie überblickt hatte, erwiderte er mit dem ihm eigenthümlichen Wohlwollen: „Dessen hätte es nicht bedurft, längst schon sind Sie mir bekannt.“ Ich befand mich in einiger Verlegenheit wegen der Sprache. Zuvor nämlich hatte ich gehört, daß der Papst nicht gerne französisch spreche; italienisch aber konnte ich nicht. Als ich daher in jener Sprache anfangen wollte, sagte er: ma piano, piano! Ich zwang mich daher, italienisch zu radebrechen, so gut es gehen wollte, stand ja Curtins zur Aushilfe gegenüber.

„Sollte es mir nicht Freude gewähren,“ sagte der Papst weiter, „Sie persönlich kennen zu lernen; sind Sie doch der Apologet meiner Vorfahren!“ Ich wollte den Ausdruck Apologet nicht gelten lassen und bemerkte: ich hätte eigentlich nur die Resultate parteiloser Forschung, eine Geschichte, nicht eine Apologie geben wollen. — „Eben,“ erwiderte er, „weil Sie die Wahrheit wieder in ihr Recht eingesetzt haben, nachdem sie durch Entstellung schon seit so langer Zeit verdrängt worden, und weil die Grundlosigkeit so mancher schiefen Urtheile durch Sie nachgewiesen worden ist, sind Sie der Schutzredner eines ungerechter Weise Mißkannten geworden; Sie sind freilich ein Apologet, aber nicht ein Panegyriker.“ In diesem Sinne ließ ich mir den Ausdruck gefallen. Ich sprach dann von der Fortsetzung des Werkes, welches in der französischen Uebersetzung den Titel führt: Tableau des institutions et des moeurs de l'eglise au moyen age. Da der Papst dieselbe noch nicht kannte, theilte ich ihm einen kurzen Ueberblick des Inhaltes mit, worüber er großes Verlangen äußerte, sie kennen zu lernen. Ich erfuhr bald nachher von Pater Peronne, daß die Uebersetzung in der Bibliothek des Collegio romano sich vorfinde, und bat ihn, mir dieselbe zu leihen, um sie Sr. Heilig-

keit mittheilen zu können. Monsignore Curtins hatte aber während meines Aufenthaltes in Neapel den guten Gedanken, sich dieselbe gegen spätern Ersatz von den Jesuiten abtreten zu lassen und sie dem Papst in meinem Namen zu Füßen zu legen.

Die Unterhaltung war so ungezwungen, als sie nur immer gedacht werden kann. Der Papst erzählte mir, daß einer seiner Lehrer ein geborner Protestant gewesen sei. Derselbe habe sich in frühern Jahren zu Dresden aufgehalten. Entrüstet über die unwürdige Geschmeidigkeit mancher seiner damaligen Glaubensgenossen, bei innerlich entschiedener Ablehnung der Lehre, in der katholischen Kirche aus Augendienerei gegen den anwesenden Hof dennoch auf die Kniee zu fallen, habe dieser Mann den Muth gehabt, stehen zu bleiben. Später sei derselbe nach Wien gekommen, in die Gemeinschaft der Kirche zurückgekehrt und in den Camaldulenser-Orden eingetreten. Nicht minder ausgezeichnet durch große Gelehrsamkeit, als durch reine Frömmigkeit, habe er alle Würden, die ihm seien angeboten worden, beharrlich ausgeschlagen. In einer Grabschrift auf denselben hätte die spätere Zeit eine prophetische Anspielung auf die Stellung, welche zwei seiner Zöglinge in der Kirche eingenommen, der verstorbene Cardinal Zurla und er — der Papst — erblicken wollen. Er aber sei es gewesen, der dem hochverdienten Lehrer im Tode die Augen zugedrückt habe.

Ich hatte vor der Audienz die Gärten des Vaticans durchwandert. Der Papst sprach davon, wie angenehm und für seine Gesundheit wohlthätig der tägliche Spaziergang durch diesen ausgedehnten Raum ihm sei. Er könne auf solche Weise von seinem Arbeitszimmer aus, ohne durch Begegnende gestört zu werden, ganz bequem einen Weg von drei Miglien zurücklegen. Als ich dann die schöne Aussicht rühmte, die man in den Gärten genieße, stand der Papst von seinem Stuhl auf und sagte: „Treten Sie hier an das Fenster, da ist sie noch weit ausgedehnter," und damit bemühte er sich, die schweren Vorhänge auf die Seite zu schieben und die großen Fenster-

flügel zu öffnen, mit einer Leichtigkeit und Behendigkeit, welche Curtius Hilfe zu spät kommen ließ. In der That, der Blick über die Stadt und auf das Albanergebirge ist prachtvoll, zwar nicht so frei wie auf den Stufen der Laterankirche, aber durch die vielen Kuppeln und Thürme, die über die Stadt sich erheben, und den gegenüber liegenden Quirinal und Trinita di Monte reicher. „Kommen Sie," sagte hierauf der Papst, „hier ist die Aussicht verschieden, aber nicht minder schön," und öffnete die Thüre des größern Nebenzimmers, um an ein anderes Fenster mich zu führen, mit dessen Aufsperren er uns ebenfalls zuvorkam. Wie ich entlassen wurde, brachte ich noch die Bitte vor: Seine Heiligkeit möchte die Gnade haben, die Frau Priorin im Catharinenthal durch irgend ein Andenken zu erfreuen. Kaum ich für die Audienz, die er mir gewährt, gedankt, eilte der Papst an ein Kistchen und nahm zwei geweihte Rosenkränze und ein kleines silbernes Kruzifix heraus, jene für die angegebene Bestimmung, dieses für mich, und sagte, indem er mich entließ, er hoffe mich wieder zu sehen.

Daß dieses unschätzbare Wohlwollen, welches der heilige Vater mir erwies, aus der reinsten Herzensgüte hervorgegangen, davon sind mir alsbald Beweise darin zu Theil geworden, daß er gegen verschiedene Personen der Audienz erwähnte, die er mir gewährt. Wenige Tage hernach begegnete ich bei Wiedereröffnung der deutschen Kirche St. Maria del Anima einem deutschen Baron, der sogleich zu mir sagte: „Sie sind vor ein paar Tagen bei dem heiligen Vater gewesen!" „„Wie wissen Sie das?"" erwiederte ich. — „Er Selbst hat es mir gesagt; Sie können nicht glauben, mit welcher Liebe er von Ihnen sprach." — Ein paar Tage später sagte mir Dr. Alertz ohngefähr das Gleiche; auch diesem hatte er erzählt, ich sei ihm vorgestellt worden, und es sei ihm sehr angenehm gewesen, mich zu sehen. Der Cardinal Ostini bezeugte mir dasselbe. Dergleichen Erfahrungen wiegen andere, welche der Undank, die Mißgunst, der geheime Haß, die verkappte

Hetzlust und eine Unzahl ähnlicher Elemente bereiten können, reichlich auf.

In die Zeit, die ich vor der Abreise nach Neapel noch in Rom zubrachte, fiel der Tod des Cardinals Pacca, drängte sich Manches, was die Thätigkeit des heiligen Vaters in Anspruch nahm. Wenige Tage, ehe ich jenen Ausflug antrat, ließ mir derselbe aber doch durch Monsignore Curtins sagen: sofern ich irgend etwas ihm vorzutragen oder von ihm zu wünschen hätte, wolle er gerne eine kurze Audienz mir gewähren; so aber dieß nicht sei, bliebe eine solche besser bis zu meiner Rückkehr verschoben, da er nur ungerne bloß für wenige Minuten mich bei sich sähe, für längeres Besprechen aber die Muße ihm mangeln würde. Jedenfalls lasse er mir glückliche Reise wünschen und erwarte, daß ich meine Rückkehr ihm anzeigen werde.

Nach meiner Rückkehr säumte ich nicht, die verlangte Anzeige zu machen. Die Einladung zu einer zweiten Audienz ließ nicht lange auf sich warten. Empfang und Behandlung war wie bei der ersten und der Papst hatte auch für diese einen Tag ersehen, an welchem er mir etwas mehr Zeit schenken konnte. Er freute sich meines Berichtes über das Blut des heiligen Januarius und der Erklärung, daß ich demselben ebensowohl ohne Glaube, als ohne Unglaube, bloß in der Absicht zu sehen, mich genähert hätte, nun aber im Falle wäre, ein sicheres und gegen Einreden gefestigtes Urtheil darüber zu fällen. Die katholische Kirche, bemerkte er, verlange nichts als vorurtheilsfreie Prüfung, dieser müsse unfehlbar Manches in anderem Licht sich darstellen, als da, wo das Gegentheil vorhanden sei. An die Bemerkung: ich hätte Beweise genug gegeben, daß ich durch jene mich leiten lasse, knüpfte sich das im vollsten Sinne als väterlich-freundliche Aeußerung hingeworfene Wort: Spero, che lei sara mio figlio! Mehr sagte der Papst nicht; und es war auch dieß der einzige Wink, den er in solcher Beziehung mir gab. Sonst berührte er diesen

Punkt niemals auch nur von ferne. Aber gerade in diesem völligen Gewährenlassen erkannte ich ein Zeugniß — wie deren nachher so viele mir zu Theil geworden sind —, daß die katholische Kirche nicht darüber sich freut, daß der Mensch zu ihr, sondern daß sie zu dem Menschen gekommen ist; denn nicht sie, die ihre Pforten öffnet, macht einen Gewinn, sondern dessen ist der Gewinn, dem die Pforten geöffnet werden.

Ich erlaubte mir, Seine Heiligkeit zu fragen: ob Sie mit dem, was ich in der Fortsetzung meines Werkes über den Papst gesagt hätte, zufrieden wäre? Contentissimo, war die Antwort. Auch diese Audienz dauerte über eine halbe Stunde und hatte ganz das Gepräge einer lehrreichen Conversation über eine Menge der interessantesten Gegenstände, wie z. B., was ich schon früher erwähnt habe, über die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer Wiedervereinigung der von der Kirche getrennten Parteien als Gesammtheiten, über die Katakomben Roms und deren allseitige hohe Bedeutung, über manches andere derartige.

Welche Freude leuchtete aber nicht aus dem Antlitz des ehrwürdigen Greises, welches väterliche Wohlwollen, welche unbeschreibliche Herzlichkeit kam mir nicht entgegen, als ich am 20. Juni mit dem Wort: nun sei erfüllt, was er nicht lange vorher als Hoffnung und Wunsch ausgesprochen, zum letztenmal das Glück hatte, dem Papst vorgestellt zu werden! Es war gerade an dem Tage, an welchem derselbe dem König von Bayern einen Besuch abgestattet hatte. Ich war auf elf Uhr bestellt worden. Um halb zwölf sah ich den heiligen Vater in den innern Hof des Vaticans einfahren, ihn die große Treppe hinauftragen und folgte unmittelbar nach. Kaum befand ich mich zwei Minuten in dem Vorzimmer, als schon die Klingel zum Eintritt in das Arbeitszimmer rief. Der Papst kam auf mich zu, dankte der göttlichen Gnade, die alle Hindernisse meiner Rückkehr aus dem Wege geräumt habe, und beglückwünschte mich mit der Theilnahme eines Vaters an dem Glück eines ihm werthen Sohnes. So eben sagte er, komme

er von dem König von Bayern und hätte mit demselben von mir gesprochen; denn dieser theile seine Freude über die mir widerfahrene Gnade. Dabei machte er mich darauf aufmerksam, daß ich nun auf allerlei Widerwärtigkeiten mich gefaßt halten müßte. Wie ich hiegegen bemerkte, daß mir dieß keineswegs verborgen sei, erwiederte er: er zweifle nicht im mindesten daran, daß solche Erfahrungen nur zu meiner Festigung dienen und in meinen Ueberzeugungen mich stärken würden, daß ich denselben Muth, Ruhe, ein heiteres Bewußtsein und Gottvertrauen entgegensetzen werde. Er gab mir erneuerte Versicherungen seines wahren Wohlwollens, und sprach die Hoffnung aus, daß das von mir gegebene Beispiel nicht ohne gesegnete Früchte bleiben möchte.

Ungleich höher als durch das sichtbare Zeichen der Beehrung, welches er mir bereitet hatte, und durch das schmeichelhafte Breve darüber, welches er mir überreichte, durfte ich mich wohl dadurch geehrt halten, daß er mit eigner Hand jenes mir an die Brust heftete. Mit dem Wunsche alles, sowohl innern als äußern Wohlergehens und erneuerter Versicherung fortdauernder väterlicher Gesinnung, entließ er mich mit dem apostolischen Segen für mich und die Meinigen.

Außer bei den Functionen der heiligen Woche habe ich den Papst am Palmtag, am Osterfest, bei den Exequien des Cardinals Pacca, am Feste des heiligen Philipp Neri, bei der Fronleichnamsprocession gesehen. Bei allen diesen Feierlichkeiten wurde die äußere Verrichtung durch die unverkennbare innere Theilnahme, wenn ich so sagen soll, verklärt. Bei der letztern aber mußte die Hingebung, die Inbrunst, der unverkennbare Ausdruck der tiefsten Selbsterniedrigung, worin er, mitten unter dem ihn umrauschenden Pomp, das Allerheiligste trug, zur Andacht hinreissen; und ich konnte nachher nur mitleidig über einen scharfsichtigen Preußen lächeln, der in jenem Allem das unverkennbare Zeichen des Marasmus senilis sehen wollte. „Um solche Vermuthung hegen zu können, erwiederte ich ihm,

haben Sie die würdevolle Haltung, den festen Gang, womit der heilige Vater unmittelbar nachher den Raum durchschritt, der durch die Kirche zu dem Eingang in den Vatican führt, nicht bemerkt, haben seine volle, wohlklingende, sichere Stimme bei kirchlichen Functionen, bei dem Segen am Ostertage, nicht gehört." Wirklich verdiente seine Stimme Bewunderung; hörte man sie bloß, so würde man glauben, sie wäre die Stimme eines kräftigen Vierzigers. Einzig bei den Exequien des Cardinals Pacca war in einem geringen Zittern derselben die innere Bewegung nicht zu verkennen. Aber wahrlich, in Erinnerung an den Hingeschiedenen, im Rückblick auf seine thaten- und zum Theil leidenvolle Laufbahn, in Vergegenwärtigung dessen, was er beinahe ein halbes Jahrhundert hindurch dem heiligen Collegium gewesen, hätte man dieselbe nicht anders wünschen mögen; man wurde daran gemahnt, daß die reinsten menschlichen Gefühle auch das Gemüth des Oberhauptes der Kirche, wie eines jeden sinnigen Menschen bewegen.

Ich war hocherfreut bei einem zweiten Besuch Roms den heiligen Vater geistig noch ebenso lebendig, körperlich noch ebenso rüstig, vor allem aber ebenso wohlwollend gegen mich gesinnt zu finden, wie fünfzehn Monate früher; und fünfzehn Monate sind bei einem Alter, welches die achtzig bereits überschritten hat, ein nicht unbedeutender Zeitraum! Als er später mich fragte: wie es mit den Gesinnungen meiner Frau in Bezug auf die katholische Kirche stünde, und ich entgegnete, ich hielt es für besser, Ueberzeugungen allmälig durch den stillen Einfluß der Umgebungen und aus sich selbst heranreifen zu lassen, als durch Ermahnungen darauf einzuwirken, bestärkte er mich hierin und fügte mit der liebreichsten Theilnahme bei: hieran thue ich wohl; dergleichen könnte wahrhaft gedeihlich nicht durch Menschen erstrebt, sondern müßte der Gnade Gottes anheimgestellt bleiben; diese aber werde an meiner Frau noch unfehlbar sich offenbaren.

Wenn man die größere Dienerzahl im Innern des Palastes und einiges (unerläßliches) Gepränge bei jedesmaligem Erscheinen außerhalb desselben — Dinge, die zu dem, was man Lebensgenuß nennt, wenig beitragen — abrechnet, so ist die Lebensweise des Papstes von derjenigen eines einfachen Religiosen wenig verschieden; und ich bin versichert, daß der geringst ausgestattete Bischof in Europa, ja mancher Pfarrer auf einer reichlich dotirten Pfarrei ein behaglicheres, jedenfalls ein ungleich weniger beschränktes und einförmiges Leben führt als das Oberhaupt der Kirche.

Kein irgendwie wohlhabender Bürger kann bescheidener wohnen als dieser. In den unermeßlichen Gebäuden des Vaticans ist der Papst (die Vorzimmer abgerechnet, welche den Wachen und dem dienstthuenden Personale angewiesen sind) auf vier Zimmer beschränkt. Das letzte Vorzimmer ist zugleich sein Speisezimmer; aus diesem tritt man in ein einfaches Schlafkabinet, aus diesem in das Arbeitszimmer, hinter welchem sich ein etwas größerer Salon befindet, worin er fremde Fürsten zum Besuch empfängt. Alle diese Zimmer sind so einfach ausgestattet als nur möglich. Wer in dem letzten Vorzimmer nicht stehen mag, kann sich auf hölzerne Bänke niederlassen. Ein einziger Lehnsessel steht unter einem Thronhimmel, vor diesem wird der Tisch des Papstes gedeckt. Immer speist er allein und läßt während des Mahls sich vorlesen. Es ist mir gesagt worden, nur äußerst selten lade er seinen Beichtvater, den Cardinal Bianchi, zu sich ein; welcher jedenfalls die einzige Person sei, die je bei ihm speise. Am frühen Morgen zu einer Zeit, in welcher wahrscheinlich der größte Theil untergeordneter Personen noch der Ruhe pflegt, steht der Papst schon in seiner Capelle an dem Altar, um die heilige Messe zu lesen. Darauf beginnen die Geschäfte, deren Menge ihn nie dispensiren kann, das Brevier zu beten, so gut als der letzte Geistliche. Nach kurzer Zeit werden die Geschäfte durch Audienzen unterbrochen; denn schwerlich dürfte es einen Monarchen

geben, der so viele Audienzen zu ertheilen hätte als der Papst, und wäre es auch nur, damit so viele neugierige Reisende nach ihrer Heimkehr das bekannte Sprichwort sich nicht müßten vorwerfen lassen. Seine einzige Erholung besteht Abends in einem Spaziergange durch die vaticanischen Gärten, zu denen er etwa einen Cardinal oder einen Monsignore beruft, um mit ihm sich zu unterhalten, seltener in einer Spazierfahrt vor eines der Thore Roms.

In den päpstlichen Palästen ist niemals die Rede von Gesellschaften, von Concerten, von andern Zerstreuungen oder Unterhaltungen, womit nicht bloß Fürsten, sondern selbst begüterte Privatpersonen ihre Abende zubringen; die dreifachen Obliegenheiten des Priesters, des Regenten, des Kirchenoberhauptes gewähren hiefür keine Muße; zudem legt die hohe Stellung eine Zurückgezogenheit auf, in welcher der Mensch jener sich selbst zum Opfer bringen muß. Gewiß gibt es in Europa keinen Hof, der weniger kostet, als der päpstliche. Auch kommt das, was der Papst für diesen und für seine Person aus der apostolischen Kammer bezieht, kaum in Betracht. Selbst hievon wird der größte Theil zu Almosen verwendet, wie er denn alle Jahre am Weihnachts- und am Osterfeste jedesmal 5000 Scudi unter die Bedürftigen austheilen läßt, ungerechnet vieler wöchentlichen und monatlichen Unterstützungen an arme Familien.

Eine Gewohnheit ist durchaus tief begründet, dem Wesen des Oberhauptes der Kirche angemessen, daher diesem nur eigen, aber auch so, daß sie von keinem aufgegeben werden dürfte: — daß nämlich der Papst niemals den Vatican verläßt, ohne daß nicht der Almosenier ihn begleitete und durch Spenden an die Armen das Erscheinen desjenigen bezeichnete, den der immerwährende Wohlthäter und Gnadenspender für alle als sichtbaren Stellvertreter auf Erden gesetzt hat. Ein Papst, der die Nothleidenden an sich könnte vorübergehen lassen, ohne einige Erquickung ihnen zukommen zu lassen, wäre die größte Anomalie, die sich denken ließe.

Es ist wahr, diese Uebung, der auch die übrigen Würdenträger der Kirche sich nicht entziehen können, mag zur Förderung des Bettels in Rom viel beitragen und der Fremde hat nicht Unrecht, wenn er über denselben einige Beschwerde führt; wiewohl es ungerecht wäre, den Almosen Begehrenden Ungestüm oder Unverschämtheit vorzuwerfen. So flehend sie kommen, so bereitwillig ziehen sie sich wieder zurück auf das Wort: „ich habe kein Geld bei mir," oder: „ich bin nicht mit kleiner Münze versehen." Folgen sie dir auch einige Schritte, so wirst du doch in Wahrheit nicht sagen können, daß sie dich verfolgen. Darin aber liegt eine Ungerechtigkeit, wenn man diesen Bettel der päpstlichen Regierung zum Vorwurf machen, darauf einen Beweis mangelhafter Einrichtungen gründen will. Die Freiheit, bei eigener Noth das Mitleid und die christliche Liebe anderer in Anspruch nehmen zu dürfen, ist überhaupt vom katholischen Glauben unzertrennlich.

Ziehen sich in den Ländern katholischen Glaubens in dieser Beziehung andere Begriffe durch die Gesellschaft als in solchen, die zu diesem sich nicht bekennen, so darf man vor allen den Kirchenstaat nicht nach dem Maßstab unserer heutigen Polizeistaaten bemessen, welche eine große Aufgabe darein setzen, dem Begüterten den Anblick der Armuth und dem Behaglichen das Bild des kummervollen Elendes sorgfältig zu entziehen, wofür sie dann jenen besteuern, zugleich dieses der Pflicht des Dankes entheben. Daß der Papst, als weltlicher Monarch, ein ähnliches System befolgen könnte, wird doch keinem Zweifel unterliegen. Die Fragen hingegen: dürfte der Papst das Oberhaupt der Kirche dem weltlichen Monarchen unterordnen, wäre in seinen Ländern die Anwendung von Zwangsmaßregeln zur Beseitigung des Bettels nicht ebensogut möglich, als in andern Staaten? würde damit die eigentliche Grundlage seiner weltlichen Herrschaft keineswegs verrückt? diese Fragen können gewiß nicht durch ein nacktes Ja entschieden werden. Der Polizeistaat kennt nur Regulative und deren Vollziehung; die christliche Liebe da-

gegen ist ein Ding, wofür es in seinen Registern keine Rubrik gibt. Zwar kann er wohl verhüten, daß die Leute nicht nackt herumlaufen, daß sie nicht geradezu verhungern, aber dieses geschieht nicht aus Erbarmen, sondern damit Skandal verhütet werde, damit er nicht in schlimmen Ruf komme. Der Staat der Kirche hingegen könnte nicht weiter gehen, als diese beiden Gebiete, das der freien christlichen Milde in dessen doppeltem Anbau durch den Flehenden und durch den Gewährenden, und das der Gesetzesvorschrift in solchen Einklang zu bringen, daß von jenem nicht ein allzuweit getriebener Mißbrauch gemacht würde. Ein strenges Verbot hingegen, welches die tägliche Berufung an das christliche Erbarmen und die tägliche Bethätigung desselben unmöglich machte und damit deren Begriff immer mehr verkümmerte, die freie Thätigkeit der christlichen Liebe in die Zwangsjacke auferlegter Steuern einschnürte: das widerspräche dem Geist der Kirche und würde das Gepräge verwischen, welches dieselbe auch dem Staat, worin ihre oberste Leitung den Sitz hat, aufdrücken soll. Die Kirche muß, in Gemäßheit so mancher Anspüche ihres Herrn und Begründers, der Armuth sowohl an sich, als ihrer Stellung zu den übrigen Gliedern der Gesellschaft eine andere Bedeutung zuerkennen, als dem von ihr geschiedenen Staat zuläßig scheint. Sie darf auch, will sie anders sich selbst nicht ungetreu werden, diese Anerkennung niemals aufgeben.

Obwohl ich als einfacher Reisender nach Rom kam, waren mir doch verschiedene Aufträge, sowohl von Geistlichen als von weltlichen Obern zu Theil geworden. Ich bemerkte daher Sr. Eminenz dem Hrn. Cardinal-Staatssecretär bei dem zweiten Besuch: ich hätte zwar mancherlei Aufträge, allein ich könnte mich über nichts ausweisen, wäre auch in keiner andern Eigenschaft nach Rom gekommen, als in derjenigen eines bloßen Privatmannes; es käme nun darauf an, ob Se. Heiligkeit und

Se. Eminenz einen Theil desjenigen Vertrauens in mich setzten, womit ich mich von allen Gutgesinnten meines Vaterlandes beehrt sähe. „O," erwiderte der Cardinal, „wir setzen vollkommen gleiches Vertrauen in Sie!" Einige Tage später bemerkte ich dem Papst das Gleiche nnd erhielt die nämliche Antwort. Der Weg zu einigen Besprechungen war somit angebahnt.

Das Wichtigste darunter betraf Wünsche für baldige Herstellung des Bisthums St. Gallen. Die hierüber zwischen Bevollmächtigten des katholischen Theils dieses Cantons und dem Herrn Nuntius schon seit langem gepflogenen Unterhandlungen waren bereits zu dem Entwurf eines Vertrages gediehen, der nur noch der letzten Erörterung und endlichen Feststellung bedurfte. Ich hatte wenige Tage vor meiner Abreise einem Brief an den apostolischen Vicar in St. Gallen zufällig die Anzeige beigefügt: ich gienge nächstens nach Rom, ob er wohl dort etwas zu bestellen habe? Das hatte jenes Ansuchen zur Folge mit dem Bemerken, ich würde die erforderlichen Papiere bei meiner Ankunft daselbst entweder vorfinden oder bald nachher zugeschickt erhalten. Der Hauptzweck der Besprechung sollte darin bestehen, über einzelnes Auskunft zu ertheilen und den Abschluß zu befördern, um den Vertrag dem katholischen Großen Rath in St. Gallen sobald als möglich vorlegen zu können.

Sobald ich dem Hrn. Cardinal-Staatssecretär jenen Auftrag eröffnet hatte, bezeichnete mir Se. Eminenz einen der ersten Prälaten der Staatskanzlei, um über dieses und anderes mit ihm mich besprechen zu können. Ich würde namentlich dessen, was auf das Bisthum St. Gallen Bezug hat, nicht erwähnen, wenn ich nicht darin eine Pflicht anerkennen müßte, die mancherlei absichtlich verbreiteten Irrthümer oder vorgefaßten Meinungen über Unterhandlungen in Rom nach gemachten Erfahrungen zu berichtigen. — Es gilt nämlich als ausgemachte Sache, daß derjenige, der wegen irgend etwas in Rom unterhandeln wolle, vor Ränken, Duplicitäten, einem Gewebe von

Irrgewinden nicht genug sich zu hüten vermöge. Statt dessen bin ich in allem der größten Offenheit, Geradsinnigkeit, Loyalität begegnet; allfällige Einwendungen wurden mit der größten Klarheit entgegengehalten, durch bestimmt formulirte Gründe unterstützt, Erläuterungen gerne angehört, Gegenrede in demjenigen Sinn aufgenommen, in welchem sie gemacht wurde. Weiter wird mit grellen Farben das Schreckbild überall hingestellt, Rom trachte nur umsichzugreifen, suche nur seinen (und oftmals höchst gemeinen) Vortheil, gehe einzig auf Unterjochung aus. Auch dessen bin ich nicht das Mindeste inne geworden; im Gegentheil, diejenigen Punkte, an welchen im bloßen Interesse von Roms Ansehen, Einfluß, Vortheil am meisten auszusetzen gewesen wäre, wurden am allerleichtesten erledigt, in Betreff von diesen zeigte sich die größte Nachgiebigkeit. Wo dagegen an den gemachten Einwendungen entschiedener festgehalten wurde, hatten sie den einzigen Zweck, der Kirche von St. Gallen eine möglichst würdige Stellung zu verschaffen. Dabei wurde alles Vorgeschlagene im Hinblick auf die allgemeinen Kirchengesetze, auf die durch die gesammte katholische Christenheit seit undenklichen Zeiten unverrückt bestehenden Anordnungen und Einrichtungen geprüft, hieran fester gehalten, als dem von seinem Standpunkt ausgehenden Unterhandelnden bei dem ersten Anblick dringlich schien, so kann dies wahrlich weder befremden noch mißstimmen; eher müßte das Gegentheil stattfinden. Einiges rührte auch daher, daß man in Rom von den gegenwärtigen republikanischen Einrichtungen nicht hinreichend tiefdringende Kenntniß besitzt; daß man in Beziehung auf St. Gallen die bestehende Parität, und wie deren Verhältnisse sowohl zu einander, als diejenigen der katholischen Kirche zu dem gemeinsamen Staat sich ausgebildet haben, nicht mit hinreichender Schärfe aufzufassen wußte.

Ist man in Rom seit einem Vierteljahrhundert bei dergleichen Verhandlungen behutsamer, vielleicht zäher geworden, so fällt die Schuld hievon nicht auf Rom, welches sich in allen,

während der letzten Pontificate abgeschlossenen Concordaten nachgiebig und loyal erwiesen hat, sondern sie fällt auf die weltliche Diplomatie, die zu Unredlichkeiten, auf die Staatsgewalten, welche zu willkürlicher Anwendung der eingegangenen Verträge dem irdisch machtlosen Rom gegenüber vollkommen berechtigt sich glaubten.

Es ist keine loyale Vollziehung von Verträgen, wenn in denselben Ausstattung der Bisthümer in liegenden Gründen verheißen wird, das Personale aber auf eine Besoldung angewiesen bleibt; wenn man Domcapitel einsetzen läßt, nachher aber hindert oder erschwert, daß sie stets vollzählig seien; wenn man es zugibt, daß durch die Bullen eine freie Bischofswahl binnen drei Monaten gefordert werde, hierauf die Vollziehung von einer zuvor eingeholten speciellen Erlaubniß abhängig macht; wenn den Capitularen der Domkirchen eigene Wohnungen zugesagt, diese aber nicht nach vollem Umfang der eingegangenen Verpflichtung ihnen eingeräumt werden; wenn man zu Errichtung von Seminarien, „die nach Vorschrift des tridentinischen Conciliums unter freier Leitung und Verwaltung des Bischofs stehen sollen," sich anheischig macht, dann aber die Seminarien entweder gar nicht errichtet, oder dem Bischof allen Einfluß auf dieselben entzieht, oder diesen auf wenige Aeußerlichkeiten beschränkt, in allem Wesentlichen sie der Staatsgewalt unterordnet; wenn man die angehenden Geistlichen zum Besuch von Anstalten zwingt, die außer jeder Berührung mit dem Oberhirten stehen und für die Lehre, welche sie pflanzen, ihm keinerlei Bürgschaft leisten; wenn man die Verpflichtung zu Errichtung von Emeriten-Häusern übernimmt, diese aber bloß auf dem Papier stehen läßt und nachher über Vollziehung nur in schnöden Ausflüchten hinwegschreitet; wenn man die Worte: „sollte etwa auf einem einzureichenden Verzeichniß von Candidaten zur Bischofswürde einer derselben dem Landesherrn minder angenehm sein, so ist er auszustreichen," dahin ausdeutet, daß entweder eine Wahl kaum mehr möglich wird, oder

die Frage, weßwegen der Ausgestrichene minder angenehm sei, unverkennbar zu seinen Gunsten lauten müßte, dieweil seine Individualität zu Leitung des Bisthums im wahren Sinne der Kirche die befriedigendste Bürgschaft gäbe; wenn dem Bischof die volle bischöfliche Gerichtsbarkeit in Gemäßheit der Kirchengesetze und der gegenwärtig bestehenden kirchlichen Uebung zugesichert, diese aber factisch einem aus geschmeidigen Creaturen zusammengesetzten Kirchenrath unter Commando eines Ministers des Polizei-Kirchen- und Eisenbahnwesens zugewiesen wird; wenn man durch das ganze Verfahren mit der Kirche den unzweideutigen Beweis gibt, daß man den heiligen Stuhl nur noch nicht gänzlich beseitigter Vortheile wegen als berechtigte Autorität anerkennen, im Grund aber kraft eigener Machtvollkommenheit zu handeln gesonnen sei. Würde ein Privatmann in Vollziehung eingegangener Verträge derartige Redlichkeit an den Tag legen, er könnte dem doppelten Urtheil, demjenigen der Gerichte und demjenigen der öffentlichen Meinung schwerlich entgehen. Aber mit Rom glaubt man sich schon befugt, zu unterhandeln, das Eingegangene auf sich beruhen zu lassen, und nachher in Blättern und Flugschriften auszukünden: vor der Curia müsse man sich in Acht nehmen, man finde in ihr keine Geradsinnigkeit, dürfe sich darauf gefaßt machen, von ihr hintergangen zu werden.

Wäre es zuletzt nicht loyaler, zu erklären: wir schließen keine Verträge über die kirchlichen Verhältnisse mit Rom, wir ordnen dieselben nach unserer bloßen Willkür; als mit solchen Verträgen in der Hand und einer ihnen entweder nur wenig entsprechenden oder geradezu widersprechenden Verfahrungsweise im Sinn, die redlichen Katholiken zusammt dem heiligen Stuhl zu täuschen; jenen vorzugeben, wir handeln ja nur in Uebereinstimmung mit diesem, diesem aber das Nachsehen zu lassen, getröstet durch den Gedanken, es fehle ihm an allen Mitteln, um auf eine redliche Vollziehung der Verträge mit wirksamem Nachdruck zu dringen?

Was erlaubte sich in dieser Beziehung der erste und letzte König der Niederlande? Nachdem er, aller Einsprachen der Bischöfe und Roms ungeachtet, sein philosophisches Collegium zu Dekatholisirung Belgiens eröffnet, fand er für seinen Wunsch zu Abschließung eines Concordates bei Leo XII dennoch bereitwilliges Entgegenkommen. Dasselbe wurde zwischen dem vorigen Papst, damaligen Cardinal Capellari und dem Grafen von Celles am 27. August 1827 unter Vorbehalt der Ratification binnen 60 Tagen abgeschlossen. Aber der König, den Einflüsterungen der Freimaurer das Ohr leihend, verweigerte nicht nur die Vollziehung, sondern seine Rathgeber glaubten selbst auf den eigenen Ruf, dieweil es ja nur eine kirchliche Angelegenheit betreffe, so wenig Rücksicht nehmen zu müssen, daß ein Rundschreiben der Regierung gar kein Hehl daraus machte, es habe mit dem Concordat bloß ein Spiel sollen getrieben werden.

Zur Genüge ist jene tückische Diplomatie bekannt, die einst dem heiligen Vater in Gegenwart von Personen des Landes, dem der right honourable Diplomate angehörte, die Bemerkung abnöthigte: er wisse wohl, daß ein solcher nicht alle seine Gedanken stets auf der Zunge haben dürfe; aber durch den Widerspruch glatter Worte mit entgegengesetzten Absichten das Oberhaupt der Kirche und alle Cardinäle hintergehen zu wollen, das schreite über die kluge Gewandtheit hinaus. Mochte im Vertrauen auf sein angelegtes Spiel der Diplomat seinen Landesherrn anreizen, der vollen Willkür gegen die Kirche den Lauf zu lassen: „denn er habe den Papst in der Tasche," so zeigte es sich bald, „daß die Tasche ein Loch hatte," wie einst in Anwandlung heiterer Laune der Papst selbst einem meiner Bekannten bemerkte.

Meine Unterhandlungen bewiesen mir auf das Ueberzeugendste, daß in Rom Offenheit Offenheit, redlicher Wille redlichen Willen finde. Jemand, dem über dergleichen Angelegenheiten ein Urtheil zukommt, der vormalige preußische

Staatskanzler Fürst Hardenberg, hat hierüber ein um so parteiloseres Zeugniß gegeben, da er gewiß nicht geneigt war, Rom seinem Monarchen gegenüber mehr einzuräumen, als er unvermeidlich mußte. Die Nothwendigkeit, mit dem heiligen Stuhl über die Stellung der katholischen Kirche in den preußischen Gebieten sich endlich zu verständigen, bewog den König, seinen Kanzler nach Rom zu senden, worauf man sich in acht Tagen über die Grundzüge eines Concordates geeinigt hatte. Nach seiner Rückkehr äußerte sich der Fürst in Bezug auf die bei jener Gelegenheit gemachten Erfahrungen: „nie habe er einen Hof gefunden, mit welchem leichter zu unterhandeln sei, als den Römischen; aber Eines müsse man mitbringen, redliche Gesinnung; ohne solche werde man in Rom nicht fertig."

Der Prälat, an welchen der Cardinal-Staatssecretär mich wies, machte mir Ausstellungen über acht Punkte, wovon weitaus die meisten im Interesse des herzustellenden Bisthums waren, nur ein paar, welche die Rechte des kirchlichen Primats berührten. Unter jenen befand sich z. B. der gehässige Beisatz zum Eid des Bischofs, welcher zwar wohl der Bulle für die Herstellung des Bisthums Basel entnommen war, lautet: „Sollte ich je Kunde erhalten von einem dem Staat nachtheiligen Anschlage, sei es in meiner Diöcese oder anderswo, so werde ich die Regierung davon in Kenntniß setzen." Kein Privatmann, und derjenige, welcher in dem Eid die höchste moralische Verpflichtung anerkennt, am allerwenigsten, würde jemals einen solchen Eid sich zumuthen lassen. Aber von einem Bischof soll in eidlichem Angelöbniß gefordert werden, was man von jedem rechtlichen Mann mit voller Zuversicht erwarten dürfte! Wer sich der Vorstellung, in einem jeden Bischof einen Schleicher, einen Förderer der Ruhestörung, einen Staatsfeind erblicken zu sollen, überheben kann, der wird gestehen müssen, daß in dem Begehren eines solchen Eides ein offizieller Zweifel an dem moralischen Werth desjenigen ausgesprochen sei, dem derselbe auferlegt werden soll.

Wenn man so an Allen herumnergeln will, geben etwa alle Staatsgewalten unserer Tage so zweifellose Beweise von reinem Wohlwollen gegen die Kirche, von einem loyalen Verfahren gegen dieselbe, von ehrlicher Anerkennung ihrer Rechte, daß man zuletzt nicht noch weit größere Gefahren für denjenigen herauscalculieren könnte, welcher einen solchen Eid zu leisten hätte? Es ist noch in frischem Andenken, wie im Canton Aargau Ehrenmänner einzig deßwegen, weil sie in einer wichtigen Angelegenheit ihren Diöcesanbischof um Rath gefragt hatten, einer Criminal-Untersuchung und jedenfalls einer criminellern Behandlung unterworfen wurden, als solche, die an eine fremde Macht sich gewendet hätten. Es gellt noch in unsern Ohren, wie noch weit mehr das Oberhaupt der Kirche bei jeder Veranlassung eine fremde Macht genannt wurde. Wie nun, wenn schreiende Bedrückungen der Katholiken dieses Oberhaupt in einem Laude nöthigen würden, hiegegen seine Stimme zu erheben, wenn dann sogar der Bischof hierum wüßte, und es fiele irgend einem Rathsherrn ein, dieses nach den Grundsätzen seines Staatskirchenrechtes „als verdächtige Verbindung, welche die öffentliche Ruhe gefährden könnte," auszuschreien und durch zeitgemäßes Lärmschlagen die Massen in erforderliche Bewegung zu bringen, wo fände der Bischof Bürgschaft, daß er nicht in kurzem Wort als eidbrüchig erklärt und demgemäß behandelt würde?

Es vergiengen nach den Verhandlungen nur wenige Tage, bis ich Nachricht erhielt: der heilige Vater sei geneigt, vier Punkte, die der erhobenen Einwendungen wegen unerörtert geblieben waren, in Gemäßheit der Bestimmungen des Entwurfes anzunehmen, die erhobenen Bedenklichkeiten mithin fallen zu lassen. Und dieß waren gerade diejenigen, welche die Rechte des Primats vorzüglich berührten, worüber also dem landläufigen Geschwätze zufolge Nachgiebigkeit am wenigsten hätte erwartet werden sollen. Die andern, über die man sich noch Verständigung vorbehielt, bezogen sich insgesammt auf das Bis-

thum selbst, auf die erforderliche Stellung und Wirksamkeit des Bischofs, auf mögliche Bürgschaft, durch ein würdiges und wohlgesinntes Capitel der Erwählung eines solchen Oberhirten für alle Zukunft versichert sein zu können. Eine andere, ebenfalls einzig in der redlichsten Fürsorge um die St. Gallische Kirche gestellte Forderung, diejenige nämlich von Verwaltung der erforderlichen Ausstattung durch den Bischof selbst, wurde am längsten und beharrlichsten festgehalten; es bedurfte aber nachher bloß einer klaren Auseinandersetzung der obwaltenden Verhältnisse und einer genügenden Beleuchtung des wirklichen Thatbestandes, um auch diese Einwendung ohne Mühe zu besiegen.

Eines noch darf nicht übersehen werden: daß nämlich Rom der Natur und des Gegenstandes der Unterhandlungen wegen, in welches es in der Regel mit den weltlichen Staaten zu treten hat, stets in minder günstiger Stellung sich befindet, als diese ihm, jedenfalls als dieselben einander gegenüber. Die Unterhandlungen zwischen weltlichen Gewalten betreffen immer materielle Interessen. Auch der kleinste souveräne Staat, wäre er von einem zehnmal größern lange Zeit hingehalten worden, könnte er sich überzeugen, daß dieser ihn zu beeinträchtigen, zu täuschen sich bestrebe, kann am Ende füglich den Faden abreißen, kurz er kann gegen den unterhandelnden Theil auf vollkommen gleichen Fuß sich stellen und darf dabei immer der Billigung durch die öffentliche Meinung sicher sein. Nicht so Rom bei Unterhandlungen, die mit ihm, als dem Mittelpunkt der Kirche, angeknüpft werden wollen. Hier handelt es sich nicht um materielle Interessen, sondern um die seiner Obhut und Leitung anvertraute Kirche und um diejenigen, welche deren Glieder sind. Der Papst tritt hier gewissermaßen in die Eigenschaft eines Seelsorgers ein. Wie dieser auch den verstocktesten Sünder, der seine Ermahnungen verschmäht, doch nicht aufgeben darf, ebenso darf auch Rom Unterhandlungen zum Besten der Kirche selbst dann nicht von der Hand weisen, wenn es

voraussehen kann, daß sie nicht zum Ziele führen werden; es darf dieselben niemals abbrechen, wenn ihm auch die Unnachgiebigkeit noch so hell einleuchtet; es muß seiner noch so wohl begründeten Empfindlichkeit Schweigen auferlegen; es muß auch dann wieder sich geneigt finden lassen, wenn fruchtlose Versuche noch so oft gemacht worden sind, wenn Anträge kommen, von deren Unzulässigkeit es auf den ersten Anblick sich überzeugt halten kann, ja dann selbst, wenn es mit Beweisen aufzutreten vermöchte, daß es hintergangen, daß gemachte Zusagen nicht seien gehalten worden. Könnte man es über sich gewinnen, an diesem Gesichtspunkt festzuhalten, gewiß würden oftmals richtigere und billigere Urtheile gefällt werden, als wie sie dem blinden Vorurtheil und dem wegwerfenden Uebermuth geläufig sind, und man würde der Perfidie entsagen müssen, Roms Obsorge um das Gedeihen, die Rechte und die Freiheit der Kirche mit Interessen nach dem gemeinen und untergeordneten Begriffe dieses Wortes gleichbedeutend zu nehmen.

Ich darf wohl gestehen, daß ich zu diesen Bemerkungen mitunter auch dadurch veranlaßt worden bin, daß ich nirgends einer Rückerinnerung an das Jahr 1833 begegnete, wo ein bloß zehn Jahre vorher abgeschlossener Vertrag in St. Gallen eben so willkürlich als einseitig umgestoßen wurde. Ich bin fest überzeugt, daß eine weltliche Macht, gegen die man sich etwas dieser Art und in gleich schnöder Form erlaubt hätte, nachher zu neuen Unterhandlungen über den nämlichen Gegenstand schwerlich so geneigt sich würde erwiesen haben.

Neben dem Bemerkten treten noch zwei Hemmnisse entgegen, welche Roms Stellung bei Unterhandlungen, zumal mit protestantischen weltlichen Gewalten erschweren, die eine aus Irrthum und Unkenntniß, die andere aus üblem Willen hervorgehend. Man denkt sich den Papst in seiner Beziehung zu der Kirche unumschränkter, als er es in der That ist und sein kann. Die Gesetze, die Einrichtungen, die Gewohnheiten

der Kirche können durch ihn um so weniger umgangen oder aufgegeben werden, je unzertrennlicher in deren Wesen dieselben verflochten sind. Nichts ist leichter als in die Meinung sich festzurennen, es hänge ganz von dem Willen des Papstes ab, in dieses oder jenes Begehren einzuwilligen, und dann, wenn dieses nicht geschieht, über Unnachgiebigkeit oder über eigensinniges Festhalten an veralterten Formen zu klagen. Findet man es ganz natürlich, daß ein Monarch bei Unterhandlungen die Grundgesetze seines Reiches nicht in allzuweitgehender Nachgiebigkeit gegen einen andern zum Opfer bringe, so sollte man billig genug sein, anerkennen zu wollen, daß auch die Kirche ihre unwandelbaren und in jeder Weise geheiligten Grundgesetze habe, und daß es weit leichter sei, von Rom manches zu begehren, als für dieses, in das Begehrte einzuwilligen, ohne seine Verpflichtungen gegen die allgemeine Kirche und den in irgend ein Land sich erstreckenden Zweig derselben aus den Augen zu setzen.

Hieran knüpft sich dann noch die Leichtigkeit, mit der jede weltliche Macht aus allen vorangegangenen Verträgen anderer mit Rom die gemachten Zugeständnisse ohne Berücksichtigung der Veranlassung zusammentragen und dieselben, unter steter Berufung, daß dieses da und jenes dort sei eingeräumt worden und jedes Kind an das Wohlwollen der Mutter gleiche Ansprüche habe, gehäuft in Vorschlag bringen kann.

Noch schwieriger würde bei solchen Unterhandlungen Roms Stellung dadurch, wenn die Bevollmächtigten weltlicher Gewalten das Oberhaupt der Kirche bloß als ein unvermeidliches Ueberbleibsel einer Vergangenheit betrachten wollten, die weit hinter den Begriffen und den Bedürfnissen der jetzigen Zeit stehe; oder vielleicht als einen Gegner, welchem man, was nur immer möglich, entweder abtrotzen, und so dieß nicht gelinge, ablisten müsse. Es kann nicht schwer fallen, von der weiten Verbreitung einer so schmählichen Vorstellung sich zu überzeugen, um der Vermuthung Raum zu geben, auch die höchsten Regionen

dürften derselben nicht unzugänglich sein. Wie aber, wenn man ihrer sich nicht freihalten kann, wie läßt sich eine auf Offenheit, Redlichkeit, loyalen Sinn und geneigte Verständigung gegründete Unterhandlung erwarten?

Herr von Haller hat mir hiezu aus eigener Erfahrung die Bemerkung gemacht: „Die Treulosigkeit und die hochmüthige Verachtung in allen Unterhandlungen mit dem Oberhaupt der Kirche hat mich schon im Jahr 1817 höchst unangenehm berührt. Damals wurden wegen Organisation des Bisthums Basel zwei schweizerische Staatsmänner nach Rom gesendet. Sie hatten die abenteuerlichsten Instructionen erhalten, gegen welche ich vergeblich Widerspruch erhob. Würde aber der Papst in alle ihre Forderungen ohne Ausnahme eingewilligt haben, selbst dann würden sie damit nicht zufrieden gewesen sein, immer noch anguem sub herba vermuthet haben."

Dergleichen schiefe Urtheile sind zum Theil auch in dem vorliegenden Fall vorgekommen.

Fiel es schon damals schwer, während die Verhandlungen noch im Gang waren, eine triftige Widerlegung der Andeutung entgegenzustellen: daß es immer noch leichter sei, Verabkommnisse mit Fürsten zu schließen als mit Republiken, in denen halbjährlich die Personen und mit ihnen die geltenden Grundsätze, Ansichten und Bestrebungen wechselten, — so sollte dieselbe bald hernach ihre theilweise Rechtfertigung in der Wendung finden, welche der letzten Erörterung der zwischen den St. Gallischen Abgeordneten und der Nuntiatur verabredeten Uebereinkunft durch die gemischten Behörden wollte gegeben werden. Da warf, als es sich um deren Sanction handelte, eine größtentheils durch Legisten und Advocaten vertretene kirchenfeindliche Partei die Maske so weit ab, als nur immer thunlich war und griff zu allen denjenigen Mitteln, welche im Augenblick des bevorstehenden Entscheids folgreicher Fragen durch den Radicalismus seit einer langen Reihe von Jahren stets sind

angewendet worden: Aufregung der Gemüther durch allerlei Vorspiegelungen, durch wahrheitswidrige Berichte, selbst durch Petitionen, deren formelle Giltigkeit die Prüfung nicht immer würde bestanden haben.

Wir wollen keine Reorganisation der kirchlichen Angelegenheiten unseres Cantons, wir wollen die Fortdauer eines Provisoriums, weil unter einem solchen alle Bande weit eher sich lockern und hiedurch Gegenwart und Zukunft weit sicherer uns zufallen, — das durfte nicht offen gesagt werden; unschwer aber war zu durchschauen, daß unter andern Formen, durch erhobene Bedenklichkeiten, durch hineingeworfene Hindernisse doch nichts anderes sollte erzielt werden. Alle feindseligen Elemente, welche die Katholicität auch in diesem Ländchen in sich schließt, und die insgesammt (man kann auf diese constant erscheinende Verbrüderung nie genug aufmerksam machen) auf dem politischen Boden dem Radicalismus huldigten, schaarten sich daher zu einer geschlossenen Phalanx, um die Herstellung des Bisthums, wenn nicht zu vereiteln, so doch ins Ungewisse hinauszuschieben; dabei mochten sie mit Zuversicht auf spätern Succurs von den Protestanten zählen, für deren Mehrzahl solcherlei Stimmen unbegreiflicher Weise ein größeres Gewicht haben als diejenigen der treuen Kinder der Kirche; sie nennen dieselben Stimmen vorurtheilsfreier oder aufgeklärter Katholiken, indeß sie nur als Stimmen der nach dieser Seite vornehmlich gewendeten radicalen Zerstörungslust gelten können. Außerdem stoßen dergleichen Fragen, sobald auch Protestanten ein Wort dazu zu sprechen berechtigt sind, auf zwei hindernde Elemente — auf Furcht und Scheelsucht. Jene läßt die Protestanten in einer wohlgeordneten Gestaltung der Kirche unter ihrem Bischof allerlei Besorgnisse ahnen, und, wer weiß welche, Gespenster fürchten, diese wird wach durch den Gegensatz ihres formlosen, durchaus abhängigen Kirchenwesens, wobei der Gedanke auftauchen mag: was wir nicht bedürfen, sollte auch für andere nicht nothwendig sein.

Wie sehr auch alle Antecedentien seit bald dreißig Jahren durch Thatsachen sowohl als durch wiederholte Erklärungen, erst von Begründung, hierauf nach hastiger Beseitigung des endlich Begründeten, von Wiederherstellung eines eigenen Bisthums St. Gallen gesprochen hatten, jetzt sollte erst die Nothwendigkeit, ja sogar Zulässigkeit einer solchen Herstellung in Zweifel gezogen werden. Wie sehr dann dem oberflächlichsten Blick auf die allgemeinen politischen und kirchlichen Zustände der jetzigen Schweiz entweder die reine Unmöglichkeit, oder doch die kaum zu beseitigende Schwierigkeit des Anschlusses an das Bisthum Basel alsbald sich darthun mußte, es wurde auch diese mit Andringlichkeit angerathen, nur um die Sache endlos in's Schwankende hinauszuwerfen. Wie patzig auch sonst auf schweizerische Nationalität und unberührte Erhaltung derselben durch Fernehalten jederlei Einflusses von Außen gepocht wird, lieber unter das entfernte und deutsche Erzbisthum Freiburg unter Badenscher Staatshoheit hätte man sich gefügt, als aus einem winzigen Theil der Spolien der uralten Abtei, deren Herren sämmtliche jura quasi episcopalia einst geübt, das Bisthum des eigenen Cantons wieder erstehen zu sehen. In wie wildem Anfall man vor elf Jahren die Losreißung von Chur erstürmt und wie ungeberdig man dieselbe aufrecht erhalten, lieber mit Chur hätte man sich wieder verbunden, als den Oberhirten im eigenen Lande eingesetzt. Man vermochte bitterem Grimm darüber, daß die kirchlichen Verhältnisse wieder bleibend sollten geregelt werden, so wenig Einhalt zu thun, daß einer der Vordermänner sogar zu der höhnischen Erklärung sich verleiten ließ: auch er wolle ein Bisthum, aber Anschluß an ein anderes Bisthum, und dieses um so entlegener, desto lieber, am besten an ein amerikanisches.

Darauf wurde das in Vergleich zu den Stipulationen des Jahres 1823 verringerte Domcapitel angefochten. Aber wieder wußte man, daß das Oberhaupt der Kirche die Einsetzung eines Bischofs ohne Capitel eben so wenig genehm

halten, als die weltliche Gewalt in St. Gallen die Ernennung des Bischofs auf alle Zeiten dem heiligen Stuhl überlassen würde. Mithin auch hier nicht die offne Erklärung: wir wollen keine Herstellung einer geordneten kirchlichen Einrichtung; — dagegen diejenige: wir wollen dieselbe bloß unter solchen Bedingnissen, von denen wir zum voraus schon gewiß sind, daß sie nicht werden eingegangen werden! Um endlich gegen das herzustellende Bisthum den gewichtigsten, gemeinfaßlichsten und den großen Haufen am leichtesten zu gewinnenden Schlag zu führen, wurden die Armen vorgeschoben. Bei Aufhebung der reichen Abtei, hieß es, sei ein Theil ihres Gutes für sie bestimmt worden und pflichtgetreue Landesväter hätten weit eher die Armen zu bedenken, als Infel, Domherren und Capitelskreuze.

So erhob sich am 30. October des Jahrs 1844 im katholischen großen Rath mächtiger Kampf, zu welchem die Gegner des Bisthums alle ihre Streitkräfte aufboten, und alle ihre Waffen zusammenrafften, um die Frucht vierjähriger Unterhandlungen, die Hoffnung so Vieler, welche nach endlicher Festigung und Organisation der so schwer erschütterten und mannigfach zerrütteten Kirche ihres Cantons sich sehnten, wo möglich zu vereiteln und alles wieder für lange Zeit ins Ungewisse hinauszuwerfen. Aber wie sehr auch anfangs der Entscheid schwankte, der Sieg neigte sich bei diesem ersten Anprall zuletzt doch auf Seite derjenigen, welche für Herstellung des Bisthums eingestanden waren.

Indeß leuchtete noch für die andern Hoffnung erfleclicher Verstärkung von Seite der Protestanten bei der bevorstehenden Erörterung in dem allgemeinen großen Rath, welcher als oberste Landesbehörde der Uebereinkunft seine Sanction zu ertheilen hatte. Jenen aber darf es zur Ehre nachgesagt werden, daß sie nicht sowohl dem laut ausgesprochenen Wunsch der eminenten Majorität ihrer katholischen Mitbürger durch verdächtige Allianz mit einer betriebsamen Minderzahl unter diesen

Hindernisse in den Weg legen, sondern einzig auf Zurückweisung einiger Punkte, welche entweder mit den sogenannten Staatsrechten oder mit dermaliger St. Gallischer Gesetzgebung nicht in völligem Einklang standen, sich beschränkten. War auch eine weitere Verhandlung zu nachträglicher Erzielung von vier herausgehobenen Punkten Folge jener Bestrebungen, so konnten dieselben doch nicht so weit führen, um eine Verwerfung des Concordats selbst zu erzielen.

Die Unterhandlungen wurden ein Jahr später zu Rom neuerdings eröffnet. Der hiemit Beauftragte, Administrationsraths-Präsident Gmür, war keine vierzehn Tage vor mir dort eingetroffen; und da wir zusammenwohnten, so war ich von dem Gang derselben immer auf's genaueste unterrichtet, hatte auch Gelegenheit, über die wesentlichsten Gegenstände derselben meine Ansichten ihm mitzutheilen. Es ist wahr, es kostete jetzt mehr Mühe, zu dem erwünschten Resultat zu gelangen, als das Jahr vorher. Aber wer trägt daran die Schuld: Rom oder die weltliche Gewalt in St. Gallen? Durfte man es jenem verargen, wenn es über der Erfahrung, daß selbst die am weitesten gehende Nachgiebigkeit nur das Begehren von noch größerer, ja bis zum Unmöglichen zur Folge habe; wenn es in Besorgniß, auch jetzt wieder möchte der Radicalismus mit ihm das gewohnte Spiel treiben und das Bestreben gleich wie die Hoffnung der aufrichtigen Katholiken in Täuschung verwandeln, zurückhaltender sich zeigte, selbst in der Wahl auch einzelner Ausdrücke die größte Vorsicht anwendete? Schritt der Gang der Unterhandlung diesmal etwas langsamer und mühsamer voran, so war nicht Rom schwieriger geworden, sondern die zähen Gegner des Bisthums hatten durch ihre illoyale Krittelei dasselbe schwieriger gemacht.

Bei allem hier Bemerkten kann ich mich übrigens auf eine Autorität berufen, welcher Einsicht und Unparteilichkeit, gewonnen durch den Schatz vieljähriger Erfahrungen, Niemand absprechen wird, — auf den Ritter Artaud von Montor in sei-

nen Lebensgeschichten Pius VII und Leo XII, der während langer diplomatischer Laufbahn zu ähnlichem Zeugniß sich veranlaßt fand.

Man macht sich in Deutschland eine seltsame Vorstellung von dem Leben der Cardinäle. Selbst diejenigen, welche nicht absichtlich alle kirchlichen Institutionen in ein gehässiges Licht stellen und über die kirchlichen Personen recht viel Herabwürdigendes zu verbreiten sich bestreben; wie viel mehr dann noch die Unzahl solcher, welche durch dergleichen, sobald es nur recht oft und keck wiederholt wird, leicht sich berücken lassen und es der Mühe nicht werth erachten, wahrheitsgemäße Aufschlüsse sich zu verschaffen, halten das Leben eines Cardinals für ein höchst gemächliches, welches unter leichter Beschäftigung, Liebhabereien, Zeitvertreib, gesellschaftlichem Umgang, unterbrochen durch den zwischeneintretenden Pomp kirchlicher Functionen in aller Behaglichkeit dahinrinne. Es ist wahr, es hat eine Zeit gegeben, in welcher einzelne Cardinäle durch ihren Reichthum, ihre Macht, ihr Auftreten, durch Zahl und Glanz ihres Gefolges, durch die Ueppigkeit ihres Lebens, die Pracht ihrer Feste, durch politischen Einfluß, wohl auch durch Intriguen sich zum Mittelpunkt von Rom in der einen oder andern Weise gemacht, die Aufmerksamkeit nicht allein der ewigen Stadt, sondern der ganzen christlichen Welt auf sich gezogen haben. Das ist längst anders geworden, und es sind nicht mehr die Aeußerlichkeiten, welche diesen Kirchenfürsten ihren hohen Rang anweisen, sondern die wirklichen Vorzüge treuer Pflichterfüllung, vielfacher Thätigkeit, strenger Zurückgezogenheit und einer nicht zur Schau getragenen Frömmigkeit.

Allerdings nehmen die Cardinäle in der gesellschaftlichen Rangordnung die oberste Stelle ein, aber unzertrennlich hievon sind ihnen äußere Formen vorgeschrieben, in die wohl von denjenigen, die so eilfertig über alles absprechen, keiner gerne sich

fügen, oder so dieses geschähe, in denselben so besonders behaglich nicht sich finden würde. Wer da meinen wollte, die Lebensweise eines Cardinals böte auch nur so vielerlei Annehmlichkeiten, wie diejenige eines begüterten und geschäftsfreien Privatmannes in einer großen Stadt, der würde sehr irren. Der Anforderungen, der manchartigen Obliegenheiten sind viele, der Erholungen nur wenige, und diese sehr beschränkt; der Tag der meisten, vielleicht aller dieser obersten Kirchenfürsten verläuft größtentheils unter Pflichterfüllung und Geschäften.

Hat der Cardinal des Morgens den priesterlichen Anforderungen Genüge gethan, so warten seiner, als Präfect oder als Mitglied einer, meist aber mehrerer Congregationen, die Obliegenheiten derselben, sei es nun in Sitzungen oder in Bearbeitung von Vorträgen oder in Durchlesung von Acten oder in Conferenzen mit dem heiligen Vater oder in Audienzen an mancherlei Personen, welche letztere viele Zeit auch für solche in Anspruch nehmen, die nicht gerade Geschäfte halber sich anmelden lassen. Als hochgestellte, weitbekannte, vermöge ihrer Laufbahn in ausgedehnten Verbindungen stehende Männer haben sie alle Unbequemlichkeiten, welche an einen erworbenen Namen sich knüpfen in ungleich größerem Maße zu tragen als hundert andere. Dazu flechten sich durch das ganze Jahr die vielen Feste der Basiliken oder so mancher der vorzüglichsten Kirchen Roms.

Der spätere Abend ist wieder Geschäften oder priesterlichen Pflichten, etwa auch einem freundschaftlichen Besuche gewidmet. Vor dem Schlafengehen werden die Hausgenossen vereinigt, um gemeinschaftlich mit ihnen in der Hauscapelle den Rosenkranz zu beten. Ich selbst habe zu Fermo bei dem Cardinal-Erzbischof dieser Andacht, als einer zu der Hausordnung gehörenden, beigewohnt.

Zwar ist ihnen in Hausgeistlichen, Dienerschaft, Pferden, Wagen, Wohnung ein gewisses, ihrem Rang und ihrer gemeinschaftlichen Stellung angemessenes Gepränge vorgeschrieben und

dennoch dieses wieder beschränkt. So darf kein Cardinal seinen Wagen mit mehr als zwei und mit keinen andern als mit schwarzen Pferden bespannen lassen; die rothen Federbüsche (Fiocchi) derselben sind das ausschließliche Merkmal der Cardinals-Equipagen. Die einzige Erholung der Mitglieder des heiligen Collegiums besteht des Abends in einer Fahrt vor die Stadtthore, wo ihnen einige Bewegung im Freien und zu Fuß gegönnt ist. Doch verbietet die Sitte jede Fahrt in offenem Wagen.

Man hört von keinen Gastmälern, welche von den Cardinälen gegeben werden. Wird ein Fremder etwa zu Tisch gebeten, so findet er anständige Einfachheit, welche von derjenigen eines gewöhnlichen Privatmannes sich nicht unterscheidet. Ich habe nichts davon vernommen, daß die Cardinäle Gesellschaft gäben, und traf ich je einen an drittem Orte in solcher, so war er gewiß der erste, der sich zurückzog.

Wer überhaupt je mit Geistlichen höhern Ranges, welche neben den priesterlichen Obliegenheiten zugleich bei den allgemeinen Angelegenheiten der Kirche bethätigt sind, in nähere Berührung gekommen ist, der mußte durch dieselben angezogen sich fühlen. Insgemein durchdringen sich bei ihnen der diplomatische und der priesterliche Charakter auf eine Weise, daß der eine dem andern zur aufhöhenden Unterlage dient. Die Feinheit des Geschäftsmannes, in der edlern Bedeutung des Wortes, die priesterliche Würde, gepaart mit der sie begleitenden Milde; die sorgfältige Jugendbildung, welche einzelne mit einem Reichthum von Gelehrsamkeit, alle mit vielfachen Kenntnissen, mit Liebe zu den Wissenschaften und zu geistiger Beschäftigung ausstattet; der sichere Tact im Umgange; die italienische Anmuth, dieses alles vereinigt, verleiht den Geschäftsmännern der Kirche ein Gepräge, dessen einzelne Theile schon hinreichen, um dem Verkehr mit einem Manne hohe Anziehungskraft zu ertheilen, in solcher glücklichen Mischung aber diesen, so zu sagen, in eine Atmosphäre verwandelt, in welcher man stets angenehm und

behaglich sich fühlt. Und es ist dieß bei weitem nicht eine bloß persönliche Ansicht, sondern mehr als einer meiner Freunde, welcher jemals in dergleichen Beziehungen gekommen war, hat unaufgefordert und in zufälliger Veranlassung an den verschiedensten Orten dergleichen Geständnisse in Bestätigung der eigenen Erfahrung mir gemacht.

Schon am ersten Tage meines Aufenthalts in Rom stattete ich dem P. General der Jesuiten, dem ich durch den P. Rector zu Schwyz empfohlen worden, einen Besuch ab.

Meine Achtung und Zuneigung für die Gesellschaft ist wieder aus keinerlei persönlicher Berührung, sondern einzig aus Würdigung der Zeitereignisse, des Weltganges und der gegenwärtigen Zustände, aus Studium und Nachdenken hervorgegangen. Es war im Herbst 1843, daß ich den ersten Jesuiten und zwar bloß als flüchtige Erscheinung sah und sprach. Aber über die Leistungen der Väter an den ihnen anvertrauten Jünglingen hatte ich von verschiedenen Seiten die unverdächtigsten, aus Erfahrung und Beobachtung geschöpften Zeugnisse öfters vernommen. Jedoch selbst diese wurden mir erst dann zu Theil, nachdem meine Meinung über die Gesellschaft längst sich festgestellt hatte; sie konnten daher keineswegs eine leitende oder bestimmende, sondern bloß eine bekräftigende Wirkung haben. Mein Urtheil über diese kirchliche Institution gründete sich auf drei Fundamente:

1. Auf Würdigung der Personen und der Beweggründe, durch die seiner Zeit ihre Unterdrückung veranlaßt, der Mittel, wodurch sie erzielt, und der Formen, unter denen sie bewerkstelligt worden;
2. auf die merkwürdigen Umstände ihrer Erhaltung und Wiederherstellung;
3. auf die Würdigung endlich, sowohl ihrer erbittersten Widersacher, als auch der diametralen Gegensätze gegen sie.

Zu diesem gesellt sich dann noch ein angeborner, unwiderstehlicher Trieb, ungerecht Verfolgter, gewaltthätig Unterdrückter, grundlos Gehaßter, so weit immer die Kräfte reichen, mich anzunehmen. Das Czarische Einstürmen auf die Kleidung der Juden würde an mir den gleichen Lobredner finden, wie das aargauische Einbrechen in das Klostergut.

Der Leser muß es mir schon zu gut halten, wenn das bloße Wort Jesuit mit so vielen Zeitgenossen auch mich veranlaßt, meinen Gedanken über die Gesellschaft, nunmehr lebendiger geworden durch persönliche Berührung und mancherlei wohlthuende Erinnerungen, gegenwärtig den Lauf ungehemmter zu lassen, als es nur vor kurzer Zeit noch geschehen wäre; vielleicht sogar das Maß zu überschreiten, welches in Mittheilung von Erlebnissen und eigenen Wahrnehmungen einem solchen Gegenstand unausweichlich vorgezeichnet sein sollte. Aber der Mensch bleibt immer in Etwas das Kind seiner Zeit und das Product seiner Umgebungen. Nun kann Jedermann, zur Genüge wissen, daß seit zwei Jahren die Jesuiten das große Wort sind, mit welchem man in der Schweiz auf sein Lager sich niederlegt, auf demselben sich dehnt und von demselben sich wieder erhebt; die bewegende Kraft, mit der man in den großen Rath trabt, um sein Licht leuchten und in die Fuselkneipe schleudert, um seinen Tabacksqualm von sich zu lassen; daß der Schall: Jesuiten, zur Frage geworden ist, welche alle Geister in den Casino's und Harmonien, in den Gesellschaften des zeitgemäßen Frohsinnes und der schweizerischen Eintracht, so wie auf den Herbergen und Wachtstuben zu Betrachtungen, Erörterungen und Prophezeihungen stimulirt; welcher der Gegenstand, auf Volksversammlungen bebrüllt, auf Kanzeln „angezogen," in den Schulen erörtert wird; welcher Furcht und Entsetzen, Schauer und Beben, zähnefletschenden Ingrimm und tobsüchtige Belehrungswuth hervorgerufen; welcher die Stammelnden in Redner, die Besitzer des Conversations-Lexikons in Grundgelehrte und die Kurzsichtigen in Hellsehende umwandelt. Was

Wunder daher, daß ein solcher, von einer Landesgränze zur andern ergehender und alle Geschlechter, Alter, Stände, Lebensverhältnisse und Individuen ergreifender Rumor auch mich erfaßte, und nun veranlaßt, den tausend und tausend Stimmen, welche im Unisono über die Jesuiten laut werden, auch die meinige beizufügen; freilich die im Lande der Freiheit etwas gefährliche und bei dem lauten Gejauchz von Freiheit etwas mißfällige Freiheit in Anspruch nehmend, über das Thema einige Variationen mir erlauben zu dürfen.

Beginnen wir mit Erörterung der Beweggründe jener urplötzlichen und scheinbar auf alle Zeiten dauernden Vernichtung einer so weitverbreiteten, so ansehnlichen und in so viel verzweigter Wirksamkeit stehenden Gesellschaft, so finden wir die Gesammtheit dieser Gründe durch die Hauptpersonen vertheilt, im Einzelnen durch jede derselben gesondert vertreten, dabei aber ein so auffallendes Zusammenwirken, daß der Ueberblick über diese Gründe, verbunden mit einer parteilosen Prüfung der angewandten Mittel und der Weise, wie das Beschlossene vollzogen worden, jedes unbestochene Rechtsgefühl zum Besten der gewaltthätig Verfolgten in Anspruch nehmen muß. Despotie, Unsittlichkeit, Lüge, Habsucht und Religionshaß hatten gleichsam ihre Vollgewaltiger zu Vernichtung des Ordens in einen Minister-Congreß vereinigt. — In Portugal war sie die That eines verschlagenen, grausamen, vor keinem Mittel zurückschaudernden Königsdiener, der mit sultanischer Gewalt auf das Land drückte und mit geschmeidiger Rückengelenkigkeit seine Schlingen immer enger um den schwachen Fürsten zog. Dem grundlosen Vorwurf, in Brasilien die Stiftung eines ähnlichen Reiches wie in Paraguay beabsichtigt zu haben, der Anschuldigung: die Gesellschaft wäre von ihren heiligen und frommen Satzungen durchaus abgefallen, welche durch die

Spiegelfechterei einer zehntägigen Untersuchung zu überzeugender Gewißheit sollte erhoben werden, folgte am 13. Januar 1759 das empörende Mordwerk an den Ufern des Tajo. Aber die Asche des Blutgerüstes, auf dem dasselbe durcharbeitet worden, wird hier zur kräftigen Schutzrede für die mit ähnlicher Wuth verfolgte Gesellschaft, gegen welche aus dem ganzen Reich nicht ein einziger Ankläger sich auftreiben ließ. — In Frankreich hatte die wider jede außer ihr stehende Autorität sich auflehnende Legistenzunft die Gesellschaft seit deren Erscheinen in dem Königreich bitter gehaßt und bei jeder Gelegenheit verfolgt; später eine, die kirchliche Ordnung durch versteckte Mittel lähmende Secte derselben enge sich angeschlossen; beide sodann mit der in offener Gottesverachtung immer kecker sich spreizenden Literatur schweigend eine Brüderschaft geschlossen, deren der aufgestachelte Haß einer Buhlerin, in enger Verbindung mit der Leichtfertigkeit eines obersten Geschäftsführers der königlichen Angelegenheiten, vergnüglich sich bedienen mochte, um einen kirchlichen Organismus zu verderben, dessen einflußreiche Mitglieder die ernstesten Vorschriften der Religion nicht zum Spielball gebieterischen Begehrens der Unsittlichkeit herabwürdigen wollten. — In Spanien sind es Minister, welche die unbegränzte Allbefugniß des einen mit der behaglichen Religionsverachtung (damals Philosophie genannt) des andern ihrer Zeit- und Standesgenossen in jenen beiden Reichen in sich verbanden, um den gewaltigen Streich mit aller wilden Brutalität der schrankenlosesten Autokratie zu vollführen. — In Neapel ward die Eifersucht eines gallsüchtigen Advocaten durch Haß gegen geistliches Ansehen gestachelt, das Verderben zuerst über diejenigen zu wälzen, in deren Einfluß er die vornehmste Stütze desselben erblickte. — Und ob kein Fürst dem Erwerb der Besitzungen des Ordens jede andere Rücksicht untergeordnet und darin ein ebenso gewichtiges Motiv gefunden habe, als andere in ihrem Haß, darüber gäbe ebenfalls die Geschichte genügende Auskunft. Selbst Voltaire nannte das Verfahren Portugals

„eine Verbrüderung des Uebermaßes des Lächerlichen mit dem Uebermaß des Grauenvollen.“

Oder sollten etwa die beispiellosen Qualen (grauenvoller, weil länger dauernd als alle, denen ein Glaubensbote bei den wildesten Heidenstämmen entgegengehen konnte), welche Pombal über zehntausend Unverhörte in seinem schäumenden Groll erst hergewälzt, hierauf in seiner menschenverachtenden Sorglosigkeit bis zum Entsetzlichen andauern lassen, die Stelle von Beweisen vertreten? Dann wahrlich gäbe es ebenfalls keinen zwingendern Beweis dafür, daß zu Nero's Zeit die Christen Rom in Brand gesteckt hätten, als das nachmalige Verbrennen derselben! — Hören wir neben allen jenen moralisch vernichtenden Anschwärzungen, neben diesen physisch lähmenden Gewaltthaten, diesen empörenden Wüthereien, nachdem schon mehr als zwanzig Jahre darüber hingeschwunden waren, die Stimme des 81jährigen ehemaligen Assistenten der portugiesischen Provinzen, Johann Guzman's! Er, „im Begriff, vor dem ernsten Richterstuhl der göttlichen Gerechtigkeit zu erscheinen,“ bezeugt dem König, daß mehr als sechshundert seiner Unterthanen, der unglückliche Rest so zahlreicher Glieder der Gesellschaft in seinen Staaten, jetzt noch „von Kummer darniedergebeugt seien, sich solcher Anschläge und Verbrechen beklagt zu wissen, vor welchen selbst die Barbaren zurückschaudern würden.“ „Sie beweinen,“ sagte er, „sich insgesammt als verurtheilt ansehen zu müssen, ohne vor Gericht geladen, verhört worden zu sein; ohne Gelegenheit gehabt zu haben, zu ihrer Vertheidigung auch nur einen einzigen Grund anführen zu können.“ Er selbst,“ fährt er fort, „viele Jahre an eine Stelle gesetzt, an der er die unmittelbarste Kenntniß der Sache habe gewinnen können, er sei bereit, auf die rechtsgiltigste und feierlichste Weise die Unschuld des ganzen Körpers sammt den Häuptern seiner Assistenz zu bezeugen und bekräftigen: daß beide der Verbrechen, deren sie beschuldigt würden, in keinerlei Weise schuldig wären. Er und alle Landesverwiesene verpflichten sich insgesammt, noch härtern Strafen,

als die bisher erduldeten, sich zu unterwerfen, wenn nur ein einziges der betreffenden Individuen des mindesten Verbrechens wider den Staat könne überführt werden."

Ist es möglich, daß das schuldbewußte Gewissen, unter verdienter Strafe stehend, ein solches Anerbieten noch machen dürfe? Ist es denkbar, daß es vor dem offen stehenden Grab, vor dem Uebergang in die Ewigkeit eine solche Sprache führen könne?. Ja? werden sie rufen, die Häuptlinge der Hetze wider die Jesuiten, ja! eine solche Lügenstimme an der Grabespforte ist nicht nur denkbar, sondern sie ist durchaus nicht anders denkbar, denn dieser Guzman war ein Jesuite und das Wort Jesuite begreift alles Infernale in sich, was nur immer in einer Menschengestalt sich zu verkörpern vermag. Die sogenannten Gemäßigten dagegen werden lispeln: es ist nur Schade, daß der so Sprechende Anwalt in eigener Sache ist (als ob Pombal und seine Genossen es nicht noch weit mehr und dazu noch ohne die mindeste moralische Garantie wären), und die Parteilosigkeit dieses Zeugniß nicht als ein gültiges annehmen kann. Gewiß aber, würde Kain auftreten, um wegen seines Brudermords sich zu rechtfertigen, würde Judas wieder erscheinen, um über seinen Verrath durch Vernunftgründe zu erklären, dann würde das Zartgefühl jener gesammten Phalanx sich sträuben, dergleichen Ehrenmänner ungehört von sich zu weisen. P. Guzman aber ist ein Jesuite, was bedarfs weiter Zeugniß?

In Madrid war zwar, nach mancherlei Beschwerden des Volkes, hierauf in Folge einer leichtsinnigen Kränkung seiner Sitten, am 27. März 1766 der Aufruhr wegen der Hüte ausgebrochen, schnell aber vorübergegangen, bald in Vergessenheit gerathen, jedoch ein Jahr und fünf Tage später ihm durch die ganze Monarchie in beiden Hemisphären der Sturm gegen die Gesellschaft gefolgt; unerwartet, um so mehr als der König bei seiner Abreise von Neapel dem General die Zusicherung gegeben: „niemals werde er vergessen, was die Gesellschaft seinen Ländern so diesseits als jenseits des Meeres geleistet."

Jetzt sollte Niemand anders jenen Aufruhr angezettelt haben, als die Gesellschaft. Doch begnügte der königliche Erlaß sich damit, dieselbe insgesammt und ohne Ausnahme als Verbrecher, ihr Fortbestehen mit der Erhaltung von Ordnung, Friede und Gerechtigkeit unvereinbar zu bezeichnen, und diesem dann noch verborgene Gründe, welche in dem Herzen des Monarchen verschlossen bleiben müßten, beizufügen. Deßwegen wurde, Beweise hiefür vorzulegen, schon damals für überflüssig gehalten, jetzt wären solche noch weniger beizubringen; wichtig indessen zur Beurtheilung der gegen sie wirksamen Triebfedern dürfte das Zeugniß sein, welches Condorcet ihrem bittersten Verfolger Aranda ertheilte, indem er ihn als entschiedenen Feind des Klerus, des Adels und des Königthums bezeichnete.

Man weiß, daß ein Bote dem Rektor des Collegiums zu Madrid in eben dem Augenblick, da die Gesellschaft zu Tische gehen wollte, ein versiegeltes Packet überbrachte, welches der Empfangende, um nicht die Ordnung zu brechen, vorerst bei Seite legte. Während aber die Väter noch bei Tische saßen, pochte bewaffnete Macht an der Pforte. Sobald derselben geöffnet worden, stellte sie die Anwesenden unter Aufsicht, durchforschte die Zellen und nahm, was an Papieren sich vorfand, in Beschlag, darunter auch jenes noch uneröffnete Packet. Dieses nun sollte die Beweise von irgendwelchen gefährlichen, nie aber näher bezeichneten Planen, von verrätherischen Entwürfen enthalten, und wurde, um das Oberhaupt der Kirche von ernster Triftigkeit der erhobenen Anklagen und der Nothwendigkeit der Unterdrückung einer so höchst bedrohlichen Verbindung zu überzeugen, nach Rom gesendet. Als dann in der zur Untersuchung niedergesetzten Commission der Cardinal Braschi, nachheriger Papst Pius VI, auf den Gedanken kam, das Papier zu untersuchen, zeigte sich an den Wasserzeichen, daß alles in Spanien sei gefertigt worden, ungeachtet Briefe aus den verschiedensten Ländern sich sollten zusammengefunden haben; und ebenso trugen die Schriftzüge insgesammt den spanischen Charakter an sich.

Wurden in Portugal und in Spanien so viel als keine Gründe zu Rechtfertigung der im Schwindel der Allgewalt getroffenen Maßregel vorgebracht, indem man Berufung auf den unbeschränkten königlichen Willen für hinreichend hielt, so verrannte sich das französische Parlament auf der entgegengesetzten Bahn und bewies nichts, weil es zu viel beweisen wollte. Man hat allerdings ein großes Gewicht darauf legen zu dürfen geglaubt, daß hier die Einrichtungen und Vorschriften der Gesellschaft einer Prüfung seien unterworfen, dabei aber mit den Gesetzen des Reiches und den (sogenannten) gallicanischen Freiheiten in Widerspruch befunden worden. Abgesehen jedoch von der hinterlistigen Weise, wie man, angeblich zu einem ganz andern Zwecke, die Vorlage jener Statuten gefordert und von arglosser Willfährigkeit erlangt hatte; auch abgesehen davon, daß die Prüfung weder mit gebührender Redlichkeit noch mit erforderlicher Parteilosigkeit, sondern im Hinblick auf einen bestimmten Zweck vorgenommen ward und ein Resultat liefern sollte, wie es diesem angemessen war; muß es doch als ein Rechtsverfahren eigener Art bezeignet werden: die Frage über befugtes Bestehen einer Institution in einem Lande erst nach der wiederholt und bündig ausgesprochenen Anerkennung derselben durch das oberste Ansehen der Könige, sodann nach zweihundertjährigem und dazu ebenso ausgedehntem als manigfachem und stetsfort anerkanntem, offenkundigem Wirken derselben in Untersuchung ziehen und verwerfen zu wollen.

Liegt dann einige Rechtfertigung für die Angeschuldigten schon in der kecken Seltsamkeit des angewendeten Mittels, so liegt eine noch weit entscheidendere in der unbegränzten Ausdehnung und noch mehr in der maßlosen Häufung der erhobenen Anschuldigungen, deren viele geradezu gegenseitig sich ausschließen. Es sollten nämlich die Glieder der Gesellschaft *insgesammt, allerwärts, jederzeit, beharrlich und mit Zustimmung ihrer Obern und Generale* die Simonie, die Gotteslästerung, den Kirchenraub, die Magie und

Hexerei, die Sterndeuterei, die Irreligiosität unter jeder Gestalt, den Götzendienst und Aberglauben, die Unkeuschheit, den Meineid, das falsche Zeugniß, die Bestechung der Richter, den Diebstahl, den Elternmord, den Todschlag, den Selbstmord, den Königsmord gelehrt haben. Ferner sollte ihre Lehre das Schisma der Griechen und alle je vorgekommenen Irrlehren begünstigen. Kurz, um es in wenige Worte zusammen zu fassen: „Alle wurden aller Verbrechen schuldig" erklärt. — Compendiöser verfuhr man da, wo man nur ihre Güter im Auge hatte; hier überhoben diese, in Verbindung mit dem Taumel der Autokratie, aller weitern Beweisführung.

Es ist höchst merkwürdig, die Schmähungen der Nichtkatholiken und die Anschuldigungen der katholischen Gewalthaber einander gegenüber zu stellen und sich einfach die Frage vorzulegen, ist es möglich, daß beiderlei Anschuldigungen in den gleichen Personen sich vertragen, gleichzeitig Grund haben können? Die erstern werfen den Jesuiten Unverträglichkeit, Unduldsamkeit, Verfolgungssucht gegen andere Religionsparteien vor; die letztern hingegen einen Indifferentismus, der nicht bloß auf Duldung, sondern auf positive Förderung jedweder Irrlehre ausgehe. Die Redlichen unserer Zeit werden diesen Widerspruch ausgleichen durch die Behauptung, daß beide Recht hätten, indem alles auf gehörige Destinction von Zeit, Ort und Umständen beruhe, wie zum Theil schon damals gesagt worden ist.

Der gleiche Widerspruch waltete unter ihren Feinden und Verfolgern, die ausschließlich im Schooß der katholischen Kirche gegen sie auftraten. Während ihnen das Parlament, neben Verfechtung aller erdenklichen Laster und Begünstigung aller je aufgetauchten Irrthümer, offene Feindseligkeit gegen die Kirche bis zu Vernichtung ihrer Hierarchie und des heiligen Stuhls zur Last legte, wurden sie von den Jansenisten beschuldigt: sämmtlichen Päpsten eingeflüstert zu haben, wie sie ihre Breven verfassen müßten, dem heiligen Stuhl alle Ver-

fügungen audictirt, alle Berathungen der Bischöfe Frankreichs geleitet, in den Hirtenbriefen denselben die Feder geführt und auf sämmtliche theologische Facultäten eingewirkt zu haben. Wie nun wäre diese Vereinigung des Widersprechendsten möglich, ja nur denkbar? — Hier verkündigten die Encyclopädisten in ihrem Artikel „Jesuiten," „in ihren Häusern seien sie dem maßlosesten Despotismus unterworfen, predigten dagegen den Unterthanen den unbedingtesten Gehorsam gegen den Oberherrn;" dort behauptete das Parlament von Paris; „selbst das Leben der Könige schwebe vor ihnen in unablässiger Gefahr." Auf beiden Seiten dann, von denen diese Widersprüche aufgestellt wurden, hieß es (was wohl zu merken) nicht: hier oder dort ist ein Individuum der Gesellschaft, welches eine solche Richtung verfolgt, solche Lehre lehrt, solcher Verirrung sich schuldig macht; sondern auf beiden Seiten wurde alles der Gesammtheit zugeschrieben. — Da möchte man doch die bescheidene Frage sich erlauben: wie es möglich sein dürfte, daß nicht allein das Entgegengesetzteste, sondern das Widerstrebendste und gegenseitig sich Abstoßende in einer zahlreichen Verbindung auf lange Dauer so sich habe einigen können? Der Apostel Jakobus ahnete solche Möglichkeit nicht, wenn er fragt: kann auch ein Brunnen Salzwasser und süßes Wasser liefern? Das schönste aber ist, daß im Lauf der Zeit die sich ausschließenden Anschuldigungen dergestalt in einander verkneteten, daß der Mund eines jeden, der nur halbwegs die Höhe des Zeitalters erklommen zu haben glaubt, dieselben in einem Athemzug ausstößt.

Und wie waren im weitern die Rechtsformen beschaffen, die den endlichen Schlußnahmen überall vorangiengen? Es waren diejenigen der übermüthigen Willkür in ihrer obersten Phase; es war das trunkene Elend des Gott, Menschen und

Recht verachtenden und mit einer lüderlichen Philosophie kokettirenden Absolutismus. — Portugal verlangte zwar zum Schein ein päpstliches Breve, wartete aber dessen Ausfertigung nicht ab, sondern trieb, aller Antwort zuvorkommend, die Jesuiten mit Gewalt aus Aemtern und Häusern, entriß dem Nuntius seine Gerichtsbarkeit über die Geistlichen, um sie einer willenlosen und darum willfährigen Special-Commission übertragen zu können, und setzte die Inquisition, die hier wie in Spanien das dienstbare Werkzeug der Staatsgewalt war, gegen sie in Bewegung. — In Spanien wurde die sogenannte Untersuchung in undurchdringliches Dunkel gehüllt und als aus diesem urplötzlich der niederschmetternde Strahl hinausfuhr, gleichzeitig allen Unterthanen das unbedingteste Schweigen über den gesammten Vorgang auferlegt. — Zu Neapel legte der Legiste Tannucci seinem unmündigen König die Erklärung in den Mund: „Er habe von Gott seine Macht empfangen; darum sei er über ein Verfahren, wozu er durch Staatsgründe (die aargauische raison d'état bei ähnlicher Gewaltthat) bewogen werde, einzig Gott Rechenschaft schuldig." — Die sonstigen Maßregeln aber, welche er gleichzeitig wider die Rechte, die Freiheiten und das Eigenthum der Kirche eintreten ließ, zeigen, wie es mit dieser Rechenschaft gegen Gott sei gemeint gewesen. In ähnlicher Weise wollte ein gottvergessener Staatsgewaltiger dem kleinen und unmündigen Herzog von Parma die Sporen verdienen. In Frankreich endlich war der Haß des Parlaments gegen die Gesellschaft längst schon geneigt, den Forderungen des Ministers und des allmächtigen Kebsweibes mit der freudigsten Unterwürfigkeit entgegen zu kommen. Schon am 6. August 1761 verfügte es in angemaßter Vollgewalt, daß alle Unterrichtshäuser der Jesuiten sollten geschlossen werden, ihre ferneren Zöglinge jeder Anstellung unfähig sein. Noch besaß der König so viel Selbstständigkeit, diesen Beschluß für wirkungslos zu erklären; jenes aber war in seiner Eigenmacht bereits so weit vorangeschritten, um dem königlichen den eigenen Willen entgegen-

zustellen, und am gleichen Tage des folgenden Jahres die gänzliche Aufhebung der Gesellschaft und der Zerstreuung ihrer Mitglieder als einer gottlosen, der Kirche wie dem Staat verderblichen Anstalt auszusprechen. Sich zu rechtfertigen, ward den Jesuiten entweder förmlich verboten, oder doch auf's äußerste erschwert, hernach dieses gezwungene Schweigen wieder als Beweis gegen sie ausgebeutet. Zwei Jahre später sollte sogar jedes Glied der Gesellschaft zu einem Eid gezwungen werden: daß es alle wider dieselben erhobenen Beweise für begründet, den Orden selbst für strafbar, verwerflich und dem König gefährlich erkenne. Wie viele haben, trotz des Grimmes, mit welchem die Männer der Bosheit und Gewalt gegen sie wütheten, den Eid geleistet?

Dieses Verfahren des Parlaments fand schon im Jahre 1806, wo die Frage über die Jesuiten bereits der Geschichte verfallen schien, daher ruhiger und parteiloser behandelt werden konnte, als ein Menschenalter früher möglich gewesen, ihre Würdigung durch den nachmaligen Pair, Grafen Lally-Tolendal, der Folgendes darüber sagte: „Die Unterdrückung der Jesuiten war Sache der Parteiung und nicht der Gerechtigkeit. Sie war ein hochmüthiger, racheschnaubender Sieg des richterlichen über das geistliche, ja man darf wohl sagen, über das königliche Ansehen. Die Gründe waren nichtig, die Verfolgung war barbarisch. Die Vertreibung von tausend Unterthanen aus ihren Häusern und ihrem Vaterland wegen bildlichen Ausdrücken, die allen Mönchsinstituten gemein sind, und wegen Scharteken, die längst in den Staub begraben und in einem Jahrhundert verfaßt waren, in welchem alle Casuisten zu den gleichen Lehren sich bekannten, war der willkürlichste, gewaltthätigste Act, der verübt werden konnte."

Und welches war jene Scharteke? Mariana's Schrift de rege, worin die bekannte Stelle vorkömmt: daß man das Recht habe, einen tyrannischen König zu tödten. Aber hatte nicht der heilige Thomas von Aquin, oder wer unter seinem Namen den letzten Theil des Werkes de regimine principum verfaßt haben mag, bedingungsweise den gleichen Satz aufgestellt? Hatte nicht die Sorbonne das nämliche gelehrt und am 7. Januar 1589 förmlich erklärt: das Volk sei seiner Pflicht ledig und könne mit gutem Gewissen (gegen den König) zu den Waffen greifen, worauf am 1. August Heinrich III, welcher allgemeiner Verabscheuung schon längst verfallen war, durch den Dominicaner Clement ermordet wurde? Mariana's Buch aber trat erst nach dieser That an das Licht und trug sogar die Bewilligung der königlich spanischen Censur, so wie der Inquisition an der Stirne. Aber schon im folgenden Jahr waren es Jesuiten selbst, welche gegen dasselbe Klage erhoben, so daß der General Aquaviva die ganze Auflage des Buches vernichten ließ und für einen neuen Abdruck eine Berichtigung verordnete. Richesne versichert daher, nicht ein einziges Exemplar dieser Schrift gesehen zu haben. Am 6. Juli 1610, also nicht volle sieben Wochen nach Heinrich III Ermordung, erließ der nämliche General nachfolgende Verfügung: „Kraft des heiligen Gehorsams verordnen Wir unter Strafe der Excommunication und andern, nach Unserm Gutdünken noch zu bestimmenden Strafen, daß kein Mitglied unserer Gesellschaft weder öffentlich noch privatim zu behaupten wage, es sei irgend Jemand erlaubt, was man immer von Tyrannei vorschützen möchte, Könige oder Fürsten zu tödten oder an ihren Personen sich zu vergreifen" u. s. w. Das hingegen bleibt sorgfältig unberührt, daß lange vor Mariana Bellarmin, gleichfalls Jesuite, geschrieben hatte: „Es ist unerhört, daß man je den Mord eines Fürsten, wäre dieser auch Heide, Ketzer und Verfolger gewesen, gebilligt habe, wenn es eines solchen Verbrechens fähige Ungeheuer auch mag gegeben haben."

Gesetzt aber Mariana hätte den fraglichen Punkt nicht in wissenschaftlicher Form thetisch behandelt, sondern nach heutiger Demagogenweise apodictisch hingestellt, könnte deßwegen eine zahlreiche, durch alle Länder verzweigte Gesellschaft für irgend eine gewagte, ja selbst verbrecherische Lehre eines ihrer Glieder verantwortlich gemacht werden? Wie oft jedoch jenes Verhalten des Ordens zu Mariana's Lehre nachgewiesen worden ist, immer mit gleicher Keckheit wiederholen die Feinde der Jesuiten ihre Anschuldigung; immerfort muß Mariana für die Gesellschaft einstehen, fortwährend wird das Urtheil des Generals ignorirt.

Ich besitze eine ähnliche Scharteke von 163 Seiten in klein Duodez, angeblich zu Rheims im Jahre 1577 gedruckt, mithin Mariana's Schrift ziemlich lange vorangehend. Dieselbe führt den Titel: „Resolution claire et solide sur la question tant de fois faite de la prise des armes par les inferieurs: ou il est monstré par bonnes raisons, tirées de tout droit divin et humain, qu'il est permis et licité aux Princes, Seigneurs et peuples infeurieurs de s'armer, pour s'opposer et resister à la cruauté et felonnie des Princes superieurs, voire mesme neccessaire pour le devoir duquel on est tenu au pays et République. Schon das Wort République läßt auf den Stand des Verfassers schließen; Ton, Inhalt und Ausdrücke aber verrathen es unwiderleglich, daß er ein Hugenotte ist, der die Zulässigkeit der Empörung gegen den rechtmäßigen König aus der Vernunft, der französischen Geschichte und der Bibel zu vertheidigen und zu beweisen sucht. Wie nun, wenn man mit diesem Schriftchen in der Hand den Satz verfechten wollte: der Protestantismus lehre den Aufruhr als Pflicht? Welcher ehrliche Mann würde solches unternehmen wollen? Und er wäre eben so gut dazu berechtigt, als diejenigen es sind, welche Mariana's Lehre der gesammten Gesellschaft Jesu unterschieben wollen. Ja er wäre hiezu noch mehr berechtigt, indem es nicht schwer halten müßte, darzuthun, daß

die meisten Urheber der Reformation ähnliches wie Mariana, nur nicht bedingt wie er, gelehrt, ja Buchanan in Schottland, Suleau de Rozier in Frankreich den Mord aller katholischen Könige ohne irgend einen Vorbehalt förmlich als ein verdienstliches Werk dargestellt haben. Selbst der seiner Sanftmuth und Milde wegen so vielfach gepriesene Melanchthon hatte sich nicht gescheut, deßwegen, weil Heinrich VIII von England den Gedanken hegte, von der Prinzessin von Cleve sich zu scheiden, einem Freunde zu schreiben: „ein Gott gefälligeres Opfer gibt es nicht, als einen Tyrannen zu schlachten. Gäbe doch Gott einem beherzten Mann diesen Gedanken ein!“ Mehr als ein Jahrhundert früher erklärte Huß entschieden: es könne und solle jeder Tyrann, (und wen dergleichen Leute für einen solchen angesehen wissen wollten, kann man aus den Schriften seiner Nachfolger ersehen) mit Fug und Recht von Jedwedem, heimlich oder öffentlich, trotz Eidschwur und Vertrag, ohne richterlichen Spruch oder Befehl ermordet werden.

Behauptete doch der Schutzredner für den Königsmörder Clement, Edmund Richer, schon im Jahre 1581, daß das höchste Ansehen in geistlichen und weltlichen Dingen wesentlich und in letzter Beziehung der Menge zustehe. Sollten aber Clement und Richer etwa Jesuiten gewesen, jener von diesen angestiftet worden sein? Sollte Milton bei ihnen die Lehre geschöpft haben: daß dem Volk das Recht zukomme, den König zu strafen? Er widerlegt hierauf den Salmasius auf höchst merkwürdige Weise. „Wollt ihr wissen,“ sagt er, „weßwegen Salmasius nur auf Gewährsmänner unserer Zeit sich beruft? Die Antwort ist leicht. Er weiß gar zu gut, daß alle ausgezeichneten Gelehrten der reformirten Confession entschieden Gegner seiner Lehre sind. Er soll nur den Versuch wagen! Er wird alsbald finden, daß ich einen Luther, Zwingli, Calvin, Bucer, Peter Martyr, Paree in den Kampf rufen und ihn unter dem Gewicht ihrer Autorität darniedertreten könnte.“ Von wem also wird der Königsmord gelehrt: von den Jesuiten oder von den Vormännern antikatholischer Secten?

Ob aber Königsmord an sich erlaubt sei, — ob ein König in keinerlei denkbarem Fall (demjenigen z. B. der Nothwehr, als entschiedener Feind u. dgl.) dürfe getödtet werden, das sind zwei durchaus verschiedene Fragen. Ueber die letztere wäre es, möglichen Mißbrauchs wegen, besser, sowohl das Für als das Wider auf sich beruhen zu lassen; die erstere dagegen ist von keinem Jesuiten, wohl aber von mehr als einem ihrer erbittertsten Gegner, von mehr als einem zeitgeistigen Philosophen rundweg mit Ja beantwortet worden. Kann unsere Zeit förmliche Aufforderungen zum Königsmord in Prosa wie in Reimen nicht genugsam lesen und gerade von solchen, welche die Gedärme des letzten Jesuiten, ja überhaupt des letzten Priesters zu nichts lieber verwenden würden als zur Erdrosslung des letzten Königs?

Selbst Hobbes, obwohl der Vertheidiger des absolutesten Despotismus, gestattet den Tyrannenmord unbedingt und nennt denselben ein hosticidium. Wie weit sind aber die neuern Aufklärungs-Propheten (doch insgesammt Widersacher der Jesuiten!) sowohl in der Theorie, als seit dem letzten Jahrzehnd des abgewichenen Jahrhunderts praktisch, nicht auch hierin vorangeschritten!

Entsprechend dann waren in allen drei Ländern die Bemühungen und Maßregeln der allmächtigen Minister, um die Genehmigung der Könige, die Billigung des vorlauten Theils der öffentlichen Meinung und endlich die Zustimmung des Oberhauptes der Kirche zu erschleichen oder zu erstürmen. Ihre Bemühungen bei den Monarchen waren der Beweggründe, der Mittel und der Zwecke vollkommen würdig. Den geistesschwachen, sinnlichen Joseph von Portugal hatte der Schuß vom 3. September 1759 als willenloses Werkzeug in Pombals Hände geworfen. — Von Carl III von Spanien wird erzählt,

es sei gelungen, ihm die unantastbare Meinung einzuprägen, die Jesuiten wären Urheber jener Sage, die ihn zum Sohn des Cardinals Alberoni machte, und hiedurch jenen tiefgewurzelten Groll gegen die Gesellschaft aufzustacheln, der bei seinen sonstigen Gesinnungen jedenfalls nur einem außerordentlichen Motiv beigemessen werden kann. — In Frankreich war Ludwig XV. nicht viel kräftiger als sein Zeitgnosse in Portugal. Nach dem Mordversuch des Damiens, fiel es nicht schwer, ihn durch das Phantom des Königsmordes zu schrecken.

Auf die Gesinnung des Volks wurde in Portugal und in Frankreich durch Schmähschriften gewirkt, wozu feile Federn sich leicht fanden. Dort hatte der schändliche Pater Norbert freudige Aufnahme, einen königlichen Jahrgehalt, Druck und Verbreitung seiner Libelle auf öffentliche Kosten und mit diesem Allem ein gesichertes Gehege für seine verläumderische Thätigkeit gefunden. Minister und Publizist waren gegenseitig ihrer vollkommen sich würdig, und der eine durfte sich der Tischgenossenschaft des andern nicht schämen: so wie die vierfache Herkunft, der vierfache Name und das vierfache Gewerbe auf den Werth des Ehrenmannes genugsames Licht wirft. Denn er war, je nachdem es ihm zuträglich schien, Franzose, Holländer, Schweizer und Engländer; er hieß Pater Norbert als Capuciner, Parisot als Tapetenkrämer, Piter als Schenkwirth und Abbé Platel bei geheimen Ränken in Rom. Dieser Piter war indeß nicht der einzige, welcher in Pombals Solde aus dem Gelde, das dieser von den Jesuiten erbeutet hatte, zu ihrer moralischen Vernichtung schriftstellerte. Der Despot fand feile Federn genug.

In Frankreich wirkten auf die einen der Spott und die Witzeleien der Philosophen, auf die andern die in ernstem Ton gehaltenen Anschuldigungen eines Abbé Chauvelin, der Re-

chenschaftsbericht von la Chalotais, dem, wie viele solcher Ehrenmänner, die Erreichung des Zweckes über die Wahrheit gieng. Ließ sich doch dieser von blinder Wuth so weit fortreißen, um den Jesuiten vorzuwerfen, sie hätten nicht einen einzigen Mathematiker von Bedeutung aufzuweisen. Lalande, der damals das Register zu seiner Geschichte der Astronomie anfertigte und ihr einen Artikel über die Jesuiten als Astronomen beifügte, erstaunte über deren Anzahl. Im Jahre 1773 sah er jenen zu Saintes und hielt ihm seine Ungerechtigkeit vor. La Chalotais gestand sie jetzt auf die unbefangenste Weise selbst ein; war ja der Zweck erreicht!

Die Tagesschriftstellerei hob sich mit unglaublicher Regsamkeit zum Element, welches den durch abweichende Beweggründe ausgekochten Haß der Parlamentsglieder, der Jansenisten und der Philosophen zum Trank bereitete, der die Menge in wilden Rausch versetzen sollte. Hierin war das Pariser-Parlament schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts, wenn nicht mit ähnlichem Erfolg, doch mit nicht geringerer Kühnheit vorangegangen. Aus dem den Jesuiten abgestohlenen Vermögen hatte es schon damals ein reiches Arsenal von Schmähschriften gegen sie anlegen, zugleich aber, damit durch Gegenrede deren Wirkung nicht abgeschwächt werde, allen Buchdruckern und Buchhändlern verbieten lassen, irgend etwas, was zu Gunsten der Verfehmten sprechen wollte, weder zu drucken, noch in Umlauf zu bringen.

Dafür trat die Schriftstellerei nach allen Seiten und in jeglicher Gestalt in Thätigkeit. Wurde dieselbe noch nicht so schwunghaft betrieben, wie in unsern Tagen, so besaß sie dagegen Autoritäten, dergleichen wir jetzt ähnliche nicht aufzuweisen haben, und deren Wort über die höheren Stände eben dasselbe vermochte, was gegenwärtig die von allen Seiten summenden Stimmen der Tagesblätter auf die gleichartiger gewordene Maße. Voltaire, die gewaltigste dieser Autoritäten, war seiner längst beurkundeten Tendenz nach leicht zu gewinnen. Choiseul fand ihn daher bereitwillig für seinen Antrag: die

Schuld jener Frevelthaten, welche ganz Europa in Bestürzung gesetzt hätten, ihnen und den zahllosen Schriften ihrer Theologen aufzubürden, welche als Ausgeburten der Hölle den Königsmördern den Mordstahl in die Hände gegeben hätten. — Auch Diderot sollte gewonnen werden. Er stand damals in literarischer Fehde mit Berthier, das ließ unbezweifelten Beitritt hoffen, zumal ihm ansehnlicher Geldzufluß für solchen Ritterdienst geboten wurde. Dieser war aber ehrlich genug zu erklären: „Bei meinem Streit bedarf ich niemandes Hilfe. Geld besitze ich zwar keines; doch weiß ich mir welches zu verschaffen.“ — Ebenso ehrenwerth erwies sich Rousseau. Auch auf sein Mitwirken hatte man sich Rechnung gemacht, denn seine Gesinnung gegen die Jesuiten war bekannt. „Aber“, sagt er, ich habe mich gegenwärtig über die Jesuiten nicht zu beklagen, zudem sind sie jetzt Unterdrückte.“

Diese Bemühungen, alle literarischen Notabilitäten wider die Jesuiten zu vereinigen, beweißt mehr als alles, daß der Grund ihrer Aufhebung weder in der abstracten Einrichtung der Gesellschaft, noch in den concreten Individualitäten derselben lag, sondern Entwurf und Bestreben einer engverbundenen Partei war. Der Präsident Roland d'Erceville gestand in einer im Jahr 1781 erschienenen Schrift mit der größten Offenheit, daß zu Vertreibung der Jesuiten er einzig für seine Person über 60,000 Franken aufgewendet habe, und daß die Sache schwerlich gelungen wäre, wenn er ihr nicht sein Geld, seine Zeit und seine Gesundheit geopfert hätte.

Wie nun die Philosophen mittelst ihrer Waffen den Kampf erhoben, so geschah dieses von den Jansenisten mittelst der ihrigen. Einer derselben, Dom Clemencet, ein Geistlicher, verwandelte das Kloster der weißen Benedictiner in Paris zur Werkstätte, aus welcher Schmähschriften aller Art gegen die Gesellschaft hervorgiengen.

Die Jansenisten lieferten als reichhaltigste Fundgrube zu unermüdlicher Ausbeutung durch deutsche Biedermänner die

„Auszüge verderblicher Behauptungen," welche die Jesuiten jederzeit und beharrlich gelehrt haben sollten. Wiewohl die Grundlosigkeit dieser „Behauptungen" damals überzeugend nachgewiesen worden ist, sind sie noch immer die Pandekten aller Jesuitenfeinde. — Eine andere Schrift, unter dem Titel „dreifache Nothwendigkeit," stellte diese auf in der Vertilgung der Jesuiten, der Entfernung des Dauphins (Vaters Ludwigs XVI) von dem Thron, der Vernichtung des Ansehens der Bischöfe, und hätte gerade durch diese Zusammenstellung die Augen über die letzten Zwecke des wider die Jesuiten Begonnenen am sichersten öffnen können und sollen. Auf Choiseuls Geheiß erschien das Machwerk, welches den Titel führte: „Die Jesuiten des Hochverraths schuldig in Theorie und Praxis." In schlauer Berechnung des noch unverblichenen Eindrucks, den die Attentate bei Trianon und in Lissabon zurückgelassen hatten, durfte man sich von solcher Anschuldigung die durchgreifendste Wirksamkeit versprechen. Darum sollten die Jesuiten in allen Ländern den Königsmord gelehrt, diesen aber in Frankreich an Heinrich III, Heinrich IV, Ludwig XIV, dem großen Dauphin, dem Regenten, an Ludwig XV, sodann in letzter Zeit an dem König von Portugal versucht haben. „Immer," heißt es in dieser Schmähschrift, „immer führten sie den Dolch in der Hand, um ihn jedem Fürsten, der nicht von ihnen wolle geleitet werden, in das Herz zu stoßen; um mit demselben jeder fremden Macht zu dienen, welche ihnen Zugeständnisse verheiße." Diese Schrift ging so weit, um dem gläubigen Leservolk den König von Preußen geradezu als Mitverschwornen derselben zu bezeichnen.

Schon der Anschlag eines gewissen Barrieres auf Heinrich IV sollte von den Jesuiten ausgegangen sein. Was verschlug es, daß Frankreichs Reichshistoriograph aus den Acten bewies, daß ein Spanier, welchem Barrieres zu Madrid sein Vorhaben mitgetheilt hatte, hierüber mit einem Jesuiten gesprochen, dieser von der That ernstlich abgemahnt und den Anzeigenden

veranlaßt habe, den Anschlag dem französischen Gesandten zu offenbaren, damit dieser (was auch geschah) den König zu Vorsichtsmaßregeln veranlasse? Matthieus Werk stand bestaubt in den Bibliotheken, die Lügenschriften hingegen durchflogen mit frischen Schwingen die Welt. — Wer wußte es noch, daß Chatel selbst unter der grausamsten Folter erklärt hatte: kein Jesuit habe um seinen Mordanschlag gewußt, noch weniger ihm denselben angerathen? Wer erinnerte sich noch, daß selbst die frevelhafte Beichte, mittelst deren man solches doch noch zu erfahren hoffte, fehlgeschlagen hatte? Wer gedachte noch der eigenen Erklärung des Königs in Gegenwart des Parlaments: „an Chatels schwarzer That habe kein Jesuite Theil gehabt?“ Rein vergessen war dieses alles. Das aber hatte man nicht vergessen, daß Chatel (so wie übrigens nicht minder auf der Universität) bei den Jesuiten in Clermont studirt hatte, daß nach dessen Anfall das dortige Collegium auf die gewaltthätigste Weise durchwühlt, daß hierauf der Pater Guignard (ohne den geringsten Beweis von Schuld) aufgeknüpft worden war; also Zeugnisse genug, um neuerdings die Geschichte zu verfälschen, dem würdigen Zweck das schöne Mittel anzupassen; der geringfügige Umstand, daß ein Jahr nach Guignards Mord das Parlament selbst gestehen mußte: es habe bei jener Verurtheilung übereilt gehandelt und die Rechtsformen verletzt, mußte dabei außer jede Berücksichtigung fallen. — Da bei Ravaillacs That, trotz aller Folter, abermals gegen die Jesuiten nichts herauszubringen war, half sich das Parlament in seinem Drang, diese demnach hineinzuziehen, durch das Verbrennen von Mariana's Schrift. Unsern redlichen Zeitungsblättern und ihrem lichtgierigen Publikum genügt dieses vollkommen. — Was endlich Damiens anbetrifft, so hat es auch da nicht an Bemühungen gefehlt, die Jesuiten mit demselben zu verwickeln, obgleich jeder Parteilose weiß, daß diesem so wenig als den frühern Meuchlern die Folterqualen eine Aussage gegen dieselben zu erpressen vermochten und daß selbst Voltaire dieses nicht allein aner-

kennt, sondern bezeugt, er müßte sich zum elenden Nachbeter der Jansenisten herabwürdigen, wenn er anders sprechen wollte.

So stand an Behendigkeit, Mittel zu dem Zwecke zu schaffen, diese Zeit der unsrigen nicht nach. Unbestritten gebührt hierin der Vorzug den Jansenisten. Sie besonders bewährten sich durch die Schrankenlosigkeit, Abenteuerlichkeit und Widersinnigkeit der zusammengejagten Anschuldigungen als dienstbare Werkzeuge des Parlaments und haben daneben die traurige Genugthuung sich verschafft, noch fortwährend als vollgiltige Gewährsmänner bei verwandten Bestrebungen aufgerufen zu werden. Die Aufhebung der Jesuiten war einfach die Vollendung eines längst gehegten und seiner Verwirklichung beharrlich entgegengeführten Anschlages, zu dessen letzter Vollziehung nicht bloß die bereits bezeichneten Mittel der Tagesschriftstellerei, sondern auch, rückgreifend in die Vergangenheit, das Schmieden falscher Actenstücke dienen sollte.

Denn zu eben der Zeit, da Damiens seinen Mordversuch anstellte, also noch fünf Jahre, bevor man den Augenblick zu Vollführung der vorbereiteten That günstig erachtete, wurde ganz Frankreich urplötzlich mit einem angeblichen Edicte Heinrichs IV. an alle Parlamente, worin er die Jesuiten als Anstifter verschiedener Mordversuche gegen seine Person aus dem ganzen Reich verbannt, gleichsam überschwemmt. Das angebliche Actenstück war vermuthlich durch den Abbé Chauvelin verfertigt worden. Wiewohl aus der äußern Form, aus Abweichungen in der Tagesangabe, aus Styl, Ausdrücken (die Könige bedienten sich immer der Worte: dans les lieux de Notre obeissance, die Parlamente hingegen derjenigen: dans les lieux de notre ressort, und hier kamen die letztern vor) und Orthographie, endlich aus dem Umstand, daß es bis zu seinem Erscheinen allen Geschäftsmännern und allen Schriftstellern durchaus unbekannt geblieben war, seine Unächtheit alsbald bis zur Evidenz erwiesen wurde, mußte es doch als echtes Actenstück gelten, wogegen über die Gesinnungen, welche Hein-

rich IV. bei verschiedenen Veranlassungen in Wort und That rücksichtlich der Jesuiten an den Tag gelegt hatte, gänzlich sollte hinweggesehen werden. Vermuthlich aber muß, ungeachtet des riesenhaften Widerspruches, in welchem diese mit jenem Papier treten, dasselbe noch heutzutage bei denjenigen allen, welche in ihrer Berserkerwuth jedes Mittel für erlaubt, ja preiswürdig erachten, als rechtskräftiges Actenstück gelten.

Solche Schriften hingegen, welche entweder die Lügen aufdeckten, oder den hingeworfenen Behauptungen Gründe gegenüberstellten, oder überhaupt in einem für die Gesellschaft günstigen Sinn verfaßt waren, wurden zu jener Zeit durch die wider die Jesuiten mit aller Betriebsamkeit Auftretenden behandelt, wie von der Zerstörungspartei unserer Tage ähnliche Schriften behandelt werden. Jetzt vereinigt man sich, dieselben zu verschreien, ihre Verfasser zu verdächtigen. Damals stand jedoch ein expeditiveres Mittel zu Gebot; zwar nicht mehr das frühere, deren Druck geradezu zu untersagen, aber das Parlament ließ sie auf öffentlichem Platze durch den Henker verbrennen.

Aber, möchte eingewendet werden, es mag sein, daß für die frühere Zeit, zu welcher in voller Jugendkraft ein besserer und edlerer Geist in der Gesellschaft noch die Oberhand hatte, jenen Zeugnissen einigermaßen Giltigkeit kann zugestanden werden; anders jedoch verhielt es sich in derjenigen Zeit, in welcher die erhobenen Klagen deren unwiderbringliche allseitige Verwirrung und die unausweichliche Nothwendigkeit ihrer Unterdrückung nur allzueinleuchtend darthun. Aber sollte es etwa in dieser an Thatsachen und neben diesen an lauten, zahlreichen und unverdächtigen Stimmen für die Angefeindeten fehlen? Selbst der blindwüthigste Gegner der Gesellschaft Jesu wird nicht in Abrede stellen können, daß zu eben der Zeit, in welcher jener Sturm wider sie heranbrauste, ihre Glieder in allen Ländern die vornehmsten Erziehungsanstalten inne gehabt; daß

sie die Beichtväter der Fürsten, des Adels, der ausgezeichnetsten Personen aller Stände gewesen; daß sie in allen großen Häusern sich wohl gelitten, mit allgemeinem Vertrauen geehrt sahen, und eben so festbegründetes Ansehen unter dem Volke genossen hatten. Es soll nun zugegeben werden, daß in den Erziehungsanstalten nicht immer sei geleistet worden, was hätte können und sollen, daß unter den Beichtvätern nicht jeder mit dem erforderlichen Ernst seines Amtes wahrgenommen habe, daß unter den Gewissensräthen nicht alle zuvor ihr eigenes Gewissen gehörig berathen hätten, daß in dem Verhältniß zu dem Volk da und dort auch solches unterlaufen sei, was wohl anders hätte gemacht werden können; dieses alles zugegeben, ließe sich dennoch kaum mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß eine, durch die ganze katholische Welt, unter allen Himmelsstrichen, unter allen Völkern, unter allen Sprachen, unter allen Ständen verbreitete Gesellschaft ein solches Ansehen, ein solches allgemeines Vertrauen, einen solchen Einfluß hätte gewinnen und so lange bewahren können, wenn sie, auch nur in ihrer Mehrzahl, allen den verderblichen Meinungen gehuldigt, zu allen den scheußlichen Lehren sich bekannt, alle die Laster gefördert, in sich selbst all dieses innere Verderben getragen hätte, welches dem Parlament zu Paris derselben aufzubürden, dem König von Spanien, wie dem Verfasser des Unterdrückungsbreve's, in die Grundtiefen seines Innern zu versenken beliebte.

Doch das sind bloße Schlußfolgerungen; dem stellen wir die Zeugnisse von ein paar Widersachern gegenüber. Bekannt ist dasjenige von Voltaire, der irgendwo von ihnen sagt: „Sieben Jahre lebte ich in dem Hause der Jesuiten; und was habe ich bei ihnen gesehen? das arbeitsamste und mäßigste Leben. Alle ihre Stunden waren zwischen den Sorgen, welche sie uns zuwendeten und ernsten Andachtsübungen getheilt. Ich berufe mich hiebei auf Tausende von Menschen, die gleich mir erzogen wurden. Ich staune, daß man ihnen eine ver-

derbliche Moral zum Vorwurf machen will. Ich behaupte, es gibt nichts Widersprechenderes, nichts Schmählicheres, als Leute, die in Europa den strengsten Lebenswandel führen, an Asiens und Amerikas Gränzen den Tod suchen, einer schlaffen Moral anzuklagen." Auch der Bischof von Soissons, obwohl als Jansenist ein entschiedener Feind der Gesellschaft, anerkannte dennoch selbst zur Zeit des wüthendsten Sturmes, daß in der Kirche kein Orden zu finden sei, dessen Glieder ein geregelteres und sittlicheres Leben führten. Dergleichen Stimmen sollten doch unverdächtig genannt werden dürfen.

Uebergehen wir die zahlreichen Zeugnisse aus früherer Vergangenheit, so erscheint, vornehmlich der Zeit und der Veranlassung wegen, die es hervorriefen, dasjenige als höchst wichtig, welches die durch Ludwig XV niedergesetzte Commission von 45 Erzbischöfen und Bischöfen in Betreff der Gesellschaft erstattete; mit welchen übereinstimmend der damalige Erzbischof von Paris in dem Orden die Vereinigung von Talenten, Tugenden und hohen Verdiensten, sowohl um den Staat als die Kirche, anerkannte. Oder verdiente es so gar keine Berücksichtigung, daß zu eben der Zeit, in welcher der Sturm gegen die Gesellschaft von allen Seiten her mit der unverhaltensten Wuth losbrach, von den Bischöfen aller Länder Briefe bei Clemens XIII. eingiengen, er möchte doch der Verfolgten sich annehmen, die Gesellschaft in ihrem bisherigen segensreichen Wirken für die Kirche aufrecht halten und beschirmen? Was die Bulle Apostolicum zur Folge hatte, die wir deßwegen den Nachhall der vereinten Stimme des gesammten christlichen Episcopates nennen möchten.

Die Sage von der durch Choiseul der Kaiserin Maria Theresia zugesendeten eigenen Generalbeichte läuft längst schon durch alle Bücher und Büchlein und wird jedem Schuljungen zum Ergötzen eingetrichtert; davon aber wollen sie nichts wissen, daß die Kaiserin zu eben der Zeit, da man ihr die Zustimmung zur Vernichtung des Ordens abdrängen wollte, an jenen

Minister schrieb: „Sie glaube wohl, daß die Regenten von Portugal, so wie die Bourbons zu ihren wider die Jesuiten ergriffenen Maßregeln gute Gründe gehabt haben mögen; was hingegen ihre Staaten betreffe, so könne sie das Benehmen der in denselben befindlichen Ordensglieder nur billigen.“ Ferner erklärte sie: „Daß sie das Fortbestehen des Ordens, sowohl in Bezug auf das Wohl des Volkes, als auch im Interesse der Religion für gleich wichtig erachte und demgemäß denselben erhalten und schützen wolle.“ Sollten aber die Jesuiten, gegen welche das als Hauptvorwurf will geltend gemacht werden, daß sie insgesammt einer und derselben Direction blind unterworfen sein müßten, durch diese die geheime Weisung erhalten haben, in den einen Ländern in Lehre und That ein durchaus verwerfliches, in den andern ein entschieden zu billigendes Benehmen einzuhalten? Zumal wenn man sich erinnert, daß die Glieder der Gesellschaft nirgends stabil sind, sondern nach dem Willen des Obern jeden Augenblick dahin sich begeben müssen, wohin er sie sendet (wie denn auch manche deutsche Jesuiten lange, lange Jahre in Pombals Kerkerhöhlen schmachteten). Das Unbegreiflichste wäre alsdann die erstaunliche Geschmeidigkeit, mit welcher ein und derselbe Mensch Pombals Anklagen und Maria Theresia's Lob hätte rechtfertigen können! Oder sollte Pombal ein würdigerer, gerechterer, für das Wohl des Landes besorgterer, tadelfreierer Minister, als Maria Theresia eine solche Fürstin gewesen sein?

Wäre aber die Stimme der Kaiserin eine vereinzelte? Der nicht minder durch vielseitiges Wissen, als durch Frömmigkeit und Milde achtenswerthe Denis schrieb in seinen Lesefrüchten, daß er in der Gesellschaft bis zu ihrer Auflösung „ohne Lebenssorgen, unter schönen Beispielen von Tugenden und Anstrengung zufrieden gelebt, gelernt und gelehrt habe, und sich noch jetzt keines eigenen oder fremden Fehlers erinnere, der von den Vorgesetzten entdeckt und nicht geahndet worden wäre.“ In seinem Testament aber betheuert er auf das Feierlichste vor

dem Allwissenden: „Daß er durch sechsundzwanzig Jahre in der Gesellschaft nichts als Gutes gelernt und genossen habe.“ — Dieser Stimme wird man, als derjenigen eines Betheiligten, rundweg Berechtigung absprechen. Aber noch neulichst haben wir es aus den „Denkwürdigkeiten der Caroline Pichler“ vernommen, welche Bestürzung die Nachricht von der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu damals durch ganz Wien verbreitete. Doch gewiß nicht deßwegen, weil man dieselbe für so gefährlich oder für so versunken hielt, wie die Jesuitenfresser uns noch jederzeit möchten glauben machen. Gleiches Zeugniß geben die Berichte jener Zeit aus Lissabon, Madrid, Neapel, ja aus allen Städten, in welchen die Jesuiten mit ähnlicher Wirksamkeit sich angesiedelt hatten. Es hallt uns selbst ein Zeugniß für sie entgegen in der unmuthsvollen Klage ihrer Feinde: daß auch sogar nach ihrer Unterdrückung noch manche bei ihnen, obwohl unter anderer Gestalt, Leitung, Trost und diejenige geistliche Hilfe suchten, welche bewährte Gewissensräthe und Beichtväter zu gewähren wissen; daß sie fortan noch auf Kanzeln und an den Altären dem Volk die Belehrungen und den Trost der Religion spendeten; daß ehemaligen Jesuiten noch fortan junge Leute zur Erziehung gerne anvertraut würden.

Wäre es denkbar, daß Tausende und Tausende der angesehensten, hochgestelltesten, nach Leben und Wandel ehrenwerthesten und frommsten Personen beiderlei Geschlechts so verblendet hätten sein können, um sich durch eine Verbindung berücken zu lassen, welche, planmäßig und durch Organisation und Autorität dazu angeleitet, die Religion nur zum Deckmantel der schlechtesten, nichtswürdigsten, eigensüchtigsten Zwecke, Religiosität und Sittlichkeit bloß zur Hülle ihrer verwerflichen Leidenschaften, ihrer niedrigen Absichten zu machen sich bestrebte? Wie kommt es ferner, daß nicht die würdigsten, edelsten, sittlichsten, frommsten, anerkennenswerthesten Männer aller Länder, sondern daß ein blutdürstiger Günstling, eine übermüthige Metze, ein frivoler Minister, ein habsüchtiger Fürst als An-

kläger derselben auftraten, dabei in einer, Gottlosigkeit an der Stirne tragenden und offenkundig fördernden Schriftstellerei Unterstützung, bei notorisch bestochenen Pfaffen Mitwirkende suchten; Männer jener Art dagegen, weit entfernt, die erhobene Klage aus gemachter Erfahrung zu unterstützen, über die Gewalthandlung trauerten? Supplirt die Geschichte durch actenmäßige Nachweisungen, rechtfertigt das Verfahren der Verfolger der Jesuiten dadurch, daß ihr wenigstens nachliefert, was dieselben beizubringen unterlassen haben: alsdann werden alle Declamationen überflüssig sein, denn erwiesene Thatsachen haben immer ein größeres Gewicht. Meinet ihr aber, diejenigen, welche es nicht über sich vermögen, in dergleichen einzustimmen, mit dem Wort abfertigen zu können: „die Kämpen für die Jesuiten wüßten nur schon hundertmal aufgewärmte Gründe stets von neuem wieder vorzubringen und, was zum öftern schon gesagt worden, abermals zu sagen?“ so können diese sogenannten Kämpen euch mit noch weit größerem Fug dieses Wort zurückgeben, ja noch mehr als dieses: sie können euch sagen, ihr wüßtet nur hundertmal schon widerlegte und zurückgewiesene Anschuldigungen bis zum Ekel aufzuwärmen, gleich als ließe sich durch unabläßiges und vielstimmiges Wiederholen die Lüge je in die Wahrheit umreden.

Es läuft von Mund zu Mund, die Jesuiten hätten in die verborgensten Staatsgeheimnisse sich einzubohren und die Gewissen der Fürsten nach vollem Belieben am Gängelband zu leiten gewußt. Wie kommt es aber, daß in allen Staaten die grausamen Maßregeln und, was wohl zu merken, nicht in allen gleichzeitig über sie hineinbrachen, ohne daß sie bei jenem Eindringen oder bei solchem Uebergewicht dieselben abzuwenden gewußt hätten? Ihr werfet ihnen die verschmitzteste und abgefeimteste Ränkesucht vor. Wie kommt es aber, daß sie mittelst dieser das Ausgesonnene und in Vollziehung Gebrachte nicht wenigstens zu lähmen oder doch zu mildern wußten, ungeachtet in dem Schlag auf Schlag sich Folgenden und unverkennbar

das Allerletzte Vorbereitenden dringliche Aufforderung genug gelegen hätte, alle Mittel (woran ja, an erlaubten wie an unerlaubten, bei ihnen ein schauervolles Arsenal vorhanden gewesen sein soll!) in Anwendung zu bringen? Ihr unterhaltet euch jetzt noch so gerne über ihre unermeßlichen Reichthümer. Wie kommt es aber, daß sie in einem Moment, in dem es sich entschieden über Sein oder Nichtsein handelte, diese wirksamste aller Minen nicht springen ließen? Ihr werfet ihnen vor, sie hätten mit Gift und Dolchen gespielt, wie Kinder mit Nüssen. Wie kommt es aber, daß von ihren anerkannten wüthenden Verfolgern in allen Reichen nicht ein Einziger vor dem einen oder vor den andern auch nur in Furcht schweben durfte, ja, wie ihr Benehmen zeigt, ihnen selbst davor nicht im mindesten bange war? Oder sollte, wer offen den Königsmord lehrt, heimlich denselben begünstigt, vor dem Mord von Ministern, und dazu feindseligen und barbarisch verfolgenden Ministern, zurückschaudern? Ihr werfet ihnen vor, die Moral wäre in ihren Händen wie Wachs gewesen, das je nach beliebigem Druck jede Gestalt angenommen habe. Wie kommt es aber, daß so viele Tausende Hunger, Noth, Elend jeder Art, den jahrelangen Aufenthalt in unterirdischen Löchern, in den scheußlichsten Kerkern der Untreue an ihrer Verpflichtung vorzogen; daß sie nicht, was so leicht möglich gewesen wäre, unter Darangabe von dieser bei ihren Verfolgern einige Gunst zu erbuhlen suchten? Wer sich's zur Aufgabe macht, andere mit Eiden spielen zu lehren, sollte dieser an dem seinigen mit so unerschütterlicher Festigkeit halten?

Um aber nochmals auf ihre Schätze zurückzukommen: wo waren dieselben? Ja, in ihren Kirchen, in ihren Sacristeien befand sich ein großer Reichthum von Kostbarkeiten; sie erachteten dies der Würde des Gottesdienstes angemessen. Von daher, von dem geplünderten und geschändeten Grabmal des heiligen Franz Xaver von Goa langten die neun Kisten Silbergeräthe und Edelsteine für Pombal an, womit er sein Haus, von einem

kläger derselben auftraten, dabei in einer, Gottlosigkeit an der Stirne tragenden und offenkundig fördernden Schriftstellerei Unterstützung, bei notorisch bestochenen Pfaffen Mitwirkende suchten; Männer jener Art dagegen, weit entfernt, die erhobene Klage aus gemachter Erfahrung zu unterstützen, über die Gewalthandlung trauerten? Supplirt die Geschichte durch actenmäßige Nachweisungen, rechtfertigt das Verfahren der Verfolger der Jesuiten dadurch, daß ihr wenigstens nachliefert, was dieselben beizubringen unterlassen haben: alsdann werden alle Declamationen überflüssig sein, denn erwiesene Thatsachen haben immer ein größeres Gewicht. Meinet ihr aber, diejenigen, welche es nicht über sich vermögen, in dergleichen einzustimmen, mit dem Wort abfertigen zu können: „die Kämpen für die Jesuiten wüßten nur schon hundertmal aufgewärmte Gründe stets von neuem wieder vorzubringen und, was zum öftern schon gesagt worden, abermals zu sagen?“ so können diese sogenannten Kämpen euch mit noch weit größerem Fug dieses Wort zurückgeben, ja noch mehr als dieses: sie können euch sagen, ihr wüßtet nur hundertmal schon widerlegte und zurückgewiesene Anschuldigungen bis zum Ekel aufzuwärmen, gleich als ließe sich durch unabläßiges und vielstimmiges Wiederholen die Lüge je in die Wahrheit umreden.

Es läuft von Mund zu Mund, die Jesuiten hätten in die verborgensten Staatsgeheimnisse sich einzubohren und die Gewissen der Fürsten nach vollem Belieben am Gängelband zu leiten gewußt. Wie kommt es aber, daß in allen Staaten die grausamen Maßregeln und, was wohl zu merken, nicht in allen gleichzeitig über sie hineinbrachen, ohne daß sie bei jenem Eindringen oder bei solchem Uebergewicht dieselben abzuwenden gewußt hätten? Ihr werfet ihnen die verschmitzteste und abgefeimteste Ränkesucht vor. Wie kommt es aber, daß sie mittelst dieser das Ausgesonnene und in Vollziehung Gebrachte nicht wenigstens zu lähmen oder doch zu mildern wußten, ungeachtet in dem Schlag auf Schlag sich Folgenden und unverkennbar

das Allerletzte Vorbereitenden dringliche Aufforderung genug gelegen hätte, alle Mittel (woran ja, an erlaubten wie an unerlaubten, bei ihnen ein schauervolles Arsenal vorhanden gewesen sein soll!) in Anwendung zu bringen? Ihr unterhaltet euch jetzt noch so gerne über ihre unermeßlichen Reichthümer. Wie kommt es aber, daß sie in einem Moment, in dem es sich entschieden über Sein oder Nichtsein handelte, diese wirksamste aller Minen nicht springen ließen? Ihr werfet ihnen vor, sie hätten mit Gift und Dolchen gespielt, wie Kinder mit Nüssen. Wie kommt es aber, daß von ihren anerkannten wüthenden Verfolgern in allen Reichen nicht ein Einziger vor dem einen oder vor den andern auch nur in Furcht schweben durfte, ja, wie ihr Benehmen zeigt, ihnen selbst davor nicht im mindesten bange war? Oder sollte, wer offen den Königsmord lehrt, heimlich denselben begünstigt, vor dem Mord von Ministern, und dazu feindseligen und barbarisch verfolgenden Ministern, zurückschaudern? Ihr werfet ihnen vor, die Moral wäre in ihren Händen wie Wachs gewesen, das je nach beliebigem Druck jede Gestalt angenommen habe. Wie kommt es aber, daß so viele Tausende Hunger, Noth, Elend jeder Art, den jahrelangen Aufenthalt in unterirdischen Löchern, in den scheußlichsten Kerkern der Untreue an ihrer Verpflichtung vorzogen; daß sie nicht, was so leicht möglich gewesen wäre, unter Darangabe von dieser bei ihren Verfolgern einige Gunst zu erbuhlen suchten? Wer sich's zur Aufgabe macht, andere mit Eiden spielen zu lehren, sollte dieser an dem seinigen mit so unerschütterlicher Festigkeit halten?

Um aber nochmals auf ihre Schätze zurückzukommen: wo waren dieselben? Ja, in ihren Kirchen, in ihren Sacristeien befand sich ein großer Reichthum von Kostbarkeiten; sie erachteten dies der Würde des Gottesdienstes angemessen. Von daher, von dem geplünderten und geschändeten Grabmal des heiligen Franz Xaver von Goa langten die neun Kisten Silbergeräthe und Edelsteine für Pombal an, womit er sein Haus, von einem

Madonnenbild das diamantene Halsband, womit in Rom der schändliche Alfieri seine Dirne schmückte! — Wohl besaßen sie in jedem Lande liegende Güter, die Jedermann kennen konnte, jene geträumten Schätze hingegen wurden nirgends gefunden, ungeachtet man ihnen mit bewaffneter Macht selbst an Orten nachspürte, welche der Anstand zu nennen verbietet. Warum sprach man hernach, als die Täuschung zerronnen, als die gehegte Erwartung unbefriedigt geblieben war, von einem Bettel, der nicht der Mühe sich lohne? Indeß ein Auskunftsmittel bleibt der blinden Anschwärzungssucht noch übrig: das Vorgeben, sie hätten ihre Schätze geflüchtet. Aber wohin denn, in welchen Winkel der Erde, da sie überall überfallen, geächtet, unterdrückt, beaufsichtigt wurden? Und wie sollten sie, während unter den damaligen Verhältnissen ihre einstige Herstellung das Undenkbarste unter der Sonne schien, wie sollten sie in ihrer nachherigen theilweisen Armuth und Verlassenheit dergleichen hilfreiche Schätze unberührt gelassen haben? Aber Schätze der Jesuiten, das ist ein Wort, welches jetzt noch, kaum ausgesprochen, eine Zaubergewalt auf Ohren und Gedanken von Tausenden übt.

Oder, nachdem in allen Ländern so entsetzlich gegen sie gewüthet worden, und als auch von daher, von wo sie dessen am wenigsten sich's hätte versehen sollen, der letzte zerschmetternde Schlag ausgegangen war, haben sie auch nur nachher die Welt mit Klagen angefüllt? Haben sie auch nur dieselbe mit Schmähschriften gegen ihre notorischen Verfolger überschwemmt? Haben sie in irgend einem Lande aus Rache Kabalen geschmiedet? Heraus mit den Beweisen hiefür, aber mit den klaren, actenmäßigen Beweisen, ansonst Wahrheit und Gerechtigkeit für den Verbrecher, ja sogar für den Jesuiten! Wolltet ihr aber die Wahrheit hören, so würde sie euch sagen, daß Clemens XIV zwar die Gesellschaft auflösen, nicht aber das einzelne Glied von der fortwährenden, moralisch sich selbst auferlegten Heiligachtung des Gelöbnisses freisprechen konnte,

welches Unterwürfigkeit unter den apostolischen Stuhl forderte, in der sie den König von Preußen sogar um Vollziehung des päpstlichen Ausspruches gegen sie baten, worin er zuletzt nicht seinem, sondern ihrem eigenen Willen Genüge that. Würden jene Verbindungen, welche am wildesten auf die Jesuiten einstürmen, ähnliche Fügsamkeit gegen gerechte, wie die Jesuiten gegen ungerechte Vorkehrungen bethätigen?

Zu dem Anstürmen gegen die Gesellschaft von Jesuiten muß es doch einen Beweggrund gegeben haben. Welches aber mag wohl derselbe gewesen sein? Alle damaligen Umstände, alles nachher Eingetretene, die ganze unberührte und durch keinen Zeitverlauf gemilderte, ja eher auf Wucher angelegte Vererbung des schäumenden Hasses an die Gegenwart weist uns auf die Rührigkeit der im Finstern gegen das Christenthum, als das Element der bisherigen Ordnung, wirkenden Verbrüderung; führt uns auf den **Grimm der Bleiwage gegen das Kreuzeszeichen.** In diesem, und einzig in diesem können wir den letzten, seines Zweckes sich klar bewußten und alleinigen Grund der damals wider die Gesellschaft Jesu angehobenen Verfolgungen und des, in verstärktem Maß auf unsere Zeiten herabgeerbten Tobens gegen sie finden.

Auffallend war mir immer die Warnung, welche vor vielen Jahren ein sehr hochgestellter Staatsmann einer der ersten Monarchien an seinen Sohn selbst gegen einen äußern und unschuldigen Anschluß an die Verbrüderung, mit folgender Erklärung richtete: „Ich war Lehrling und wußte nichts; ich war Geselle und wußte nichts; ich ward Meister und wußte nichts; ich ward Meister vom Stuhl und wußte nichts; da aber erhielt ich Gelegenheit, durch eine Ritze weiter zu blicken, und ich schauderte zurück. Darum rathe ich dir, bleibe ferne.“ Der Göttingische Professor Feder, eine durchaus ruhige und höchst

sittliche Natur, sagt ebenfalls: „Ich würde, wenn ich mit allem, was ich erfahren habe, noch einmal zu leben anfienge, nie wieder in irgend eine Gesellschaft eingehen. Denn gefährlich sind sie allemal für den unparteiischen Beobachter der allgemeinen Menschen- und Bürgerpflichten, leicht auch für die Geradheit des Charakters."

Der positive Christenglaube und dessen Organ und Hort, die Kirche, als der offene, zu Anerkennung und Aufrechthaltung der göttlichen Ordnung über das Erdenrund verbreitete Verein hat zweierlei Feinde. Man könnte die einen die theoretischen, die andern die praktischen, oder auch die speculativen und die activen nennen; häufig stehen beide Arten in engem Bund wider dieselbe. Die ersten sind diejenigen, welche die Kirche als starre Verfechterin obsolet gewordener Kindersagen, als hemmendes Blei an den aufwärts strebenden Geistesschwingen gering achten, und ihre Beseitigung als eine Wohlthat für das Menschengeschlecht preisen würden. Die andern sind diejenigen, welche als Feinde der bisherigen gesellschaftlichen Ordnung, zugleich den Aufbau auf ganz andern Grundlagen ruhender Gesammteinrichtungen anstrebend, die Gesellschaft daher als das größte Hinderniß ihrer Absichten hassen. Gewiß ist es nicht etwas Zufälliges, daß diejenigen alle, welche durch mancherlei Verfügungen das Untergraben der Kirche auf geheimem Wege, oder deren Beschränkung durch gewaltthätige Vorkehrungen offen betreiben, gewöhnlich jener geheimen Verbrüderung angehören. Jetzt ist es so, gleichwie auch damals, als der Sturm gegen die Gesellschaft Jesu ausbrach. Ferner ist es eine bekannte Sache, daß unter den protestantischen Geistlichen die entschiedensten Rationalisten und Indifferentisten insgemein diesem öffentlich-geheimen Bund angehören; daß die sogenannten „Wahrheitsfreunde" in Norddeutschland (eine unverhehlt zur Feindschaft gegen das Christenthum sich bekennende Secte und gleichgesinnte Vorläufer der nachherigen „Lichtfreunde") Tempel und Cultus in jenen geschlossenen Winkeln finden; daß endlich

in England die Freimaurer nicht nur als Widersacher der Puseyiten auf dem Gebiete der Wissenschaft oder des Glaubens, sondern als deren entschiedene Feinde auftreten; dieweil sie die zerrüttet geglaubte Grundlage des Christenglaubens wieder zu festigen beflissen sind. Oder sollte in all' dem Angeführten bloß ein zufälliges Zusammentreffen erkannt werden müssen?

Zwar mochte Massillon noch immer im vollen Bewußtsein seiner hohen Pflicht von der Kanzel zu Ludwig XV sprechen: „Welche Schmach für uns, Sire, wenn wir den Dienst der Wahrheit zum Dienst der Schmeichelei und der Lüge mißbrauchten? Wenn wir von dem Predigerstuhl, aufgerichtet, um die Großen zurechtzuweisen, falsche Lobsprüche spendeten; wenn wir, ferne davon, die Lehrer der Könige zu sein, zu feilen Sclaven der Eitelkeit und des Glückes uns herabwürdigten." Aber schon wagten Höflinge hierüber dem König zuzurufen: „Welch' ein frecher Mensch! Die Ehre Ihrer Regierung hat er angegriffen! Darf dieser Priester es wagen, dieselbe zu besudeln?" Denn bereits hatte Helvetius ohne Rückhalt verkündet: „Wenn die Priester im allgemeinen grausam sind, so rührt dieß daher, daß sie einst Opferer, d. h. Schlächter, waren; das Wesen ihres ursprünglichen Standes klebt ihnen immer noch an. Die Kirche ist ein Tiger."

Noch hatte der junge Abbé von Beauvais den apostolischen Muth, in Gegenwart der Madame du Barry und des gesammten verfaulten Hofes den König an die Pflichten des Fürsten zu gemahnen und das: „Tu es ille vir" mit gewaltigem Ernst ihm an das Herz zu legen; im folgenden Jahr aber ihm zuzurufen: „Die Stunde schlägt! Die Stunde des Gerichts naht! Noch vierzig Tage, und Ninive wird zerstört werden!" (Ludwig XV starb wirklich vor Ablauf dieser 40 Tage.) Noch einigte er in der Leichenrede auf den verlebten Monarchen alle

Kraft und allen Glanz der Beredtsamkeit zu Schilderung des Jammers seiner letzten Tage, sagte aber mit tiefem Blick in die bereits sich bildenden Zustände: „Mußte man denn, um einige alte Irrthümer zu beseitigen, die Wahrheit selbst antasten? Ja, fortan soll es keinen Aberglauben mehr geben, weil keine Religion mehr; keinen falschen Heroismus, weil keine Ehre mehr; kein Vorurtheil, weil keine Grundsätze mehr; keine Heuchelei, weil keine Tugend mehr. Verwegene Geister, schauet die Verwüstungen, welche euere Systeme anrichten! Erbebet über euern Erfolgen, über eine Revolution noch beklagenswerther als die Ketzereien, welche die Gestalt einiger unserer Nachbarstaaten umgewandelt haben.“ — Flugs rief der am Grabesrande stehende achtzigjährige Voltaire in das Publicum: „Der Prälat habe in seiner Leichenrede der Wahrheit und der Vernunft Hohn gesprochen, seinen Wohlthäter (Ludwig XV hatte den Abbé zum Bischof von Senlis ernannt) geschmäht.“ Ihn selbst aber grinste er an: „Ei, mein Hochwürdiger Herr! Sie wähnen Sich ein neuer Jeremias zu sein! Wollen auch Sie Ihren König verrathen, wie dieser Jude?“ Den Abbé Sabatier nannte er ähnlicher Ursache wegen „einen Elenden“. Und wie lange von dieser Zeit her stand es an, bis jemand in der kurzen Frist von zwei Jahren einen ganzen Band voll der unfläthigsten und blutdürstigsten Carrikaturen gegen die Geistlichkeit sammeln konnte? eine Fluth von Bildern mit Unterschriften, wie: „Der Clerus gesäubert, ausgepeitscht, bettelnd, zusammengehauen, der Vergiftung, des Mordes beklagt, geprügelt, aufgeschlitzt, verfolgt, an die Laternen gehängt, mit Hagelgeschütz niedergeschmettert, Räthe, Kinder, Höflinge des Satans, Bewohner der Hölle.“

Es war im Jahr 1752, als ein Engländer, eingeweiht in die letzten Absichten des geheimen Bundes, zu Ancona dem P. Raffay, Professor der Philosophie in dem dortigen Collegium, in vertraulichem Augenblicke, weil er Zuneigung zu ihm gefaßt hatte, die Eröffnung machte: „er wäre jung und noch durch kein

Gelübde gebunden, darum würde er wohl am zuträglichsten sich berathen, wenn er eine andere Laufbahn in's Auge faßte; denn kaum dürften bis zu Vernichtung der Gesellschaft noch zwanzig Jahre verfließen." Als hierüber betroffen der Professor fragte: wodurch denn dieselbe ein so bitteres Loos möchte verschuldet haben? erhielt er zur Antwort: „Ohne Frage sind manche Glieder Ihrer Genossenschaft hoher Achtung werth; aber der Geist, welcher dieselbe belebt, steht unsern philanthropischen Absichten für die Menschheit im Wege. Ihr lehrt die Christen im Namen Gottes der Kirche, die Menschen ihren Königen gehorchen, und schlaget sie dadurch in Fesseln. Ihr werdet zuerst springen, dann die Despoten."

Sollte es bloßer Zufall gewesen sein, daß alsbald nach Unterdrückung der Gesellschaft die Gebäulichkeiten ihres berühmten Noviciathauses in Paris zur einen Hälfte in einen Freimaurerwinkel, zur andern in ein förmlich eingerichtetes Serail von feilen Dirnen verwandelt wurde? Möchte man hierin nicht eher den Ausbruch höhnender Siegestrunkenheit erkennen? Es war dasselbe dämonische Grinsen, welches vierzig Jahre später in Deutschland durch verwandte Geister Aehnliches trieb; z. B. in einer Bischofsstadt das von einem ehemaligen Oberhirten errichtete und ausgestattete Priesterseminar in ein Spital ausschließlich für Syphilitische verwandelte, und einzig durch Zufall zurückgehalten ward mit den Marmorsäulen des Hochaltars einer berühmten Klosterkirche den Eingang zu einem Theater zu zieren.

Alsbald der große Wurf geschehen, der mächtige Wehrstein an dem Bau der Kirche gebrochen war, konnten diejenigen, welche der Gründe der Unterdrückung der Gesellschaft Jesu am klarsten sich bewußt waren, die Früchte der gelungenen That, in ruhiger Erwartung des sichern Heranreifens aller übrigen, unmittelbar und augenblicklich auf dem Felde der Erziehung ärnten.

Denn daß die Entfernung der Jesuiten von den Lehranstalten hier ein Hauptbeweggrund ihrer Unterdrückung war, dort dieselbe zur erwünschten Folge hatte, sieht man aus dem, was durch

die Genossen der geheimen Verbrüderung in allen Ländern geschehen ist, aus dem Triumphgeschrei, welches sie gerade deßwegen am lautesten erhoben haben. In Portugal mußte, um die veranlaßte unermeßliche Lücke auszufüllen, zusammengetrieben werden, was man an unreifen Köpfen, dünkelhaften Halbwissern und windigen Sophisten nur immer aufraffen konnte. Bereitwilligkeit, jeden Rest des Glaubens in ministeriellem Sinne zu verflachen und bald möglichst vollends zu verjagen, ward höher geschätzt als wissenschaftlicher Ernst. Die Eltern wurden durch willkürliche Strafen gezwungen, ihre Söhne auf die hohe Schule der Religionsverachtung zu schicken. — In den Rheinlanden wurden die Hochschulen zu Mainz und Bonn gestiftet, um den heranwachsenden Priestern den Febronianismus und Rationalismus ihrer hohen Patrone einzutrichtern. — Von Wien konnte ein Protestant bezeugen: „an der Brust der Geistlichkeit werde unter dem Namen Theologie die philosophische Schlange genährt." — Maria Theresia lebte noch, und schon konnte Cardinal Migazzi ihr seine Bekümmerniß über Gegenwart und Zukunft eröffnen, als er ihr sagte: „Die Kirchenzucht in ihren Grundlagen zerwühlen, das ganze Gebäude der Religion zerstören, umgestalten, über den Haufen werfen, das hieße, Hrn. Stöger zu Folge, zwischen alter Lauterkeit und den Mißbräuchen der neuesten Zeit die Mitte halten. — „Durch die Betriebsamkeit unserer Brüder," schrieb einer der Adepten in Bayern, „sind die Jesuiten von allen Professorsstellen entfernt worden. Wir haben die Universität Ingolstadt von ihnen gesäubert." Ein anderer Adept schrieb: „Muß uns daran gelegen sein, die gewöhnlichen Schulen für uns zu haben, so liegt noch weit mehr daran, daß wir uns der geistlichen Seminarien und ihrer Oberen versichern. Mit diesen Leuten gewinnen wir den vornehmsten Theil des Landes; — dergestalt kommt das ganze Volk in unsere Hände."

In Frankreich gieng die Sorge um Herstellung der verödeten Collegien und Unterrichtshäuser auf die Parlamente über, oder

wurde von diesen ohne Mühe an sich gerissen werden. Da aber mit einmal eine unzählige Menge Stellen zu besetzen waren, konnte es nicht schwer fallen vorzügsweise solche Leute an dieselben zu bringen, von denen man sich eines Wirkens in demjenigen Geist versichert halten durfte, welcher den so unabsehbar folgereichen Umschwung bereitet hatte. Dieser Geist wurde zugleich den Formen eingeimpft, womit man die neuen Anstalten bekleidete.

Keine sechs Jahre waren seit Unterdrückung der Jesuiten vergangen, als in Frankreich Stimmen über unbemessen um sich greifenden Unglauben und Gottlosigkeit bereits laut wurden. Keine sechs Jahre waren vergangen, als ein General-Anwalt vor dem Parlament zu Paris erklärte: „Nicht ein Winkel mehr sei ihm bekannt, in welchen die philosophische Verpestung nicht eingedrungen wäre. Ueberall würden durch die Gluth der Gottlosigkeit die Seelen versengt, die Herzen dürr: Weiber entschlügen sich ihrer heiligsten Pflichten, um in den Lehren des Unglaubens sich umzusehen. Die Grundpfeiler der Gesellschaft würden zernagt. Eine wahre Sündfluth von Schriften, erzeugt aus Irreligiosität und Gesetzverachtung, sei über das Land hereingebrochen, und selbst die Kunst in den Dienst solcher Verderbniß getreten."

Zu eben der Zeit, als die dem Christenthum feindseligen Lehren ihre ungestörte Verbreitung fanden und Choiseul der Sorbonne eine Beleuchtung derselben und ihrer Folgen förmlich verbot, schon im Jahr 1770 erklärte der General-Anwalt Seguier offen: „Der Gottlosigkeit genügt es nicht, sich die Geister unterthänig zu machen; sie will jeden Gedanken an Gott aus unsern Herzen herausreißen. Ihr ruheloser, waghalsiger, jeder Abhängigkeit feindseliger Geist geht zugleich darauf aus, alle bürgerlichen Einrichtungen umzustürzen. Dann erst wird sie am Ziele ihrer Wünsche sich glauben. Alsdann werden in dem allgemeinen Gewirre wahrscheinlich diese angeblichen Philosophen, diese unabhängigen Geister, um über den gemeinen Haufen sich

emporzuschwingen, auftreten und den Völkern vorreden, daß diejenigen, welche sie aufzuklären verstanden hätten, auch allein fähig wären sie zu leiten. In dem Charakter, in der Regsamkeit, in der Neuerungssucht unseres Volkes wird die schrankenlose Freiheit weitere Mittel finden, um die furchtbarste aller Revolutionen zu bereiten."

Mit der Entfernung der Gesellschaft von aller Erziehung, ward der größte Theil von Frankreichs Jugend dem Einfluß derjenigen ausgeliefert, die zwar schwerlich eine Revolution in so weitem Umfang wollten, wie sie ihn zuletzt gewonnen hat, die aber doch auf eine gänzliche Umgestaltung aller bisherigen Grundlagen und alles dessen, was auf dieselben gebaut war, hinarbeiteten. Es kann nicht widersprochen werden, daß weitaus der größte Theil der durch die Entfernung der Gesellschaft erledigten Lehrstellen den Gegnern derselben und damit deren Grundsätzen, deren Bestrebungen und deren Erziehungspraxis übergeben, durch diese der Jugend diejenigen Lehren als die untrüglichen eingepflanzt wurden, welche die Jesuiten ferne von ihr halten zu müssen geglaubt hatten.

Man darf nur auf den größten Theil der hauptsächlichsten Theilnehmer und Gewaltigen der Revolution einen Blick werfen und man wird sich überzeugen, daß ihre Jugend in die Zeit müsse gefallen sein, in welcher die Gesellschaft Jesu bereits von allen Unterrichtsanstalten entfernt war; daß denselben mithin andere Grundsätze, andere Ueberzeugungen mußten beigebracht, eine andere Richtung gegeben worden sein. Es bietet zu Würdigung der Folgen, die aus jener Unterdrückung erwachsen sind, einen höchst merkwürdigen Haltpunkt, wenn man überschaut, wie viele, nicht bloß Anhänger, sondern wirkliche Scheusale der Revolution einzig aus dem den Jesuiten entrissenen Collegium Ludwigs XIV

hervorgegangen sind. Wollte man weiter nachforschen, so würde man zuverlässig bei andern Anstalten auf ein bestätigendes Resultat geführt werden. Aus jenem Collegium ist hervorgegangen der Minister Lebrün, welcher das Todesurtheil gegen Ludwig XVI besiegelte, ihm es ankündigte, der Vollziehung beiwohnte und der Versammlung Bericht darüber erstattete: ferner Robespierre zusammt seinen Henkersknechten Sijas und Pilot, von denen der eine „die Arbeiten der Guillotine" in Paris zu beaufsichtigen hatte, der andere an Robespierre schrieb: daß der Anblick, wie die Lyoner zu Hunderten hingemetzelt würden, seine Gesundheit herstelle. Aus ihm giengen hervor Camille Desmoulins und Chenier, die Posaunen der Revolution; dasselbe lieferte im weitern die Blutmenschen Freron, Noel und Tallien; es hatte jenen Audrein groß gezogen, der zum Dank, weil er aus den Papieren des Königs Anklagen auf ein Todesurtheil herausgefunden und für dieses gestimmt hatte, durch seine Spießgesellen dem Bisthum Quimper aufgezwungen wurde; gleich ihm war dessen Zögling ein gewisser Poiron, der aus gleich unsaubern Händen das Bisthum Arras, Dumouchel, der das Bisthum Nimes, Desbois, der das Bisthum Amiens annahm. Gewiß waren diese Genannten nicht die einzigen Zöglinge des Collegiums, die auf der Bahn der Revolution ihren Lauf nahmen, viele andere mögen die dort eingesogenen Lehren, vielleicht nur in minder auffallender Weise in das Leben hinübergetragen haben.

Eine negative Förderung, welche der Revolution gleichfalls aus der Unterdrückung der Jesuiten erwachsen ist, läßt sich ebensowenig übersehen; auch ist dieselbe nicht minder bedeutend. Ein Beispiel der Gewaltthat, nämlich der Rechtszertretung, der Beraubung, der massenweisen Beurtheilung unter etlichen legalen Formen war gegeben; es war gegeben auf eine überraschende Weise; gegeben von daher, von wo es einen Einfluß auf die Gesinnungen unfehlbar üben mußte; gegeben gegen eine zahlreiche Menge Individuen, die bis dahin in der öffent-

lichen Meinung hoch gestanden hatten. Je auffallender, je tiefer greifend, mit je größerer Autorität umzogen ein Beispiel des Unrechts ist, desto weiter und tiefer erstreckt sich seine Wirkung über und in die Gesellschaft; desto gewaltiger erschüttert es den Glauben an die Unantastbarkeit des Rechts; desto sicherer stumpft es bei vielen das sittliche Gefühl ab. — Lally-Tollendal sah gewiß richtig, wenn er bemerkt: „daß die ungerechte Aufhebung der Gesellschaft Jesu den Verfall der Ordnung nach sich geführt habe, als unvermeidliche Folge eines großen Unrechts. Der öffentlichen Erziehung aber sei dadurch eine bis auf jenen Tag unheilbare Wunde geschlagen worden. Nur zu gut habe der Parlaments-Präsident Seguier, obwohl durch seine Collegen überwältigt, als ehemaliger Zögling der Jesuiten gewußt, wie ungerechter Weise sie seien verschrieen worden."

Es ist auffallend, wie, kaum Pius VII die Anerkennung der Gesellschaft über die gesammte Kirche ausdehnte, die Feinde beider für das Breve Clemens XIV jene Infallibilität in Anspruch zu nehmen suchten, welche sie sonst dem Oberhaupt der Kirche, wenn dasselbe auch über die tiefgreifendsten Fragen ex cathedra spricht, entweder gar nicht zuerkennen, oder selbst in Spott zu verkehren beflissen sind. Die Frage: ob so viele genehmigende, begünstigende, anpreisende Stimmen von sechs-undzwanzig Oberhäuptern der Kirche, von Pauls III Bulle Regimini militantis Ecclesiæ, bis zu derjenigen Clemens XIII Apostolicum, nicht allermindestens eben so großen Gewichts seien, als diejenige eines bestürmten, bedrohten, in mannigfaltige Unfreiheit verstrickten Papstes, — diese Frage kam nicht einmal in Betracht; die Summe der bauenden, erhaltenden, rechtfertigenden Zeugnisse sollte vor dem einzigen niederwerfenden, zerstörenden in unwiderrufliche Nullität sich zurückziehen!

Für mich lag von jeher die beste Apologie der Jesuiten in der Persönlichkeit ihrer lautesten, lärmendsten, bittersten Feinde. Allein hier, da ich in einem Lande und zu einer Zeit schreibe, wo das bloße Wort Jesuit alle dämonischen Gewalten entfesselt hat, ist es nothwendig, daß ich vor allem gegen jedes Mißverständniß, gegen jede falsche Deutung, vorzüglich aber gegen den Vorwurf ungerechten und leichtfertigen Urtheils über höchst achtungswerthe Personen mich verwahre. — Wir wissen aus der ältern, wie aus der neuern Geschichte der Gesellschaft und könnten es noch außerdem der Wichtigkeit der Sache selbst entnehmen, daß beinahe überall, wo die Frage über deren Berufung in ein Land oder in eine Stadt der Erörterung durch befugte Personen anheimfiel, eine Verschiedenheit der Meinung sich offenbarte.

Schreiben die Jesuiten Bücher; man läßt ihnen diese Freiheit; sicher aber ist es, daß, wenn der Verfasser als solchen sich zu erkennen gibt, man irgend darin etwas auswittern und ihm zum Vorwurf machen wird, was, hätte ein anderer vom ersten bis zum letzten Wort gleichlautend es geschrieben, schwerlich darin wäre gefunden worden. Treten sie als Prediger auf, man läßt sichs gefallen; aber gewiß muß ihr Vortrag einen versteckten Zweck haben, auch wenn derselbe sich nicht ergrübeln läßt, und den er gewiß nicht hätte, wäre die Predigt von einem andern gehalten worden. Wollen sie Beicht sitzen, man läßt sie gewähren, und zuckt höchstens die Achseln über diejenigen Personen, welche an ihrem Beichtstuhl sich einfinden mögen. Nicht das Bücherschreiben, nicht das Predigen, nicht das Beichthören ist's, um dessentwillen man die Jesuiten nicht dulden will, sondern dann vorzüglich, wenn sie der Jugend sich annehmen, wenn sie als Erzieher auftreten wollen, besonders wenn künftige Priester durch sie gebildet werden sollen, dann müssen die Schildwachen von dem einen Ende des feindlichen Heerlagers zu dem andern das: **Hannibal ante portas!** sich zurufen.

Der Zeit- und Weltgeist weiß es wohl, daß die Schulen der Kampfplatz sind, auf welchem entschieden werden soll, wem die Zukunft gehöre. Er sieht es wohl, daß, wenn ihm die Jesuiten auf diesem Boden begegnen, er es mit hochverständigen, kunsterfahrenen, umsichtig und nachhaltig wirkenden Männern zu thun hat. Es mag sein, daß ein anderer für den Unterricht mehr Mittel besitzt, zu demselben größere Gewandtheit mit bringt, Mannigfaltigeres zu leisten vermag, glänzendere Erfolge aufzuweisen im Stande ist, daher ohne Besorgniß hierin mit dem Jesuiten sich messen, ihn vielleicht weit hinter sich zurücklassen dürfte. Aber die Erziehung, das ist's, was er fürchtet, das ist seine schwache Seite; über seine Tüchtigkeit zu dieser Kunst, der ersten und wichtigsten von allen, darüber kann er sich nicht ausweisen, denn sie kann und soll wohl mit dem Unterricht Hand in Hand gehen, ist aber ganz verschiedener Natur von jenem. Auch fordert der Zeitgeist von seinen Bestallten nichts weiter, als daß sie bestmöglichst und mit möglichst vielem das Gedächtniß anbauen und hiemit mehr oder minder zu operiren lehren, dabei mag das Herz und die Willenskraft brach gelassen werden; oftmals noch sehr glücklich, wenn nur dieses! Er fürchtet eine zu festem Glauben, zu treuer Anhänglichkeit an die Kirche, zu freudigem Gehorsam, zu schöner Bescheidenheit, zu wahrer Gewissenhaftigkeit, zu ächter Frömmigkeit erzogene Jugend.

Die Zeugnisse über Tüchtigkeit der Jesuiten in dem großen und schwierigen Werke der Erziehung folgen sich von Baco an ununterbrochen durch die Folge der Zeiten hinab bis auf unsere Tage, und zwar durch die ausgezeichnetsten Männer, durch die hervorragendsten Intelligenzen, selbst durch solche, welche man nicht als Pfeiler der Religiosität anerkennen wird wie Voltaire. Der Protestant Grotius darf neben Pascal doch wohl eine Geltung in Anspruch nehmen. Jener sagt über sie: „Tadellos sind ihre Sitten, ihre wissenschaftliche Bildung ist gut, ihr heiliger Wandel gewinnt ihnen großes Ansehen bei dem

Volk. Mit Weisheit wissen sie zu befehlen, in Treue gehorchen sie.

Selbst die Behauptung soll nicht angefochten werden, daß die Jesuiten unserer Zeit wissenschaftliche Notabilitäten, wie ihnen dieselben früher niemals mangelten, nicht aufzuweisen haben. Das aber ist heutzutage nicht das eine Nothwendige; weit mehr muß in Zurückführung der Jugend zu gediegener Gesinnung, in der Christianisirung der heidnisch gewordenen Zeit die Bürgschaft einer gedeihlichen Zukunft gesucht werden. Sind nun die Jesuiten nicht die einzigen, welche dieß können, so sind sie doch diejenigen, welche es am entschiedensten wollen; deren Betheiligung daher bei der Bildung der Jugend, zumal künftiger Priester eine so hochwichtige Sache ist. Denn vorzugsweise bei diesen, und für dieselben besonders in dem Maße, in welchem sie zu einstiger Wirksamkeit unter dem Volke berufen sind, kommt es ungleich weniger auf den Umfang des Wissens in allerlei Fremdartigem an, als auf feste Anhänglichkeit an das eine Nothwendige und diejenige Institution, welche zu dessen Bewahrung der Menschgewordene eingesetzt: auf Glaubenstreue, Herzensreinigkeit und Pflichteifer. Die weltlichen Gewalten, welche bei Entscheidung über Tüchtigkeit des künftigen Priesters neben das geistliche Ansehen sich hineingedrängt haben, geben schon dadurch an den Tag, welches Gewicht sie auf jenes legen, was doch das erste und letzte sein sollte, daß sie dieses gegen ein verlangtes Allerlei ex omni scibili nur allzusehr in den Hintergrund treten lassen.

Hat es aber mit dem Vorgeben, daß die Jesuiten nur einen geistabstumpfenden Mechanismus einzutrichtern verstünden, daß es innerhalb der Mauern ihrer Erziehungshäuser so finster aussähe, daß sie selbst sogar unfähig wären, die Jugend zu wecken, zu bilden, zu gewinnen, seine volle Richtigkeit: wie kommt es denn, daß es eine so große Seltenheit ist, unter ihren Zöglingen einen zu finden, der nicht nachher noch Liebe zu ihnen bewahrte, der nicht mit Achtung von ihren Personen,

mit dankbarer Rückerinnerung von der Zeit spräche, die er bei ihnen zugebracht? Wie leicht, wenn Grund zur Klage mit Liebe zur Wahrheit sich verbände, würde es nach der Befreiung aus einer solchen Zwangs- und Verbildungsanstalt ihnen nicht fallen, offen wider dergleichen Erzieher das Wort zu ergreifen, da sie von ihnen nichts mehr zu fürchten oder zu hoffen, vielmehr das Entgegenjubeln so vieler Tausende zu warten hätten?

Gehet z. B. an einem Vacanztage nach St. Saba, beobachtet die Hunderte künftiger Priester für Deutschland vom Collegium Germanicum, bewegt euch unter ihnen, unterhaltet euch mit ihnen, nehmet Theil an ihren, jetzt geistigen, jetzt körperlichen Erholungen: was tritt euch entgegen? eine Schaar blühender Jünglinge, sittliche Reinheit ihr Gepräge, Zufriedenheit in ihren Blicken, Fröhlichkeit aus ihnen strahlend, Freiheit in Allem mit geziemender Schranke, Spiel und Scherz, Ernst und Wißbegierde, je nachdem die Saite berührt wird, ungehemmte Bewegung durch Haus und Garten, und unter ihnen der Pater Rector und sein Assistent, unterschieden bloß durch Alter und Kleidung, aber in ihrer Mitte weilend mit dem Wohlwollen, mit der Liebenswürdigkeit, mit der Zufriedenheit von Vätern, die unter einer Schaar hoffnungsvoller, geliebter, anhänglicher, leitsamer Söhne sich bewegen, an einer Stätte, an welcher nicht das Wort, sondern das beiderseits wohlverstandene Wechselverhältniß Gesetz, Maß und Regel vorschreibt. Hier spreche ich als Augenzeuge, als redlicher Beobachter. Es war einer der anmuthigsten Nachmittage während meines Aufenthaltes in Rom derjenige, welchen ich dort zubrachte. Und damit nicht Jemand etwa meine, man habe gleichsam eine Parade veranstaltet, so ist zu bemerken, daß ich dorthin gekommen bin, ohne daß man es wissen konnte, daß ich eingetreten bin in einem Augenblicke, in welchem die ganze Schaar noch voller Lust in der freiesten Bewegung sich fand.

Sollte ein einnehmenderer, sollte es ein Besseres versprechender Anblick sein derjenige Haufen junger Leute,

die in Tabaksqualm, hinter schäumenden Bierhumpen, unter dem Gesang von Zoten sitzen, mit zweideutigen Späßen sich gegenseitig erquicken, die Staatseinrichtungen zurechtpoltern oder über die Lehrer herfahren? Aber freilich jene werden es einst zu ernst nehmen, sie werden Begriffe von dem Wesen, der Würde, den Pflichten gegen die Kirche und damit des Priesters mitbringen, die ihr zu den ausländischen Seltenheiten machen möchtet; aber die Bildung zu ihrer Bestimmung ist jenseits der Berge vollendet worden, darum werden sie Ultramontanen sein, indeß die befriedigendste Aussicht vorhanden ist, daß die andern als fügsame Werkzeuge des Oberamts, wenigstens als wackere Bierkumpane des Herrn Amtrevisors bestens sich qualificiren werden.

Wollte man den Versuch machen und zehn junge Leute zum Unterricht, zur Erziehung und zur Heranbildung für den geistlichen Stand einer durch Jesuiten geleiteten Anstalt übergeben, und ebensoviele zu demselben Zweck den in Deutschland nunmehr gewöhnlichen Weg machen lassen, hierauf ihnen insgesammt christliche Gemeinden auf dem Lande zur Leitung anvertrauen, und sodann nach Verlauf einiger Jahre genau untersuchen, wo unter dem Volke größere Pünktlichkeit in Besuch des Gottesdienstes und in Beobachtung der Religionsvorschriften, wo größere Anhänglichkeit an die Kirche und an alle ihre Verordnungen, wo entschiedenere Festigkeit in dem wahren katholischen Glauben, wo größere Eingezogenheit und Sittlichkeit, festere Ordnung und Redlichkeit, wo überhaupt ein zu schönerer Lebensthätigkeit durch das Christenthum angehauchter Geist, unter den so verschiedenartig Herangebildeten selbst aber größere Einfachheit, Berufstreue, Zufriedenheit, Unterordnung unter Obere, alles dasjenige herrsche, was den wahren Priester ziert und ehrt — wie würde wohl der Versuch ausfallen, welche Ergebnisse würde er darbieten? Das eben ist die große Kunst der Väter, daß sie nicht allein den Knaben und Jüngling mit den schönen Vorzügen der menschlichen Gesellschaft in der edleren

Bedeutung des Wortes und zu den Anforderungen seines künftigen Berufes auszustatten, von diesen ein klares Bewußtsein und zu deren Erfüllung einen treuen Ernst hervorzurufen, sondern zugleich seine Individualität zu respectiren, seine Anlagen zu veredeln wissen, nicht aber sie unterdrücken oder zerstören. Ich habe in der Ritterakademie zu Innsbruck den Knaben eines Freundes besucht, der, mit vorzüglichen Geistesgaben ausgestattet, auf dem Lande jedoch, unter weiblicher Aufsicht, die ihn durchgreifend nicht zu leiten vermochte, eine Zeitlang herangewachsen, einem jungen Wildfang glich, dessen Anlagen aber unter mancherlei Unfügsamkeit immer wieder durchblitzten. Nachdem ein tüchtiger Mann mit dem schönsten Erfolg ihn zu unterrichten begonnen, wurde er, kaum zehn Jahre alt, den Jesuiten übergeben. Er befand sich, als ich nach Innsbruck kam, erst drei Vierteljahre unter ihrer Leitung und ich war ganz überrascht von der Veränderung, die in dieser kurzen Zeit mit dem Knaben vorgegangen war. Derselbe hatte von seiner angebornen Lebhaftigkeit nicht das Mindeste eingebüßt, dagegen erwies er sich leitsam, bescheiden, wißbegierig, und hatte bereits den Anstrich eines Zöglings gewonnen, der auch in dem Umgang mit ältern Personen für sich zu interessiren weiß.

Bot und bietet der Orden nichts anderes dar als die Aussicht auf jene vermeinte Weltherrschaft; konnte und kann er einzig durch die trügerischen Reize von dieser zu derjenigen Hingebung an denselben locken, welche er von seinen Gliedern fordert; darf das edlere Verlangen, seine Kräfte den höchsten Bedürfnissen des Menschengeschlechts in Bildung der Gemüther zur Gotteserkenntniß und Gottesliebe, in Leitung der Seelen zu dem obersten Ziele des Daseins zu widmen; darf der uneigennützige Heldenmuth, unter Entsagung, Beschwerden, Gefahren, Martern und Tod dem Glauben Bekenner, der Kirche

Kinder, den Seelen das ewige Heil zu gewinnen; darf die Sehnsucht, unter Armuth, Entbehrung, Gehorsam, Aufopferung für andere, unter Furcht und Zittern um sich selbst, in der weltüberwindenden Hoffnung des ewigen Gnadenlohnes zu wurzeln; — darf und kann dieses alles, als verschiedene, aber überwiegende Beweggründe des Eintrittes in die Gesellschaft nicht in Anschlag kommen, durchaus nicht, wie der blinde Eifer so kecklich behauptet, — dann fürwahr ist dieselbe die unerklärlichste Erscheinung in der Weltgeschichte. Da der gesammte Orden zur Zeit seiner Aufhebung über 20,000 Mitglieder zählte, so darf man mit Recht fragen: wie mochten vernünftiger Weise einem solchen Trugbild von Herrschaft jährlich so viele Hunderte damit nachjagen, daß sie bereitwillig ihre Jugend in strenger Zucht, unter schwerer Prüfung, in langer Vorbereitung zubringen, alsdann der äußersten Armuth, jederlei Entbehrung und Pflichterfüllung, bei gänzlichem Aufgeben des eigenen Willens, sich unterzogen? daß sie das Liebgewordene an das Widerstrebende, die Gewohnheiten der Heimath an die Beschwernisse der unwirthlichen Fremde, die Ruhe des Hauses an die Stürme der See und an die Schauer des mißbehaglichsten Klima's, das Weilen im Schoße der Civilisation an die Unstäte unter ungezähmten Wilden, und die unangefochtene Sicherheit Europa's an die Kerker, Folterwerkzeuge und Mordwaffen China's und Japan's ohne Zaudern, ohne Widerrede vertauschten? Hätte jene Weltherrschaft in Beziehung zu der Gesammtheit sogar in Wahrheit bestanden, für den einzelnen wäre sie doch nur ein Trugbild, eine Nebelgestalt gewesen. Denn, wie beschränkt oder wie sehr von Herrschsucht gestachelt man den einzelnen sich denken möge, der einen wie der andern Voraussetzung mußte es doch hell genug einleuchten, daß zu jenem obersten Ziel der Herrschaft, oder auch nur des geringsten Antheils an derselben von Hunderten nicht Einem zu gelangen möglich werde. Aber ja, sie hat sich eine Herrschaft erworben, die Gesellschaft, eine Herrschaft, an welcher jeglicher Theil

nehmen mochte; diejenige, deren Unterlage die Achtung und das Vertrauen, deren Erwerbsmittel Religiosität, Tugend, Selbstaufopferung, edle Bildung des Geistes und des Herzens sind!

Ihr aber, die ihr so sehr die Rückkehr dieser Herrschaft fürchtet, die ihr so aus allen Kräften dagegen euch anstemmen zu müssen glaubet, die ihr so erbauliche Reden über Civilisation und deren Segensfrüchte, so prunkvolle Lobpreisungen des Fortschrittes zu halten wisset: nennet die Völker, welchen ihr die echte Civilisation, bloß mit dem Crucifix in der Hand und dem Rosenkranz im Gürtel, gebracht habet! Zählet sie auf die Seelen, denen durch euch Kraft in des Lebens Mühsalen, Trost in seinen Bekümmernissen, innere Ruhe unter den Stürmen der Leidenschaften und eine helle Leuchte aus dem irdischen Dunkel zu dem ungetrübten Glanz des Himmels geworden ist! Gebet uns Kunde von den Ländern, in die durch euer Bemühen Ordnung, Zufriedenheit, Einigkeit, gegenseitiges Wohlwollen, wahre Liebe eingekehrt ist! Weiset sie auf die Blutzeugen, die euere Gesinnung stark gemacht hat, um selbst die Qualen der Kerker, die Peinigungen durch Henkersknechte zu ertragen, und im Hinblick auf eine jenseits winkende Krone so ruhig heiter das Blutgerüst zu besteigen, wie ihr vielleicht die Treppe hinangeht, die euch zu einem Bacchanal führt!

Da ich die Rückreise von Rom nach der Schweiz in Gesellschaft eines kurz zuvor zum Priester geweihten Germanikers (Hrn. Dominicus Gmür von St. Gallen) machte, und dieser angewiesen war, unterwegs in den Collegien der Gesellschaft seine Unterkunft zu suchen, so fand ich mit ihm freundliche Aufnahme in denjenigen aller Städte, durch welche der Weg uns führte. Von Loretto bis nach Innsbruck habe ich überall, wo Häuser der Jesuiten sich befinden, in diesen mich aufgehalten; überall bin ich in der zuvorkommendsten Weise empfangen, auf's

wohlwollendste behandelt worden; überall habe ich Männer von den edelsten Grundsätzen, von den einnehmendsten Manieren, von ungemeiner Milde und Sanftmuth gefunden. Der Grundsatz des Ordens, über nichts, was demselben widerfährt, zu klagen, alle Angriffe schweigend über sich ergehen zu lassen, den bittersten Verunglimpfungen Geduld und Schonung entgegenzustellen, und hierin dem Vorbild desjenigen zu folgen, „welcher nicht schmähete, da er geschmähet war, nicht drohete, da er zu leiden hatte, und denjenigen freiwillig sich übergab, die ein ungerechtes Urtheil über ihn herbeiführten," ist in den Charakter der Individuen übergegangen, deren Name die Jüngerschaft gegen ihn andeutet.

In allen Häusern des Ordens konnte ich ungesucht die genaueste Pünktlichkeit im Kleinen wie im Großen, im geringfügig Scheinenden wie in Wichtigem bemerken; Unverdrossenheit in jedem Moment, in welchem die Obliegenheit rief, die heiterste Gesellschaft in den Viertelstunden, welche der Erholung gewidmet, — aber auch diese eingehalten nach unverbrüchlicher Vorschrift; daneben ein anerkennenswerthes Bestreben der Obern, mir jeden Orts den Aufenthalt angenehm zu machen, ohne darunter in der eigenen freien Bewegung mich zu hemmen oder sich selbst in der vorgeschriebenen Ordnung stören zu lassen. Unter solcher doppelten Rücksichtsnahme gewinnt die Gastfreundlichkeit ihre wahrhaft erfreuende Seite, wird das Verweilen in einem solchen Hause zur Annehmlichkeit, jede Bedenklichkeit, lästig zu fallen, alsbald beseitigt.

An mehrern Orten, namentlich in Reggio und zu Innsbruck, bin ich in die Erziehungsanstalten der Gesellschaft geführt worden, ich habe die Classen in Augenschein genommen von denjenigen der jüngsten Schüler bis hinauf zu denen, welche der Vollendung ihrer Studien nahe stehen. Ich spreche nicht von den schönen, zweckmäßigen Räumlichkeiten, welche allein schon das Verweilen in denselben zur Freude machen; das sind außerwesentliche Dinge, die vielleicht da oder dort der Gesellschaft eher mögen gegeben,

als durch sie angeordnet worden sein. Aber der Eindruck, welchen die Zöglinge aller Altersstufen auf den Eintretenden machen müssen, das ist ihr Werk. Überall sah ich an denselben die Farbe blühender Gesundheit.

Im Theresianum zu Innsbruck wurde ich auch in die Kleiderkammer der Zöglinge geführt. Ich darf mit Recht sagen, daß die verständigste und besorgteste Hausfrau schwerlich so zahlreichen Vorrath genauer und besser in Ordnung halten könnte, als ich es hier sah. Nicht minder anständig (das Wenigste, was ich davon sagen kann) und zugleich räumlich fand ich ihr Refectorium, wo eben die Tische gedeckt standen.

Bald nach meiner Rückkehr in die Schweiz staunte ich, in den öffentlichen Blättern zu lesen, der P. Provincial der Gesellschaft Jesu und die Regierung von Luzern hätten sich über die Bedingungen verstanden, unter welchen jene die Leitung des zu errichtenden Priesterseminariums übernehmen würde.

Sobald diese Nachricht ruchbar wurde, ertönten die Posaunen des Radicalismus und der Negation von einer Gränze des Landes bis zur andern, und immer lauter und schrillender wurde geblasen, und es drangen die Töne in alle Winkel und in alle Schenken selbst durch alle Schulen; und immer mehr wurden die Ohren betäubt, und immer rüstiger wurde mittelst der Preßbengel die Urtheilskraft zu Boden geschlagen, und immer gründlicher die Ueberlegungsfähigkeit ausgefegt; und rabiater schallte es aus allen Tiefen von Tag zu Tag jenen unausgesetzten Posaunenstößen entgegen. Da ward mir hinsichtlich jener schon lange gewonnenen Würdigung der Feinde der Gesellschaft und der Gründe des Hasses gegen sie von Tag zu Tag wesentliche Bestätigung. Waren sie sich dessen bewußt oder nicht? Immerhin mußte der Gegensatz, den die Jesuiten wider das Wesen der auf der Höhe der Zeit Rasenden bilden, kraft unbe-

zwinglicher Naturnothwendigkeit alles Entgegenschäumen in seinen Grundtiefen aufwühlen, und den flammenden Gischt bis zu den Eiszinnen der Gebirge hinansprühen. Bei den Gehaßten volles Hingeben an die Kirche in ihrer concreten Gestalt, bei den Hassern verächtliches Geringschätzen oder frevelmüthiges Niederdrücken derselben bei unheimlichem Mahnen, daß auch sie einst in diese getragen worden; bei jenen das stäte Bild wohlgefügter Ordnung, bei diesen ein Valetsagen aller Ordnung, inwiefern sie nicht die Gewalt zum Stützpunkt hat; bei jenen Gehorsam die bewegende Kraft in dem einzelnen, wie in dem verbundenen Ganzen, bei diesen der Gehorsam nicht allein als Tugend, sondern selbst bis auf den Wortlaut abhanden gekommen, oder in den lautlosen Frohndienst gegen knechtende Gewalt verwandelt; bei jenen ein Heranbilden der Jugend zur Furcht Gottes, zu heiliger Scheu vor seinen Geboten und allen sichtlichen Zierden des socialen Lebens, bei diesen Geringschätzung alles dessen, unter Förderung dünkelhaften Wissens, anmaßlichen Auftretens und ungefüger Barschheit. Ueber dem sichtbarlich sich bildenden stürmischen Aufbruch von Hunderttausenden wider sieben Jesuiten, die in Luzern sich niederlassen sollten, traten mir in ihrem vollen Umfange die riesigen Widersprüche vor Augen, welche ein sichtlich verfaultes Geschlecht mit einer Leichtigkeit verschluckt, als wären es unbemerkliche Mücken.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, auch nur die flüchtigste Skizze von der Weise zu entwerfen, in der es darauf angelegt und der Mittel, durch die es zu Stande gebracht wurde, ein durch papierne Bande wenigstens zu leiblichem Anschein noch geeintes Volk entschieden auseinander zu reißen, das auseinander Gerissene in blutigen Zwiespalt sich gegenüberzustellen, und einerseits alle verneinenden Kräfte zu fanatischem Mordschnauben aufzustacheln, anderseits diejenigen, welche diesem als Opfer hätten fallen sollen, zu gottvertrauender, darum muthiger Gegenwehr zu begeistern, in jedem Fall eine Saat des bittersten Hasses auszustreuen, dessen Fortdauer bei allem lügnerischen

Gebrauch vertrockneter Canzleiformeln so schnell nicht abwelken wird. Mit wenigen Worten jedoch jene Widersprüche berühren zu wollen, kann demjenigen, der nach Zeit, Ort und Gesinnung der Sache so nahe steht, wie ich ihr stehe, nicht verargt werden.

Sieben Jesuiten sollten nach Luzern kommen, um die Bildung der künftigen Priester dieses ganz katholischen Cantons zu leiten. Auf einmal scholl es wie Sturmesbrausen von Genf bis Rheineck: Wie? Jesuiten nach Luzern? Auf! der Protestantismus der gesammten Schweiz schwebt in der äußersten Gefahr! — Sprach man zuvor von Jesuiten als von Jugendlehrern, so zuckte man mitleidig die Achseln. Was sollen diese, hieß es, mit ihrem verrosteten Mönchskram in unserer vorangeschrittenen Zeit, bei der unermeßlichen Entwicklung der Wissenschaft, bei der Höhe, welche unsere Cultur erstiegen hat, bei der allgemein verbreiteten Bildung? — Berührte man sonst den Protestantismus und als dessen Gegensatz den katholischen Glauben und katholisches Leben, so sah man die Leute erst recht breit auftreten und verkündigen: der Protestantismus allein entspricht dem wahren Wesen und Bedürfniß des menschlichen Geistes; er nur kann demselben zusagen; er einzig ist die eines freien Volkes würdige Religionsform (wenn denn doch eine solche nothwendig sein sollte), denn er allein schlägt den Geist nicht in Fesseln. Er nur strebt vorwärts, wie es des Geistes Bestimmung ist; er wurzelt in des Menschen Brust, er hat seine Wohnstätte in eines jeden lichtem Verstand, verklärt tritt er hervor als „Gesammtintelligenz;" seines Sieges bewußt, mag er ruhigen Blickes in die Ohnmacht des hinsterbenden Katholicismus hineinblicken! — So hieß es sonst bei jeder Veranlassung. Nun sollen sieben Jesuiten nach Luzern kommen, und, gleich als hätte ein Wirbelwind es weggefegt, zerronnen ist das stolze Bewußtsein, verklungen sind die schönen Phrasen, und für die 1,292,871 so glaubensfesten Protestanten und vielleicht gar die 1755 Juden im Canton Aargau noch inbegriffen, sollte der unerbittliche Hannibal an den Thoren stehen.

In solcher Noth, hieß es nun, wäre dringlich, daß alles sich aufmache, was einen Mund zum Schreien, was eine Hand zum Schreiben, zuletzt was eine Faust zum Dareinschlagen habe. Es sollten die Räthe rathen, die Zeitungen spornen, die Volksredner lärmen, unermüdlich alle Wächter rufen. Es wurden wider die gefährlichen Sieben Volksversammlungen gehalten, von tausend bis zu zwanzigtausend anschwellend. Es wurde durch die Cantone ein Volksbund geschlossen, als ob das Land in der äußersten Gefahr, am Rande des Unterganges schwebe. Es wurden die Heldenherzen registrirt, es wurden Rüstungen veranstaltet, es wurden durch hochgesinnte Retter Kriegsgeschwader geordnet. Handwerksbursche aller Länder wurden zusammengebrüdert, schwellenden Muthes, um für Gewissen, Freiheit und Vaterland zu siegen oder davon zu rennen. Erklärungen oder Begehren zur Unterschrift liefen herum, und mehr als eine Dorfgemeinde, deren Bewohner zuvor vielleicht niemals das bloße Wort Jesuit gehört hatten, stand auf wider die Entsetzlichen wie ein Mann, oder auch ein Mann für alle (wie es denn im Canton Schaffhausen vorgekommen ist, daß einer Namens aller die Feder in die Dinte stieß), oder die Lebenden für die Todten, die Jetzigen für die Kommenden, indem nicht nur an einem Ort die Zahl der Unterschriften diejenige der Ortsbewohner überstieg. In der protestantischen Waadt wurde die Frage gestellt: Willst du, daß Jesuiten unter uns sich einnisten? die Verneinung aber dazu benützt, um nebenbei die erste Morgenröthe der schönen Parisertage von 1791 und 1792 wieder anbrechen zu lassen. Ist aber die Revolution während fünfzehnjähriger Gewaltherrschaft niemals an eine Frage gelangt, welche sie zur letzten Enthüllung ihres Wesens dergestalt nöthigte, wie diese, so ist es auch bei keiner Veranlassung je so offenbar geworden, daß sie durch Rohheit zur Rohheit erziehe.

Dann wieder lautete es in bedenklichen Wort, sie säen Zwietracht, die Jesuiten, sie reizen die Gemüther auf, sie gefährden die innere Ruhe, sie trennen die Verbundenen, sie stören

den Landesfrieden; die protestantischen Nachbarn können nicht fleißig genug auf der Hut, nicht wachsam genug sein. — Aber seit fünfundzwanzig Jahren leben und wirken die Jesuiten zu Freiburg, in der Nachbarschaft des protestantischen Waadtlandes, dicht an der Gränze des protestantischen Berns. Unfehlbar werden Beweise, schlagende Beweise für diese Anschuldigung in Fülle beigebracht. — Aber wie auch gelärmt, und was Schreckendes in Menge verkündet wurde, nicht eine einzige Thatsache aus so nahe liegender Beziehung ist zur Sprache gekommen, nicht auf die mindeste Spur, daß gerechte Beschwerde von dorther je verlautet habe, konnte hingedeutet werden. Selbst der rasch vorwärts geschrittene Radicalismus der Berner Gebietiger vermochte nicht Klage zu führen, daß die Jesuiten auch nur von ferne je sein Fortschreiten zu hemmen, oder ihm in den Weg zu treten versucht hätten. — Ja noch mehr. In eben jenem katholischen Canton Freiburg bildet das Städtchen Murten mit kleiner Umgebung eine protestantische Parcelle. Hier doch werden diese Nichtkatholiken das Dasein der Jesuiten zu fühlen gehabt, hier doch werden sie ohne allen Zweifel vielfältig geneckt, in ihrer Ueberzeugung beirrt, in ihrer Gewissensfreiheit bedrängt worden sein; diese doch werden während eines vollen Vierteljahrhunderts des Bekehrungseifers der Jesuiten nur mit großer Noth sich haben erwehren können. Aber auch von daher nicht der leiseste Laut, nicht der unbedeutendste Beleg zu dergleichen aus Murten. So haben doch gewiß die Waadtländer viel zu erzählen, wie die Jesuiten im Wallis, von Brieg aus, in ihrem Canton es treiben, was sie da alles versuchen, wie fleißig sie da ihre Drachenzähne säen? Tiefes Schweigen hat auch hierüber bis zu dieser Stunde geherrscht.

Doch jene, welche über die verderblichen Zwecke der Jesuiten die ermüdendsten Reden gehalten, den gründlichsten Widerwillen ernstlich losgelassen, für ihre gerechte Entrüstung weder Maß noch Ziel gekannt haben: sie haben wohl die Eintracht gepflegt durch ihre, bald höhnische, bald gewaltthätige Behand-

lung der katholischen Mitbürger? Sie haben wohl die Gemüther beruhigt durch ihr anmaßliches Beherrschen der Kirche? Sie haben wohl keine Mißstimmung hervorgerufen durch ihre Verfolgung würdiger Geistlichen, durch ihren Raub an den gewährleisteten Stiftungen der Vergangenheit und Verwendung desselben zu allerlei unheiligen Zwecken? Sie haben gewiß den Landesfrieden nicht gebrochen durch Ausrüstung und Ausstattung solcher, die auf eigne Faust die Brandfackel, den Mordstahl und die Verwirrung in ein Bundesland tragen sollten? — Doch ja, die Jesuiten haben dieses alles verschuldet, denn warum wollten sie auf den Ruf einer rechtmäßigen katholischen Obrigkeit in ein ganz katholisches Land, in einen selbstständigen Canton kommen, in unverantwortlicher Mißachtung des höchsten Willens aller Radicalen und Nihilisten?

Aber Luzern ist einer der Vororte der Eidgenossenschaft; deßwegen berührt die Frage, ob es seine künftigen Priester, ob diejenigen, die einst der Kirche, nicht dem Staat (wovon sie durch die Verfassung zweckmäßig ausgeschlossen sind) dienen sollen, durch Jesuiten wolle bilden lassen, nicht bloß den betreffenden Canton, sondern den gesammten Bund; deßwegen muß hier die Cantonal-Souveränetät der Bundesautorität nachstehen. — Dabei wird dem Wortlaut des Bundesvertrages: die 22 souveränen Cantone „vereinigen sich durch den gegenwärtigen Bund — zu Behauptung ihrer Freiheit, Unabhängigkeit und Sicherheit gegen alle Angriffe fremder Mächte und zur Handhabung der Ruhe und Ordnung im Innern;“ sodann: „die Tagsatzung trifft alle erforderlichen Maßregeln für die innere und äußere Sicherheit der Eidgenossenschaft,“ — diesem Wortlaut wird bei Volksversammlungen, in großen Räthen und auf der Tagsatzung mit der solemnesten Frechheit eine Deutung angetobt, als wäre dieser Bund, weil „gegen alle Angriffe fremder Mächte,“ demnach auch gegen sieben Jesuiten geschlossen, und als wäre mit ihrer Berufung einleuchtend, unbestreitbar der casus foederis eingetroffen, welcher die Befugnisse der Sou-

veränetät aufhebe. Als dagegen vor vier Jahren die radicalen Kapacitäten Aargau's unter entschiedenem Widerspruch der katholischen Einwohner, unter anfänglicher Einrede des größern Theils der verbündeten Stände, in offenbarer Verachtung eines klar sprechenden Artikels der beschworenen Bundesverfassung, in den Saturnalien der rohesten und gewaltthätigsten Willkür das urkundlich gewährleistete Eigenthum der uralten und reichen Abteien des Landes in wildem Frevel an sich gerissen, da mußte die Cantonal-Souveränetät über dem Bund stehen und gelang es endlich durch allerlei Mittel, die Stimmen von zwölf „treuen, biedern" Eides- und Bundesgenossen zusammenzukünsteln, daß sie kein Bedenken trugen, in den Tagsatzungsabschied aufzunehmen: was die Bundes-Urkunde in unmißverstehbarem Wort sage, sage sie eigentlich nicht, und was dieselbe ausdrücklich verbiete, werde durch sie unzweifelhaft gestattet, — ein Fündlein, welchem sie früher den glimpflichen Namen Transaction anheuchelten.

In Luzern hätte alsbald nach den Behörden die Mehrzahl des Volkes für Berufung der Jesuiten insofern gesprochen, als dieselbe nicht, wozu sie befugt gewesen, Einsprache dawider eingelegt. Zwar mochte eine wenig zahlreiche, aber jegliches Mittel aufgreifende Partei daselbst, mittelst rastloser Umtriebe es erreichen, einen Theil des Volkes zu vermögen, gegen jene Berufung ein Verbot (das Veto) einzulegen; worauf dieselbe anfangs laut und zuversichtlich durch die ganze Schweiz verkündete: das Luzernervolk sei in seiner überwiegenden Mehrheit entschieden gegen dieselbe. Als hierauf der Erfolg ganz anders sich erwies, mußte durch das Mitwirken der Gleichgesinnten in andern Cantonen der Gegenstand erst zur eidgenössischen Sache, dann zu derjenigen der gesammten protestantischen Bevölkerung, selbst der entlegensten Landestheile, gemacht, sollte durch angezettelte Verschwörung, durch förmlichen Aufruhr; durch bewaffneten Einbruch mitten im Frieden die zu Gesetzeskraft erwachsene Schlußnahme unter beabsichtigtem Umsturz der Regierung gewaltsam hintertrieben werden. Galt es dagegen im Jahr

1841, dem Canton Aargau durch die Ueberzahl von etlich hundert Protestanten eine den Katholiken nachtheilig scheinende Verfassung aufzuladen; galt es, eine solche, welche gleichzeitig durch terroristische Maßregeln gegen diejenigen begann, die auf gesetzlichem Wege das willkürliche Walten radicaler Dränger hemmen wollten, in Solothurn mit erzwungener Mehrheit durchzusetzen, so war in beiden Fällen die Mehrheit ohne alle Rücksicht auf Gründe und Beschwerden der Minderheit unbedingt zu respectiren; war darnach auch nicht von ferne zu fragen, wie weit in der Zahl die Minderheit dieser Mehrheit sich annähere, auf welcher Seite das größere Recht, der bessere Wille sich finde? Hier dagegen wurde von einer ansehnlichen, darum berücksichtigenswerthen Mehrheit gesprochen, diese mit vollem Anspruch auf Beistand in den Vordergrund gestellt, verkündet, daß man sie ohne Pflichtverletzung nicht dürfe im Stich lassen.

Die Jesuiten, hieß es ferner, sind Fremde, sie haben kein Vaterland, sie geben für eine schweizerische Gesinnung keine Bürgschaft, ihre Einwirkung auf die Jugend ist darum um so bedenklicher. Da verdient doch zuvörderst erwogen zu werden, daß es bisdahin den übrigen Cantonen noch nie eingefallen ist, einem andern Vorschriften darüber geben zu wollen, wen er zum Unterricht seiner Jugend nicht geeignet halten dürfe, welcher Herkunft diejenigen sein müßten, die er hiezu zu berufen für gut finde, von Bundeswegen den Grundsätzen, der Richtung oder der Methode derselben nachzufragen; daß bis dahin weder Tagsatzung, noch große Räthe, noch Volksversammlungen geglaubt hatten, als oberste Schulbehörden der Eidgenossenschaft auftreten zu sollen. Vollends dann, als zum Theil der Abhub deutscher Flüchtlinge in mehr als einem Canton mit offenen Armen empfangen, als in heißer Sehnsucht nach deren Lebensbrod dieselben hier mit Lehrer- und dort mit andern Stellen eilfertig versehen wurden, da fiel es keinem Canton ein, den andern hierüber zur Rede zu stellen, seine volle Befugniß ihm streitig machen zu wollen, die Einrede zu erheben: diese

Menschen seien landesflüchtige Fremdlinge, niemand kenne ihre Lehre, ihre Absichten, ihre Zwecke, um so begründetere Zweifel seien deßwegen über ihre Gesinnungen zu erheben, gerechte Besorgniß zu hegen, sie möchten einen schlechten Geist der Jugend einpflanzen. Und als hierauf die giftige Saat, welche diese Fremdlinge mit vielfacher Geschäftigkeit ausstreuten, nur allzuschnell aufgieng und nur allzuüppig wucherte, selbst da fiel es Niemand bei, den sie aufnehmenden Cantonen von Bundeswegen den Vorwurf zu machen, daß dieses Fremdlinge und dazu meist noch Glücksritter seien; daß sie zu so vielem Unheil über das Land noch alle Schmach auf den Schweizernamen wälzten; daß innerer Friede und inneres Gedeihen bei dem ungezügelten Walten dieses zusammengelaufenen Volkes unmöglich sei. Da wäre jede Stimme, welche in dem redlichsten Wohlmeinen, auch noch so leise und gemäßigt hierauf angespielt hätte, dem schneidendsten Spott und der gellendsten Lachlust begegnet, und im besten Fall würde man mit Entrüstung über ein so unbefugtes Unterwinden gegen die Cantonal-Souveränetät und das sichtbar aufblühende Volksglück sich geäußert haben.

Was ein Jesuit ist, was er glaubt, was er lehrt, was er anstrebt, wie er wirkt, was er als Prediger verkündet, wie er als Beichtvater sein Amt verwaltet, worauf er als Jugenderzieher sein Augemerk richtet, das kennt man, das ist Niemand verborgen, nicht im Dunkeln treiben sie ihr Werk. Aber dieselben sind allzupositiv in ihrem Glauben, allzutreu an ihrer Kirche, allzupünktlich in Allem, was den Gottesdienst betrifft, mit einem Wort, sie sind zu entschieden katholisch und suchen mit ernster Thätigkeit in jeglichem Wirkungskreis die gleiche Gesinnung zu pflanzen und zu pflegen. Das nun ist's weßwegen die gerühmte Freisinnigkeit sie verwirft, sie verfolgt, was sie durch alle Mittel zu hindern trachtet. Wie wissenschaftlich, sittlich und gesellschaftlich monströs eine Lehre sei, wie weit hinaus in die Negation sie schreite, hinter dem Schild der anerkannten Denkfreiheit ist sie geborgen; aber die

positive Lehre hat auf solche Sicherheit keinen Anspruch, sie kann keinen haben, denn sie soll als Zeugniß unfreien Denkens gelten. Hätte Luzern zu Bildung seiner künftigen Geistlichkeit sieben Ronge, hätte es sieben Pantheisten, hätte es sieben Junghegelianer, hätte es sieben erklärte Atheisten berufen: gewiß die Tagsatzung hätte hierin keine Gefahr erkannt, die andern Cantone würden vor dem bloßen Gedanken an eine Einmischung bei so preiswürdiger That zurückgeschaudert sein, die bekannten Vaterlandsfreunde wären ruhig und unbesorgt geblieben, manche Zeitungsblätter würden den herrlichen Fortschritt mit Entzücken verkündigt haben, und Jubel und Jauchzen wäre aus mehr als einer Kehle hervorgebrochen, die jetzt über dem Halloh gegen die Jesuiten vielleicht heißer geworden ist.

Ferner hat man es nicht gewußt oder nicht wissen wollen, vermuthlich aber für zweckdienlich erachtet, es in Vergessenheit zu stellen, daß von den Jesuiten niemals die Absicht gehegt worden ist, in den Canton Luzern zurückzukehren, daß sie ein solches Verlangen niemals geäußert, daß sie niemals der dortigen Regierung sich angeboten, noch weniger versucht haben, ihr sich aufzudringen; wie sie dann keinem Lande, keiner Stadt sich aufdringen, wider Willen derjenigen, die hierüber zu entscheiden berechtigt sind, auch da nicht länger verweilen, wo sie für entbehrlich gehalten werden. Weniger bekannt ist vielleicht, daß die Obern der Gesellschaft nicht alsbald so willfährlich sich zeigten, wie sonst derjenige zu thun pflegt, der mit heißer Begierde irgend etwas zu erreichen hofft oder gar es zu erreichen sich bestrebt, ja daß es sogar eine Zeit lang zweifelhaft war, ob sie nur dem an sie ergangenen Ruf entsprechen würden. Trotz dessen sind flammende Reden gehalten worden von den Anschlägen der Jesuiten, wie sie sich eindrängen wollten, von der Herrschsucht der Gesellschaft, von der kalten Gleichgiltigkeit, mit der sie über blutende Leichen und über rauchende Trümmer ohne alles Bedenken fröhlich einherschreite, wenn sie nur irgendwo ihren Thron aufschlagen könne.

Wollte man glauben, es sei der Protestantismus, der die angeführten Widersprüche erzeugt und in sich hinein geschlungen habe, so würde man nicht nur irren, sondern gegen denselben höchst ungerecht sein; sofern man nämlich unter Protestantismus und Protestanten eine, durch ein bestimmtes Glaubensbekenntniß und durch treues Festhalten an den aus der Kirche geretteten Lehren der Offenbarung zu einem gleichartigen Ganzen verbundene Religionspartei versteht. Daß dieser Protestantismus für die Jesuiten zwar keine Sympathien haben, daß ihm deren Niederlassung in einem katholischen Nachbarlande nicht gerade die erwünschteste Sache sein könne, das soll ihm nicht verargt werden. Dennoch aber kann man nicht nur, sondern man darf mit allem Recht von demselben die bessere Meinung hegen, daß er sich schämen würde, um solches zu hindern, dergleichen Triebfedern, wie hier geschehen, in Bewegung zu setzen, solche Mittel anzuwenden.

Nein, es ist nicht der Protestantismus, wenigstens nicht der glaubensfähige Protestantismus, von dem jenes alles ausgegangen ist, ja der auch mir beifällig ihm zustimmte, sondern es ist der in den Nihilismus fortgeschrittene und damit zugleich in dem Radicalismus aufgegangene Protestantismus, welcher in Verbindung mit allen, jenen beiden verwandten Elementen zu dem, was ich oben berührt habe, sich vollkommen berechtigt halten mochte.

Läßt sich dann aus den Mitteln, die zu Erreichung eines Zweckes angewendet werden, ein Urtheil über diesen selbst ableiten, so kann der Entscheid über den Werth der widerstrebenden Zwecke zweier, in der äußersten Erbitterung sich gegenüberstehenden Parteien weder schwer fallen, noch schwanken, sobald wir jene angewendeten Mittel in's Auge fassen; so wenig als die durch momentane Rücksichten gebotene Bemäntelung des Grundverwerflichen, als einer dennoch „guten Sache", denjenigen irre zu leiten vermag, der hinreichend freien Sinn bewahrt hat, um die Ereignisse, sowohl an sich, als in ihrem

Zusammenhange zu erwägen. Da nehmen wir nun auf der einen Seite einen ruhigen, bemessenen, gesetzlichen, dabei festen Gang wahr, fern von aller nutzlosen Wortmacherei, — auf der andern ein unabläßiges Treiben, ein unausgesetztes Hetzen, ein fortwährendes Ueberbieten im Verdrehen, Entstellen und Lügen; auf der einen Seite sehen wir entschlossenen Muth zur Abwehr des Unrechts, — auf der andern tollkühne Frechheit zu unbegränztem Verüben desselben; auf der einen Seite erblicken wir eine Gesammtbevölkerung zu innbrünstigem Flehen in dem Heiligthum des Herrn geschaart, — auf der andern wuthschäumende Horden, unter Zechgelagen in den Schenken tobend. Auf welcher dieser beiden Seiten nun möchte, wenn nicht das Recht so doch der preiswürdigere Zweck zu suchen sein? Oder sollte derselbe vertreten werden durch Individualitäten gleich jenem vollblutigen Neueidgenossen, der beim Herausreichen congrev'scher Raketen aus einem bundesbrüderlichen Arsenal unter mephistopheliſchem Grinsen schnarrte: „die werden in Luzern ziſcheln!“

Um aber diese, selbst wider Willen allzuausführliche Erörterung endlich zu schließen, sei nur noch eine Frage erlaubt an den ersten Besten unter denjenigen selbst, welchen das höchst gewagte Lob gespendet wird: „sie hätten der Liebe zum Vaterland und zur Freiheit sich selbst zum Opfer gebracht.“ Die Frage ist diese: wäre damals ein Jesuite wehrlos in euere Gewalt, einer von euch hingegen unter seinem Mordschnauben in die Gewalt der Jesuiten gefallen, wessen Loos hättet ihr wohl theilen mögen? Die Beantwortung dieser einzigen Frage (und gewiß kann sie keinem schwer fallen) richtet euch, euere Helfershelfer, euere ganze Sippschaft, zusammt euerem Unterfangen!

Es ist oft gesagt und in neuester Zeit als ausgemachte Sache wiederholt worden, daß in Rom über der Mutter der

Sohn, über Maria der Erlöser, wenn nicht beinahe vergessen, doch in den Hintergrund gestellt werde. Beherrscht von dieser Meinung, wenn gleich nicht in ähnlichem Grade darüber entrüstet, wie manche andere, kam ich nach Rom und glaubte in mancherlei Wahrnehmungen eine Bestätigung derselben zu finden. Allein auch hierüber wollte ich nicht sofort urtheilen, sondern sehen und hören. Allererst erlaubte ich mir gegen einen deutschen Geistlichen meine Besorgniß zu äußern, daß eine solche Hintansetzung schwerlich zu mißkennen sei. Dieser vermochte aus längerer, unbefangener Beobachtung dieselbe zu lösen; er bewies mir, daß auch diese Anschuldigung aus jener Oberflächlichkeit hervorgehe, die, ohne alles sorgfältig zu beobachten und mit einander in Verbindung bringen, alsbald mit einem fertigen Urtheil in Bereitschaft stehe.

Auch das gemeine Volk in Rom, bemerkte er mir, kenne den Unterschied zwischen Christo, der Fülle der Gnade, und Maria, der Fürbitterin um Gnade, gar wohl; und wenn auch deren Name in seinem Mund häufiger vorkomme, und wenn auch durch die Marienfeste die Erinnerung an sie lebhafter angeregt werde: so dürfte ich mich vollkommen überzeugt halten, daß niemand in Rom so unwissend sei, entweder Mutter und Sohn auch nur gleich setzen oder das, was dem Sohne allein gebühre, auf die Mutter übertragen zu wollen. Schon daß abwechselnd durch die Kirchen das ganze Jahr hindurch das Sanctissimum ausgestellt sei, erhalte den Glauben an den Erlöser und die Anbetung desselben und das Vertrauen auf ihn stets durch das ganze Volk lebendig.

Ich vernahm die gegebenen Aufschlüsse gerne, unterließ aber nicht, von deren Triftigkeit durch eigene Beobachtung mich zu überzeugen. Die erwähnten Ausstellungen des Hochwürdigsten gaben dem Bemerkten nicht geringe Bestätigung. Eine solche Ausstellung, welche in der betreffenden Kirche jedesmal vierzig Stunden dauert, zeigt schon in der äußern Anordnung, daß hier das Höchste sich finde, was dem Glauben des katholischen Christen

kann dargeboten werden. Ich habe während dieser Feierlichkeit eines Abends nach der St. Peterskirche mich begeben. Sie gewährte einen imposanten Anblick. Auf dem Hochaltar, über den hundert Lampen um die Confessio der Apostelfürsten, stand unter einem Wald brennender Wachskerzen das hochwürdigste Gut. Durch jede Seitenkapelle verbreitete eine einzige Lampe ein unsicheres Licht, und hinauf in die hohen Wölbungen und hinaus bis zum Eingang zerrann der Lichtglanz in das Dunkel. Hunderte von Betern knieten, in Andacht versenkt, an dem Geländer der Confessio, viele andere zerstreut in den gewaltigen Schlagschatten, welche die Pfeiler warfen. Dieß, vierzig Stunden ununterbrochen dauernd, gemahnt jeden an die Nähe dessen, welcher der Quell und das Ziel seines Glaubens ist.

Wahr ist es, das Gebet, welches bei den kirchlichen Feierlichkeiten zweiten Ranges, zumal bei den Abendandachten am öftersten in den Kirchen gehört wird, und welches der Italiener von zartester Jugend an spricht und kennt, ist die Lauretanische Litanei. Wie sehr aber die jedesmaligen Wiederholung des „Bitte für uns“ zu jedem Ausdruck der Verherrlichung sie während der Dauer des Gebetes hervorhebt, so tritt sie doch wieder zurück der Stellung nach, die sie in der Litanei einnimmt. An Christus, an die Dreieinigkeit wendet sich das Hilfe rufende Herz zu allererst; von Christo, von der Dreieinigkeit hofft es Erhörung, hofft es Erbarmen; hier allein findet es den Quell der Gnaden, deren Leiterin Maria bloß ist; es weiß, daß Maria nicht hilft, nur mit ihm und für es bittet.

In welchen Illusionen über Unwissenheit des gemeinen Volkes in Italien man immerhin sich wiegen möge, so unwissend ist auch der Unwissendste nicht, daß es ihm unbekannt wäre, daß die höchste und tagtäglich in allen Kirchen und von allen Priestern begangene Feier, die heilige Messe, einzig und allein auf den dreieinen Gott sich beziehe; daß er, so oft er derselben beiwohne (die Zahl derer aber, welche dieses einzig auf den Sonntag und einige der vornehmsten Feste beschränken, mag

sehr gering sein), vor dem Dreieinen kniee, zu dem Dreieinen bete, und diejenige Person der Dreieinigkeit gegenwärtig wisse, die uns zum Heil Mensch geworden ist. Wird dabei die „selige, glorreiche, allezeit jungfräuliche Gottesgebärerin Maria" ebenfalls genannt, so weiß jedes Kind, daß ihr erst die geringere Stelle angewiesen ist.

Manchmal des Nachts hört man in den Straßen Rom's von Vorüberwandelnden das Evviva Maria singen, aber vergessen wir nicht, daß es immer mit dem: e chi la croc schließt. Wie, wann und welcher Art der Christ die heilige Jungfrau preise, nie kann dieses geschehen, ohne daß nicht immer desjenigen zugleich gedacht würde, den auch sie verherrlicht hat, und der unendlich, alle menschlichen Begriffe übersteigend, höher steht als sie.

Das heidnische Rom ist todt und begraben, das christliche lebt und webt. Jenes und dieses haben Alterthümer aufzuweisen, und beiderlei Art reicht beinahe gleichweit hinauf. Die ersten sind zerstreute Knochen eines unermeßlichen Riesengerippes, merkwürdig, staunenswerth; Fragmente gewaltiger, durch sich selbst sprechender Actenstücke, aber außer Beziehung zu der Gegenwart: die andern sind eingefügt in den lebendigen Organismus und werden fortwährend berührt durch dessen Regen und Walten.

In Staub gesunken sind die alten Götzen jenes, sie zumal umschließenden Tempels, den kein volles Menschenalter vor der Ankunft desjenigen erstehen gesehen, von dem der Prophet verkündete: „er wird zu nichte machen alle Götter des Landes;" aber achtundzwanzig Wagen voll irdischer Ueberreste seiner Bildzeugen haben das verödete Götterhaus mit dem christlichen Leben durchdrungen, haben es dem christlichen Leben gewonnen, haben dasselbe der Königin der Märtyrer geweiht. — Es ist nicht

mehr der riesenhafte Denkstein über der Gruft eines zu den Todten hinabgestiegenen Volkes, jenes Colosseum; wohl sind in demselben die Klagetöne der schweißtriefenden Juden, wie das Freudengejauchze der schaulustige Quiriten verhallt; aber das Kreuz auf der Arena verkündet noch jetzt den Todeskampf der Christen, zeigt noch jetzt das zur Erde rieselnde Blut der Väter, deren geistige Kinder wir sind, einigt in höherer Bedeutung Vergangenheit und Gegenwart und weihet das lautlose Steinwerk zum beredten Herold des göttlichen Erbarmens. — Auch sie wären dem Tode verfallen, jene bilderreichen Thurmsäulen, welche den Zeitgenossen die Thaten ihrer Imperatoren vor Augen stellten; aber die einfachen Standbilder der ewigen Friedensboten über dem Kriegs- und Schlachtgewühle und den Triumphzügen verkünden, daß höher als diese andere Kämpfe und andere Siege und andere Ruhmeskronen stehen, auf einer Bahn, die geöffnet ist jedem bis an's Ende der Tage. — Und wessen Verrichtungen sie anzeige und wessen Lob sie verkünde, die Bilderschrift auf jenen Prachtkegeln, die das dahingeschwundene Geschlecht von den Ufern des Nils in die ewige Stadt verpflanzt, es sind unentzifferte Züge, aber das Kreuz von ihrer Spitze zeigt dir, daß die Zeiten und deren Fülle in Beziehung zu demjenigen stehen, den dasselbe dir versinnbildet.

Doch die Todten, die als Wandervögel alljährlich zu Tausenden nach Rom kommen, sie zieht eine unheimliche Macht in unbewußter Wahlverwandtschaft zu dem Todten, und häufig mit flüchtigem, oft mit befangenem Blick schreiten sie vorbei an der reichlich strömenden Fülle des allerwärts ihnen winkenden Lebens. In undankbarem Abmühen möchten sie das Todte in das Leben, das Vergangene in die Gegenwart zurückarbeiten, und die Kälte, den Schauer, den Moder, der jenem anklebt, diesem anheften, — darum weil sie die Bruchstücke von jenem fertig zu lesen glauben, dieses ihnen zur ungedeuteten Hieroglyphe geworden ist. In Rückerinnerungen aus ihrer Jugend, einst mit Bewunderung für das zertrümmerte Heidenthum und mit Vor-

urtheil gegen das, alle Lebenserscheinungen durchdringende Christenthum getränkt, ergehen sie sich in Wehklagen, daß von jenem nur sparsame Ueberreste sich erhalten haben, in mitleidsreiches Seufzen, daß sie diesem so oft begegnen müssen. Heimgekehrt, wissen ihrer so viele über jede Scherbe, über jeden Mauerrest, über jeden Schutthaufen aus jener Vergangenheit Buch zu führen, die gründlichste Rechenschaft zu ertheilen, fraget sie aber über so vieles, was gleich weit in jene hinaufreicht, dabei aber der Gegenwart ebenso gut angehört als jene, fraget sie über das, was seit fünfzehn Jahrhunderten *dasselbe* wie heute verkündet, und es wie heute so morgen und in alle Ewigkeit verkünden wird, sie werden euch keinen Bescheid zu geben wissen.

Vollends dann in unterirdischer Finsterniß, sparsam von einigen Lichtlein erleuchtet, durch die Irrgänge alter Sandgruben oder Steinbrüche, zwischen den aufgeschichteten Grabkammern zuckt das Leben in den Tod, ragt der Tod in das Leben hinein. Sie waren einst beide in Roms Katakomben verschwistert, dieweil die Lebenden, rings von Todten umgeben, des wahren Lebens sich bewußt wurden; dieweil die Todten ihre Schlafstätte fanden, wo sie im Glauben an das wiedergeborne Leben sich der Gewißheit getrösteten, daß der Tod der sichere Eingang zu diesem sei. Und jetzt noch verkündet aus den geöffneten Gräbern, an den verlassenen Altären, von den einsam gewordenen Bischofssitzen der Tod das Leben; und wie düster, wie schaurig, wie öde Alles auch sei, dasselbe steht doch zu *deinem* Leben, fühlst du anders dessen Schwingungen in dir, in Beziehung; es weht dich nicht der Hauch des Grabes, es haucht dich der Geist an, der damals hier waltete und belebte, wie er jetzt noch waltet *in* der Kirche und belebt *durch* die Kirche, die hinausgezogen ist aus den Grüften an das helle, freie, freundliche, Alle erquickende Sonnenlicht.

Ich hatte das Glück, in Roms Katakomben, mit dem kundigsten Führer und Berichterstatter über dieselben, dem P. Marchi, hinabzusteigen! Dieselben Gefühle, die den heiligen Hieronymus vor fünfzehn Jahrhunderten durchdrangen, da er als Knabe mit seinen Alters- und Schulgenossen in diesen Schlafstätten der Blutzeugen und Gläubigen weilte, werden jetzt noch rege in einem Jeglichen, der mit wärmerem Gefühl, mit einem für das geistig Hohe empfänglicheren Sinn in dieselben hinabsteigen mag, als in einen Grubenschacht, aus welchem die Metalle für den Weltverkehr zu Tage gefördert werden. Wohl sind auch aus ihnen edle Metalle eines geistigen Weltverkehrs zu Tage gefördert worden; eines Weltverkehrs, der nicht allein die Stände und Geschlechter und Völker und Länder und Erdtheile unter einander, sondern diese mit dem Himmel verbindet. Da siehst du ebenfalls das Gestein, von dem sie umschlossen waren, und dessen Signatur, welche den kundigen Blick darauf hinwies; als Aufbewahrungsort des kostbaren Inhalts tritt dir vor das Auge die Höhle, in der einst das Fläschchen mit dem vergossenen Blut bewahrt, die ausgezeichnetere Gruft in Form eines Altars, in welcher der Bischof, der zum Zeugniß des Glaubens das Leben gelassen, beigesetzt worden. Ob auch die Luft dumpf, der Gang meist enge, die Wanderung beschwerlich ist: es durchdringt dich ein eigenes Gefühl der Ruhe, du findest dich heimisch, es umweht dich der Hauch des Glaubens, des Muthes, der Tugend, der unzerstörlichen Lebenshoffnung dieser Bekenner Christi; du erblickst in der Einfachheit der vorkommenden Bilder ihre Lostrennung von dem zierlichen Heidenthum, ihren Gegensatz gegen dasselbe, welches den unbeholfenen Pinsel der Mitbrüder allein für würdig hielt, mit den geheimnißvollen Darstellungen die Stätten der Ruhe der Hingegangenen, der Andacht der Weilenden zu schmücken; du ahnest aus den getrennten größeren Räumen, worin einst der Gottesdienst gefeiert worden, die sittliche Strenge, welche sorgfältig die Geschlechter schied; du überzeugst dich an den steinernen Sitzen, einst für die Bi-

schöfe bestimmt, von dem Hinaufreichen priesterlicher Ueber- und Unterordnung bis in die Uranfänge der Kirche.

Sie sind nun hinausgezogen die Banner des Königs aller Könige, sie flattern durch die Lüfte, sie wallen von Zinnen und Thürmen, und froh, frei und sicher schaarst du dich zu dem ihnen folgenden Zuge; und doch fühlst du dich heimisch in diesen engen Räumen, denn du stehst an der Tugend strahlendem, an der Blut getränkten Wiege deines Geschlechtes. Der gute Hirte, der auf der Schulter das in die Irre gegangene Schaf zurückträgt, an dem lebendigen Quell, der seiner Hand entströmt, es tränkt, ist ja jetzt noch derselbe Hirte, trägt und tränkt jetzt noch, wie damals. Moses, der dem Felsen das lebendige Wasser entspringen läßt, ist noch dasselbe Sinnbild dessen, der für uns der lebendige, ins ewige Leben fließende Born ist, wie er es für die Ahnherren des Glaubens, für die Stammväter war, in deren unter Mühen und Trübsal errungenes Gut wir ruhig als Erben uns gesetzt haben. Jonas im Wallfisch, die Knaben im Feuerofen, Daniel in der Löwengrube, Isaak auf dem Holzstoß sind für uns die gleichen vorbildlichen Zeichen des Kampfes und des Sieges, wie sie es für Jene waren. Das Bild aber der Jungfrau mit dem Kinde festigt uns in dem ehrfurchtsvollen Vertrauen zu ihr, denn es sagt uns, es sei ein Vertrauen, welches so weit hinaufreicht als der Glaube an denjenigen, der, ewig und gleich mit dem Vater, menschliche Natur in ihr angenommen.

Man möchte beschwerende Anklagen gründen auf den Gebrauch, welchen die Kirche von den Leibern macht, die in diesen Grüften gefunden werden. Mag auch, ich weiß es nicht, zu einer Zeit weniger Vorschrift und Ordnung, weniger Abwehr verwerflichen oder beschränkt-frommen Mißbrauchs hierin gewaltet haben, sicher ist's, daß seit langem auch hierauf jene genaue Sorgfalt verwendet wird, welcher alles, was die Kirche berührt, in Rom unterworfen ist. Die Katakomben sind zur obersten Aufsicht unter drei Bischöfe getheilt. Die Nachgra-

bungen werden regelmäßig während des Winters — im Sommer würde es der Gesundheit der Arbeitenden gefährlich sein — fortgesetzt; aber je weiter unter der Erde sie fortschreiten, mit desto größerer Vorsicht geschieht es, indem ein sehr strenges Verbot der Congregation der heiligen Gebräuche, die Erde an den Tag zu schaffen, untersagt, welche durch die Auflösung christlicher Leiber geweiht ist. Pater Marchi versicherte mich, daß in den Katakomben von St. Agnese eine Familie aus dem Neapolitanischen schon seit anderthalb Jahrhunderten diese Arbeit gleichsam erblich verrichte; wohl der schönste und triftigste Beweis redlicher Diensterfüllung.

Ob ein aufgefundenes Grab den Leib eines bloßen Gläubigen, ob es denjenigen eines Märtyrers enthalte; dann, ob eines solchen, der in martyrio cruento oder in martyrio incruento das Leben gelassen, darüber kann nie Irrthum obwalten, da durch constante Zeichen dieses alles angegeben wird. Für das blutige Märtyrthum zeugt das Blutfläschchen, die Todesweise der andern wird durch verschiedene Sinnbilder angedeutet. Das Grab eines bloßen Gläubigen wird niemals geöffnet, höchstens die Tafel mit der Inschrift hinweggenommen. Solche Tafeln findet man in der christlichen Sammlung des Vaticans eine große Zahl, manche auch in den Vorhallen mehrerer Kirchen, besonders in derjenigen von St. Maria in Trastevere.

Gelangen die Arbeiter an das Grab eines Blutzeugen, so haben sie hievon alsbald dem Bischof, unter dessen Obhut die Katakombe steht, Anzeige zu machen. Dieser säumt dann nicht in eigener Person sich einzufinden oder einen Beauftragten hinzusenden, welcher das Gefundene vorläufig unter Siegel legt. Später wird in Beisein des Bischofs oder seines Beauftragten das Grab geöffnet, das Vorgefundene in einen Korb gelegt und dieser unter den Augen der Arbeitenden abermals versiegelt, ein Verbal-Proceß darüber aufgenommen und alles in das Haus des Bischofs getragen; hier wird es untersucht und in Verwahrung gehalten, bis die gefundenen Reste als

Geschenk an eine Kirche übergehen. Befindet sich an dem Grab eine Inschrift, so wird diese den Gebeinen beigelegt; und da dieselbe gewöhnlich den Namen des Blutzeugen enthält, so ist dieser hiemit bekannt. Allein die meisten Gräber ermangeln derselben: alsdann wird dem aufgefundenen Körper ein Name gegeben, immer ein solcher, der in Beziehung zu dem christlichen Leben und zu dem über dasselbe abgelegten Zeugniß steht, wie Victor, Felix und dgl. Deßwegen werden solche Ueberreste getaufte Heilige genannt, woraus das unsinnige Vorgeben entstanden sein mag: es würden in Rom Gebeine getauft, sodann als Heilige verehrt.

Pater Marchi erzählte mir, es sei unlängst ein Grab gefunden worden, worin zwei Leiber von Märtyrern gelegen hätten, der eine ein Erwachsener, der andere dem Anschein nach ein Knabe von fünfzehn Jahren. Daß der eine unter Blutvergießen das Leben gelassen, dessen habe das vorgefundene Fläschchen Zeugniß gegeben, der Mangel desselben darauf hingewiesen, daß der andere ohne solches sei hingerichtet worden. Dabei hätten sich an den Gebeinen unverkennbare Spuren gezeigt, daß der andere verbrannt worden sei, und zwar ohne allen Zweifel in umgekehrter Richtung, mit den Füßen aufgehängt, das Haupt gegen den Holzstoß gerichtet.

Auch zu Neapel finden sich dergleichen Katakomben, besonders unter dem großen Spital San Gennaro dei poveri; diejenigen zu Rom sind aber weit sehenswerther, jedenfalls frei von heidnischer Beimischung, was in Neapel nicht der Fall zu sein scheint. Denn man gelangt in den dortigen Katakomben unter andern in eine hohe und verhältnißmäßig räumliche Halle, an deren Wänden noch schöne Fresken zu sehen sind, die von griechischer Kunst zeugen und auch nicht von ferne an das Christenthum erinnern. Linguisten mögen sich an Grabschriften die Schreibarten Pheleicissimæ und Gabeinus merken, was an den Hellenismus der alten Parthenope erinnert.

Daß in Rom Conversionen häufiger vorkommen als sonst irgendwo ist begreiflich. Fehlt es ja nie an solchen, welche mit zuvor schon gehegter Absicht oder angeregter Neigung nach dem Mittelpunkt der Kirche sich begeben. Außerdem sind der Veranlassungen, der nicht zu berechnenden Einwirkungen, welche dergleichen anbahnen, fördern, bewerkstelligen, gar mancherlei. Ganz Rom ist für den, welcher Ohren hat, zu hören, gleichsam eine nie verstummende, in der mannigfaltigsten Redeweise an einen jeden sprechende Predigt zu Verkündigung des in das Leben eingetretenen christlichen Glaubens.

Wohl möchte es nichts Anziehenders, nichts Lehrreicheres geben, als wenn die Beweggründe, die Veranlassungen, die Einflüsse könnten zusammengestellt werden, welche während des Verlaufs bloß eines einzigen Jahres auf die verschiedenen Individuen zu deren Rückkehr in die Kirche eingewirkt haben. Ohne allen Zweifel würde man daraus sich überzeugen können und überzeugen müssen, daß bei den Bedeutenderen und in jeder Beziehung Selbstständigen unter denselben nichts weniger unterlaufen sei, als dasjenige, was man gewöhnlich Proselytenmacherei nennt, von der man so gerne Rom angesteckt wähnt.

Uebrigens gibt es eine zweifache Proselytenmacherei; und es ist die größte Frage, welche von beiden schwunghafter betrieben werde, indeß diejenige, welche von beiden die würdigere sei, weniger zweifelhaft sein kann. Es gibt eine Proselytenmacherei, welche in festbegründeter Ueberzeugung wurzelt und die Liebe als Agens hat, eine andere, welche, wenn nicht aus Wanken und Gleichgültigkeit hervorgeht, doch die Abneigung, wo nicht den Haß, zur bewegenden Kraft macht; eine, welche, glücklich im Besitz reicher und kostbarer Habe, jeden andern zu deren Mitbesitz einladen, mit demselben ihn ausstatten möchte, eine andere, welche, auf ihre Entblößung stolz, denjenigen, der diese nicht theilt, bereden möchte, auch *seines* Besitzes als eines werthlosen Dinges sich zu entschlagen. Jene hat einen positiven, ja mehr als positiven, einen unerschütterlichen Aus-

gangspunkt und faßt eine positive Wirksamkeit ins Auge (wiewohl es gutmüthigem Eifer leicht begegnen mag, daß er in dieser Beziehung allzuleicht sich täusche), jene, von Negativem ausgehend, ist außer Standes zu berechnen, wo das Endziel der Negation gesteckt sei.

Aber gerade da, wo die Proselytenmacherei aus dem Bewußtsein des vollen Besitzes und aus einer anerkannten Verpflichtung hervorgeht, zu dessen Theilnahme auch Andern zu verhelfen, kann in untergeordneten Verhältnissen die Anwandlung zu einer gewissen, die natürlichen Gränzen leicht überschreitenden Bethätigung derselben nahe liegen. Ich will gar nicht bezweifeln, daß mancher Priester in einfacher Gutmüthigkeit seines Herzens sich verpflichtet glaubt, dieselbe versuchen zu sollen, wo nur immer Gelegenheit dazu sich darbieten mag; daß daher in Gefängnissen oder in Spitälern oder an andern derartigen Orten mancher aus den untern Volksclassen in die katholische Kirche hinübergezogen wird, der an eine Rückkehr in dieselbe sonst vielleicht nie gedacht hätte; daß sogar manchmal auch Mittel mögen angewendet werden, deren Rechtfertigung schwer fiele. Eine Frage aber wäre es, ob diejenigen, welche dabei vorkommenden Fällen alsbald Lärm zu schlagen bereit stehen, auch immer die Umstände durch die dergleichen Bekehrungen leichter gemacht werden, kennen und, wenn sie dieselben kennen, ob sie vor Uebertreibung ebenfalls sich frei halten, was vielleicht in mehr als einem Fall den Lärm nothwendig dämpfen müßte?

Es ist vor wenigen Jahren vorgekommen, daß mehrere nichtkatholische Sträflinge längere Zeit in einer Gefangenschaft zu Rom sich befanden. Von diesen giengen einige, ob aus innerer Ueberzeugung, ob in Hoffnung, ihr Loos zu verbessern, ob in vollkommen freiem Willen oder überredet, weiß ich natürlich nicht, zur katholischen Kirche über. Das wurde bekannt, und augenblicklich begab sich der Hausprediger einer Gesandtschaft, der in keiner Zeit vorher jemals um diese Landsleute und Menschen sich bekümmert hatte, in das Gefängniß und ließ

dieſelben zuſammen kommen. Denjenigen, welche katholiſch geworden waren, machte er darüber Vorwürfe, mußte aber die Einrede vernehmen: wenn um die religiöſen Bedürfniſſe der Gefangenen diejenigen ſich nicht bekümmerten, welche im Fall wären, darum ſich erkundigen und Beiſtand leiſten zu können, ſo dürfe es niemand befremden, daß er zu denjenigen Mitteln ſeine Zuflucht nehme, die ihm freundlich dargeboten würden. Dieß wäre die Urſache, weßwegen ſie katholiſch geworden ſeien. — Den andern nun, welche deren Beiſpiel nicht gefolgt waren, gab der Prediger Namens ſeines Fürſten eine Geldunterſtützung. Darüber beſchwerten ſich nun jene erſteren, indem ſie meinten, ſie wären trotz ihres Uebertrittes zu der katholiſchen Kirche Unterthanen ihres Landsherrn ſo gut als jene andern, zumal die Zahl der unter ſeiner Regierung ſtehenden Katholiken keine geringe ſei. Das hatte die Folge, daß von dem Staatsſecretariat des Innern nichtkatholiſchen Geiſtlichen der Eintritt in die Gefängniſſe unterſagt wurde. War dieſes Verbot nicht durch jenen Vorgang gerechtfertigt?

Die Thatſache, daß in Rom viele Converſionen mehr oder minder bemerklicher Perſonen vorkommen, mag jenſeits der Berge, wo gewöhnlich nur die Reſultate bekannnt werden, die Urſachen und Mittel aber, welche zu denſelben geführt haben, verborgen bleiben, jenen Wahn einer überall auf der Lauer ſtehenden Bekehrungsſucht erzeugt und durch häufiges Wiederholen dergeſtalt darin befeſtigt haben, daß dieſelbe unter Roms, wenn nicht Merkwürdigkeiten, doch Eigenthümlichkeiten aufgeführt wird. Unkenntniß und Vorurtheil ſtehen gewöhnlich in gegenſeitiger Wechſelbeziehung; jene feſtigt in dieſem, und dieſes flößt jener eine Behaglichkeit ein, mittelſt welcher ſie aus ihrer rein negativen Sphäre in die poſitive ſich verſetzt zu haben vermeint. Beide ſind, wo es ſich um Rom handelt, von großem Gewicht.

So haben sie sich in Deutschland ein Gespenst gebildet, welches überall, in den Ministerien, in den Schreibstuben der Subalternen, in den Zeitungen, in den Kirchenblättern, in allen Lucubrationen der fleißigen Bücherlieferanten umgeht, was sie als Vogelscheuche auf alle Kreuzstraßen stellen, und was nebenbei tausend armen Seelen ihr Bischen Dasein vergällt; — sie legen demselben den Namen Ultramontanismus bei. In Deutschland, sagen sie, sei dieses Schreckbild nur der Reflex eines in Rom wohnenden Ungethüms, welches dort dem brüllenden Löwen gleich herumgehe und suche, wen es verschlinge.

Dieser Ultramontanismus, inwiefern derselbe in Rom seinen Sitz haben und von da hinaus über die Berge nach festem (verderblichem — versteht sich ohnedem) Plan agiren sollte, ist ein Gebilde, erzeugt aus eurer krankhaften Einbildungskraft und eurem bösen Gewissen. Nicht dort auf Monte-Cavallo, sondern hier, in der unauflöslichen Verbindung jener beiden Elemente ist der Sitz dieses Gebildes; und eben deßwegen könnt ihr seiner nicht los werden, verfolgt es euch, wo ihr geht und steht, gleich Horazens atra cura. Sind aber nicht jene seine natürlichen Erzeuger, von denen es noch mit einiger Realität ausgestattet wird, so ist es überhaupt nur ein Schemen, ja weniger noch, ein bloßer Wortlaut, den ihr der blindgläubigen Masse als Losung hingeworfen habt, unter welcher ihr sie zum Heerzuge zusammenruft, um denselben wider etwas ganz anderes euch aber wohlbekanntes zu richten, gegen die wahre, echte, diesen Namen allein verdienende katholische Kirche. Gewiß wandelt euch zuweilen ein Schalkslachen an, wenn ihr sehet, wie kapfer sie unter dem Namen Ultramontanismus die Kirche selbst unter die Faust nehmen.

Ihr aber, die ihr ehrlich in dem Wahn stehet, der Ultramontanismus sei eigentlich eine Art Ueberwucherung der katholischen Gesinnung, kämet ihr nach Rom, wolltet ihr da nachspüren, dann vielleicht könnte der Alp von euch weichen, dann könntet ihr genesen nach Hause kehren. Ihr habt euch vielleicht

leicht in die Meinung verrannt: Rom sei über allen Detail der deutschen Kirchen aufs genaueste und bis ins Geringfügigste informirt, auch lasse es nichts und keine Gelegenheit vorübergehen, um auf sie in jeglicher Weise einzuwirken, alles seinem Willen gemäß zu normiren; offene und geheime Canäle in Menge wären vorhanden, mittelst welcher römische Ansichten, Gesinnungen und Neigungen zu beharrlich verfolgtem Zwecke verbreitet würden, jede Eigenthümlichkeit vor denselben unerbittlich weichen müßte; eine rastlose, ins Wunderbare gehende Thätigkeit herrsche dort, um anzubahnen, durchzusetzen, festzuhalten, was in Rom's Interesse nur immer erzielt werden wolle. Man meint, es gelte hier in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands, was in Schillers Don Carlos der Großinquisitor zu dem König sagt: „Dein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa-Casa heiligen Registern." Darum dürfe man in Rom nur nachschlagen, um selbst über die unbedeutendste Specialität einen Actenstoß hervorlangen zu können. — Dem aber ist nicht so; denn der Schluß aus analogen Verhältnissen ist kein gewagter. Ich habe in Bezug auf die Vorgänge und Zustände in der Schweiz, welche doch in neuester Zeit die Kirche wesentlich berührt haben, bei weitem nicht diejenige genaue Kenntniß gefunden, welche ich unfehlbar voraussetzte.

Daß die Acten der Bischofswahlen nach Rom gehen müssen, daß die Bischöfe durch das Oberhaupt der Kirche präconisirt werden, daß einige reservirte Fälle an die Pönitentiarie der Kirche gelangen, daß etwa Dispensen nachzusuchen sind: das kann man doch keinen Einfluß weder auf die Angelegenheiten noch auf die Gemüther in dem Sinne nennen, in welchem man denselben als Aufgabe und Frucht des sogenannten Ultramontanismus ausgeben möchte. Allerdings ist in ehevoriger Zeit in dieser Beziehung von Rom aus mehr geschehen. Man könnte aber wohl sagen, was damals zu viel geschah, geschieht jetzt zu wenig; dieß gewiß nicht zum Vortheil der Kirche, aber ebensowenig zum Vortheil der Staaten.

Indeß, es gibt einen Ultramontanismus, welcher Realität hat, der aber von Rom durch kein anderes Mittel, als durch das alleroffenste und allereinfachste, durch sein Dasein, hervorgerufen wird. Rom hat gar nicht nothwendig, den organischen Zusammenhang aller Gliederungen mit dem Haupt, die Beziehung aller einzelnen Punkte zu dem Mittelpunkt besonders zu lehren, mit möglichster Zuthunlichkeit diese Lehre zu verbreiten; es kann dieses der richtigen Schlußfolgerung eines jeden, der eine durch den Weltheiland gestiftete Kirche anerkennt, es kann dieses der Geschichte und seinem achtzehnhundertjährigen Bestehen überlassen. Könntet ihr von Tausenden, die sich's nicht bloß zur Ehre (worin immer noch allzuviel Subjectivität sich mischen kann), sondern zur Pflicht anrechnen, ultramontan genannt zu werden, einen jeden befragen, ob er hiezu in Rom oder von Rom aus unmittelbar (mittelbar, ja! denn nach dieser Beziehung erschallt das nie verstummende Wort) unterwiesen, erzogen, vielleicht gar gedungen worden sei, möglicher Weise würdet ihr unter dem gesammten Tausend nicht einen einzigen finden, der dieses bezeugen könnte, vielleicht nicht einen einzigen, der Rom gesehen oder mit jemand, der von dort ausgegangen wäre, je in Berührung gestanden hätte. Und doch findet ihr, trotz euerer Vigilanz, trotz euerer ministeriellen Hinterlist, trotz eueres in alle Schulen eingeführten Entkatholisirungsdranges, trotz euerer bebänderten Decane, trotz euerer so redlich und ehrlich amtenden Censoren, und trotz eueres Fahndens auf jegliche ächt katholische Regung unter Priestern und Layen viele, die euer Schmachwort ultramontan sich zu höherer Ehre rechnen, als jeden huldvollen Blick des Herrn Oberamtmanns, als jeden Ronge'schen Händedruck des Herrn Assessors, und selbst als jedes Kreuzlein, wofür sie das Kreuz in den Tausch geben müßten.

Woher dieses? Sie haben das Endziel erblickt, an welches all' euer sogenannter Entfeßlungs- und Entfinsterungskram unfehlbar führen muß; sie haben die Nothwendigkeit erkannt, daß

das Fortbestehen der Kirche, (der Kirche im wahren Sinne des Wortes) und die Einheit der Kirche sich gegenseitig bedingen; die Geschichte hat sie belehrt, daß der einfache Stuhl, vor welchem, mit allem Erdenglanz umschienen und mit aller Erdenmacht ausgestattet, so viele Throne aus dem Dunkel aufgestiegen und in dasselbe zurückgesunken sind, weder eine Zufälligkeit, noch ein Gebilde der Menschenweisheit sein könne; sie haben sich überzeugt, daß, ungeachtet eures Geiferns über Anmaßung, Untertretung und Zwangherrschaft, der geistigen, zugleich aber wohlgeordneten Freiheit hier eine geschirmtere Zufluchtsstätte eröffnet sei, als in allen euern Organisations-Edicten und Landrechten. Und wäret ihr lernfähig, so würdet ihr unter allem euerem schwirrenden Eifern über leidigen und hemmenden Ultramontanismus schon längst eingesehen haben, daß nicht Rom es ist, welches denselben pflegt, sondern euer eigenes gewalthaberisches und kirchlich-revolutionäres Thun und Treiben, welches die erhaltenden Kräfte, die edlern Geister zwingt, unverwandten Blickes nach jenem Lichte zu schauen, das, „seit der Morgenstern über den Völkern aufgegangen und der Tag angebrochen ist in den Herzen," immerfort geleuchtet, nach dem Magnet, welcher unter dem schäumendsten Wogengefluthe stets die sichere Bahn bezeichnet hat.

Wird ein Mensch, eine Meinung, eine Bestehendes ultramontan genannt, so heißt dieß im Sinne derjenigen, welchen dieses Wort geläufig ist, gewöhnlich so viel, als: dieses hat unsere Zustimmung nicht, es ist nicht so, wie wir es haben möchten. Deßwegen ereignet es sich nicht selten, daß über jemand die einen als über einen Ultramontanen herfahren, während die andern wähnen, ihm mit der Erklärung, er sei dieses nicht, ein besonderes Lob beizulegen; oder daß je nach Zeit und Veranlassung von den gleichen Leuten die nämlichen Individualitäten heute dem Wort verfallen und morgen desselben entledigt erklärt werden. Verkehrt sich übrigens für den wahren Katholiken das Wort ultramontan nach seiner

scheltenden Bedeutung in einen Lobspruch, so hat er allen Anlaß, eine genaue Selbsterforschung anzustellen, sobald er durch die Bezeichnung: nicht ultramontan zu sein, gelobhudelt werden soll.

Zweierlei hat in Rom meine Erwartung nicht ganz befriedigt: die Fronleichnamsprocessionen und die Kirchenmusik. Erstern geht jenes Ansprechende, Sinnige, Gemüthliche ab, welches bei diesen Festlichkeiten, als der Verherrlichung der streitenden und triumphirenden Kirche, in vielen kleinen Städten Deutschlands und der Schweiz, selbst in größern Dörfern, alles in Anspruch nimmt und zu einem großen Ganzen sie einigt. In Rom verwandeln sie sich mehr in ein Gepränge, wobei die Gesammtheit in zwei Hauptpartieen sich scheidet: in Handelnde und in Zuschauende. Da mangelt die mitziehende Gemeinde Männer und Weiber, Jungfrauen und Jünglinge; so manches wird hier vergeblich gesucht, was diesseits der Gebirge bei sonnenhellem Himmel diesen Tag zum Fest der Feste macht.

Seien wir deßwegen nicht ungerecht; stellen wir nicht unbedingte Forderungen, die, weil sie hier zulässig, deßwegen nicht überall erreichbar sind. Wie wäre es möglich, daß bei der Hauptprocession, an dem Festtage selbst, auch nur ein Theil der Einwohnerschaft Roms mitziehen könnte? Begreiflich ist es dann wohl, daß die Menschen, sobald sie bei einer solchen Feierlichkeit nicht durch einiges Mithandeln betheiligt sind, in den Stand bloßer Zuschauer hinübertreten, worüber freilich die Andacht nicht besonders angeregt, wenigstens nicht auf die Dauer in Anspruch genommen wird.

Möchten unter den vielen Capucinern, Franziscanern und andern zahlreichen Conventen einzelne durch unverkennbare Andacht und Innigkeit geistiger Theilnahme an der Feier sich be-

merklich, zeigten sie, daß sie von deren Bedeutung ergriffen und durchdrungen sich fühlten, so trugen hingegen weit Mehrere, eine gewisse Gleichgiltigkeit zur Schau, in der es beinahe den Anschein hatte, als wären sie zu einem Frondienst aufgeboten.

Die wahre Procession mit dem unverkennbaren Merkmal der Weihe, der Würde des Festes, des Bewußtseins der hohen Feier beginnt eigentlich erst mit dem Erscheinen des Domcapitels von St. Peter, worauf ansteigend in ihren Rangstufen bis hinauf zum Decan des heiligen Collegiums, unter Festgesängen die hohe Geistlichkeit folgt. Zuletzt aber, nach drei Inseln und zwei Tiaren, jede in Mitte zweier geharnischter Schweizer mit ihrer Hellebarde, das Oberhaupt der Kirche auf seinem Tragsessel, die Fächer von Pfauenfedern zur Seite, das hochwürdigste Gut in den gefalteten Händen haltend — welch ein Bild der Demuth, der Gottesfreudigkeit, ich möchte sagen der Verklärung!

Durch die ganze Octave ziehen aus verschiedenen Hauptkirchen abwechselnd Festzüge aus und durch den Bezirk, der jenen als Pfarrsprengel angewiesen ist; so am Sonntag aus St. Johann im Lateran, am letzten Tage der Octave wieder über den St. Petersplatz, doch dießmal nur, so weit die Colonnade reicht; bei diesen beiden pflegt gewöhnlich der Papst zu Fuß mitzugehen, was aber eben bei keiner derselben der Fall war, weil Unwohlsein ihn daran hinderte. Diese Processionen beginnen jedesmal ein paar Stunden vor Ave Maria; die Häuser der Straßen, durch welche sie ziehen, sind mit Tapeten oder Teppichen behangen, eine oder ein paar Musikbanden vom Bürgermilitair werden dazu berufen, von den Pfarrgenossen gehen einige, jedoch verhältnißmäßig nicht viele mit; dagegen drängen sich desto mehr Zuschauer beim Ausziehen und beim Einziehen des Zuges an die Kirche und durch die Straßen, was begreiflich weder bemessene Ordnung fördert, noch für erforderliche Stimmung ein Hebel sein kann. Ich habe die meisten dieser Processionen mit angesehen, angezogen aber oder ange-

sprochen fand ich mich von keiner. Die ungeheuren Kirchenfahnen, unter deren Last ihre Träger beinahe erliegen und welche bei dem leisesten Windzug von den Vieren, welche die Stricke halten, nur unter den abenteuerlichsten Windungen können dirigirt werden; die riesigen Kreuze aus Pappendeckel, welche unbehauene Holzstämme vorstellen und ebenfalls nur mit Mühe aufrecht zu halten sind; die ohrzerreißenden, disharmonischen Töne ungeübter Blechmusiken: dieses alles konnte keinen befriedigenden Eindruck auf mich machen, bildete gegen solche Festzüge, die ich anderwärts gesehen hatte, einen allzugroßen Contrast.

Im Waisenhause zu Rom besuchte ich die Knaben, in dem kleinen Kloster von San Giuseppe die sechszehnjährige Tochter des verstorbenen Landeshauptmanns Müller von Näfels. Ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, wie ich diese Schlachtopfer des fanatischen Radicalismus erblickte. Als nämlich dieser, durch seine Helfershelfer in den Cantonen Zürich und St. Gallen aufgestachelt und sicher gestellt, nicht nur die von sämmtlichen Cantonen einst besiegelten und gewährleisteten Verträge, weil sie den Katholiken des Landes Glarus eine unabhängige und gesicherte Stellung einräumten, in wilder Gleichmachungsgier zerriß, sondern hierauf noch die katholische Kirche auf die empörendste Weise an seinen Siegeswagen knebeln wollte, gehörte der Landeshauptmann Müller zu denjenigen, welche an der Spitze seiner Glaubensgenossen, wenn nicht die erste Gewaltthat hindern konnten, so doch dem andern Unterfangen entgegenzustehen versuchten. Wie sie seinen Schwager, den Zeugherrn Tschudi, in dem scheußlichsten Kerker bei der unmenschlichsten Behandlung in einen solchen Zustand versetzt hatten, daß ihnen nur die Wahl blieb, denselben im Namen der Rechtsgleichheit, der Freiheit und zeitgemäßer Institutionen zu morden oder durch

vier Mann auf einer Matratze in das Haus seiner hochbetagten Mutter zu zweifelhafter Herstellung zurückbringen zu lassen: so hatten sie den Landeshauptmann Müller genöthigt, um ähnliche Sträflichkeiten einer Regeneration nicht verlustig zu müssen, landesflüchtig zu werden. Die harten Einbußen an dem Vermögen, der Blick in eine düstere Zukunft, der Kummer um ihre nächsten Anverwandten brachen seiner zu Hause gelassenen Gattin das Herz.

Der Vater nahm nun die vier mutterlosen Waisen zu sich und wendete sich nach Italien, in der Hoffnung, zu Modena eine Anstellung zu finden. Als dieß fehlschlug, trug er seine Hoffnungen nach Rom, wo aber kein besseres Licht für die Zukunft ihm aufgieng. Der Capellan der Schweizergarde Seiner Heiligkeit, Monsignore de Curtius, hatte ihm für die Sommermonate seine Wohnung im Vatican eingeräumt. Eines Tages im August 1839 begegnete er Müller auf der Engelsbrücke, von wo derselbe mühsam nach seiner Zufluchtsstätte sich fortschleppte. In der gleichen Nacht wurde Herr von Curtius durch die Trauerbotschaft seines Hinscheidens aufgeweckt. Als er nach dem Vatican hinaneilte, sah er die vier Kinder um den Leichnam des Vaters in Thränen zerfließend, rath- und hilflos im fremden Lande. Doch hatte das älteste derselben, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, welches nicht lange hernach dem Vater nachfolgte, voraussehend, daß alsbald eine Versiegelung der Hinterlassenschaft erfolgen dürfte, noch so viel Besonnenheit, aus dem Schrank die wichtigsten Papiere und Briefschaften des Verstorbenen herauszunehmen und, damit ja Niemand neuer Verfolgung der Gebietiger im Heimathlande Raum bloßgestellt werden, zu verbrennen.

Allerdings forderten diese, daß die Kinder zurückgebracht würden; aber der rastlosen Verwendung ihres Oheims, des gleichfalls verfolgten und gewaltthätig vertriebenen Pfarrers von Glarus, eines Bruders des Zeugherrn Tschudi, gelang es, dieses zu verhindern. Die Knaben fanden hienach einen neuen Vater in

dem allgemeinen Vater der Christenheit, der sie auf seine Kosten in das Waisenhaus versorgte und sie dort erziehen läßt; die Mädchen fanden eine zweite Mutter in der vortrefflichen Gräfin Lützow, Gemahlin des österreichischen Botschafters in Rom, welche auf gleiche Weise dieselben in San Giuseppe unterbrachte. So hat die Vorsehung für die Waisen gut gemacht, was die Menschen böse zu machen gedachten. Mir aber, als ich diese Kinder besuchte, traten in ihnen Ankläger und Zeugen gegen diejenigen vor Augen, welche, wenn ich noch den tadelfreiesten Beweggrund hervorhebe, einer Theorie zu lieb, kalten Blutes den anderthalbhundertjährigen Frieden eines Landes vernichten, einzelne ihrer Mitbürger, deren Geschlechter seit Jahrhunderten die Zierde desselben gewesen, um Glück, Ruhe und Wohlstand bringen und derartige Schlachtopfer sich bereiten konnten.

Man denkt sich Rom so gerne als heilige Stadt, als das Salem, zu welchem von Morgen und von Abend, von Mittag und von Mitternacht die Völker ziehen, als den Ort der Sicherheit für alle, die gleich dem gescheuchten Vogel ein Obdach suchen, als den Hafen, welchem so manches umhergetriebene Schiff zusteuert. Ohne allen Zweifel ist es für Viele, die aus äußern und innern Irrsalen, Gefahren und Stürmen sich retten wollen, ein Salem, eine Zufluchtsstätte, ein schirmender Hafen. Man denkt es sich so gerne als die Stadt, in welcher unablässig die Dankgesänge zu dem Dreieinigen aufsteigen, das Lob der unbefleckten Jungfrau ertönt, in welcher alles die Ehre dessen verkündet, der in der Höhe ist, den Frieden unter denen, welche guten Willens, hienieden weilen. Man erwartet hier den geistlichen Streitern zu begegnen, die mannigfaltig sind, wie die gerüsteten Schaaren eines wohlgeordneten Kriegsheeres, vielartig, wie das goldgewirkte Gewand der Königin im Hohenlied. Man hört sie wohl diese Dankgesänge, diese Loblieder, auch begegnet

man in ihnen jenen Streitern. Doch mischt sich in dieses nur allzuviel dessen hinein, was mitten unter dem Bilde des Friedens, der Ruhe, der Sicherheit das Gegenbild dieser freundlichen, erquickenden, segnenden Güter hervortreten läßt. Nur allzuhäufig wird der Eindruck, den die rein geistliche Stadt auf uns machen müßte, gestört durch das Erscheinen von Kriegsleuten aller Waffengattungen, aller Rüstungen, aller Farben. Man möchte dieses Waffengepränge einen Mißton nennen, der durch die sonstige Harmonie sich durchzieht und uns bitter daran mahnt, daß hienieden auch nicht ein Ort sei, der mit ungetrübtem Frieden uns umfange, das Vollgepräge desjenigen an sich trage, welcher den Seinen den Frieden hinterlassen wollte.

Ehedem, so wurde ich wenigstens dessen versichert, habe man in Rom von solchem Kriegsgetöse in Trommeln und Trompeten, von solchem Kriegsprunk in mancherlei Waffenarten nichts oder nur sehr wenig gehört und gesehen. Aber auch dessen, daß dieses nothwendig geworden, trage jene verwegene Rotte von Umwälzern die Schuld, die nichts unversucht lasse, um wenigstens in dem südlichen Theil der Halbinsel durch Aufruhr, Mord und Verwirrung ihre würdigen Beglückungsplane durchzusetzen. So lasse ihr Unterfangen, wenn es auch bisher noch immer vereitelt worden, doch fortwährend darin auf dem Lande, daß dessen Oberherr sich genöthigt gesehen, zu Schutz und Abwehr Vorkehrungen zu treffen, welchen empfindliche Vergrößerung der Lasten unvermeidlich gefolgt wäre, was einzelne, die über dieser nicht auf die Ursache zu blicken vermöchten, zur Rückwirkung im Sinne jener trügerischen Rotte geneigt machen dürfte.

Trotz jenes Kriegsvolkes, was Rom nun mit allen großen Städten gemein hat, trägt es neben dem Gepräge, worin es jenen gleich kömmt, wieder ein eigenthümliches an sich. Was wir beinahe in allen andern Städten finden, das finden wir in Rom ebenfalls, hiezu aber noch vieles andere, was wir sonst allerwärts vergeblich suchen würden. Trägt auf der einen Seite alles in Rom den Charakter des Großen, Weiten, Vollendeten;

entschieden Ausgeprägten an sich, so ist es doch anderseits wieder anmuthig, fesselnd, heimelig.

In Beziehung auf das, was das Bindemittel des gesellschaftlichen Verkehrs ist, die Unterhaltung, macht Rom ebenfalls einen andern Eindruck, als sonst die meisten großen Städte. Hier z. B. ist das Theater nur von untergeordneter Bedeutung, Kammern gibt es auch nicht; daher man sich über den Stand der Parteien, über das Gelärme der Wortführer, über die Angriffe auf die Regierung, über die liberalen Motionen ebensowenig ereifern, als jedes Kaffeehaus und jede Schenke in eine Taschenausgabe des Ständehauses verwandeln kann. Von dem langweiligen und abgedroschenen Geschwätze über Eisenbahnen, bleibt man ebenfalls verschont. Dagegen hört man in Kaffeehäusern und Barbierstuben von bevorstehenden Feierlichkeiten in der einen oder andern Kirche, von Processionen, von Gegenständen sprechen, die überhaupt auf die Kirche Bezug haben. Es wird erörtert, ob der Papst bei diesem oder jenem Feste sich einfinden werde oder eingefunden habe, wer seine Stelle vertrete u. s. w. Jedes bedeutendere Ereigniß, welches zu der Kirche in Beziehung tritt, weckt Theilnahme; in dasjenige, was mit derselben in Verbindung steht, findet man oft unerwartete Einsicht. So hörte ich einst den Barbier mit demjenigen, den er unter dem Messer hatte, ein gar nicht uninteressantes Gespräch über Monte-Cassino und die verdienstlichen Arbeiten seiner Bewohner führen.

Samstags, den 27. April, fuhr ich von Rom nach Neapel ab. Die Station, welche der Vetturin am ersten Tag machte, war nicht der Mühe werth, denn wir kamen bloß bis Valmontone, was erreicht wurde, ohne nur unterwegs füttern zu müssen.

Die Gegend um Valmontone, das alte Labicum, ist sehr malerisch. Alles trägt Spuren vulkanischer Wirkung. Von der

Osteria, die in schönem Thalgrunde liegt, führt, was selten in Italien, ein Allee riesengroßer Bäume nach dem Städtchen, das, wie beinahe alle im Kirchenstaat, auf einem Hügel erbaut ist; jenseits des Grundes, hoch über der Osteria erhebt sich ein Klösterlein. Valmontone war bei den Alten seiner guten Trauben wegen berühmt.

Der schöne Abend konnte zu nichts Besserem benützt werden, als zu einem Spaziergang nach dem Städtchen, welches mir aus der Geschichte Innocenz wenigstens dem Namen nach bekannt war.

Auf einem freien Plätzchen vor der Kirche öffnet sich eine schöne Aussicht, einerseits in das Thal hinunter, anderseits über die Landschaft, welche den Anblick eines Knäuels von Hügeln, einzelne mit Städtchen gekrönt, darbietet. Ein junger Geistlicher trat mit jener milden italienischen Freundlichkeit zu uns hin, die einen so wohlthuenden Eindruck zurücklässt. Er führte uns in die Kirche, theilte uns Nachrichten über das Städtchen mit und nannte uns die vorzüglichsten Punkte der Fernsicht, auf denen das Auge ruhte. — Bei einbrechender Dämmerung mischte sich in das Geläute von dem Kloster über der Osteria das Krachen der Büller von der jenseitigen Höhe. Die Kirche des Städtchens feierte am folgenden Tage ein Particularfest.

In dem hinter Valmontone fortlaufenden Thal sieht man, was in Italien selten, einige Ruinen von Burgen. Es gieng mir hier, wie mit der Gegend um St. Maria dei Angeli, sie war mir geschichtlich bekannt und hatte daher mehr Anziehendes für mich. Nicht weit von Valmontone, rechts ab von der Straße, erhob sich von seinem Hügel das Städtchen Segni, von welchem Innocenz Geschlecht den Beinamen führte — Comites Signini, einst Vaterstadt Papst Vitalians, der dem Kirchengesang eine Vorschrift gab und die Orgeln verbessert haben soll. Bald hernach blickte ich nach Anagni hinauf, wo Innocenz geboren worden und sein Geschlecht bis zu dessen Erlöschen zu den sogenannten zwölf Sternen der Stadt gehörte. Fünf Miglien

weiter gings nach Ferentino, wo Innocenz in Freundschaft zu dem Bischof so oft weilte.

Am Morgen des 28. Aprils kam ich in dem freundlichen San-Germano an und bestieg sogleich einen Esel, um nach Monte-Cassino hinaufzureiten, wo ich schon lange angekündigt und erwartet war. Es ist ein überraschender Anblick, wenn man durch den langen düstern Thorweg dieses Stammhauses der Benedictiner und ihrer zahlreichen Aeste voranschreitet in den ersten Hof, vor die großartige Treppe, die in den zweiten Hof zum Eingang in die Kirche führt. Ein Geistlicher, der eben hinaustrat, führte mich altem Benedictiner Brauch gemäß, zuerst in die Kirche und aus dieser in die anstoßende Bibliothek, wo die Anwesenheit mehrerer Bewohner des Klosters schon einen günstigen Eindruck auf mich machte.

Es war am 30. Dec. 1798, als ein Haufe Franzosen in San-Germano einzog und in dem Palast der Abtei die schauderhafteste Wirthschaft trieb, worauf General Championet am Neujahrstag 1799 den Vorschlag eines Waffenstillstandes mit General Mack rund von der Hand wies. Sobald der Unterhändler sich entfernt hatte, ließ jener den hochbetagten Abt vor sich schleppen und gab einen Befehl des französischen Directoriums vor, welchem gemäß in drei Stunden 100,000 Ducaten müßten bezahlt sein oder der Abt erschossen, das Kloster zerstört werden. Das hieß Unmögliches verlangen, daher der Abt und die Ordensbrüder sich zum Tode bereiteten. Einige greise Religiosen versuchten es indeß, den Wütherich milder zu stimmen; statt dessen gerieth er in solchen Zorn, daß er ohne Scheu vor dem Alter sie zum Zimmer hinausstieß. Um den Ungestüm einigermaßen zu mildern und wenigstens das Leben des Abts zu retten, wanderte aus dem Kirchenschatz der Rest des vorhandenen Silbers (vieles war vorher schon zum Besten des

Königs und des Reichs hingegeben worden) Kreuze, Rauchfässer, zwei große Bilder von St. Benedict nach San-Germano herab; auch eine heilige Familie von Raphael mußte in die ruchlosen Hände des Räubers übergehen. Mit allem dem waren nicht mehr als 30,000 Ducaten zusammenzubringen, Championet hiemit nicht befriedigt, so daß er den Abt mit vorgehaltener Pistole zu Unterzeichnung eines Wechsels von ungeheuerem Belang nöthigte. Nachdem seine Soldaten den Palast der Abtei noch geplündert, zog der Franzose dem General Mack entgegen. Unmittelbar nach seinem Vorrücken versammelte sich der Pöbel von San-Germano, richtete einen Freiheitsbaum auf, verkündete die Republik und eignete sich als ersten Akt der volksthümlichen Gewalt einige Mühlen der Abtei an.

Aber frei solchen Schwindels erhob sich das übrige neapolitanische Volk und trat muthig und mit glücklichem Erfolg den Franzosen entgegen. Das mußte natürlich das Werk des alten, zitternden, streng bewachten Abts sein. Championet schrieb ihm von Capua: „Ich bin davon unterrichtet, wie Sie, Herr Abt, unter den Bewohnern jener Gegend den Aufruhr nähren. Wissen Sie, daß Sie den ersten Unfug, den ersten Mord, der dort begangen wird, mit Ihrem Kopf werden bezahlen müssen.“ — Zudem wurde der Abt genöthigt, in einem Hirtenbrief seine geistlichen Untergebenen zu ermahnen, der Waffengewalt sich zu enthalten, die fremden Herren zu ehren. Ein Armeebefehl war beigefügt, Niederbrennen allen Ortschaften drohend, deren Bewohner nicht der Republik sich anschließen würden. Die Unterthanen der Abtei blieben zwar ruhig, bezeugten aber ihre wankellose Treue gegen dieselbe, ihren Kummer über die erlittenen Bedrängnisse, erboten sich zur Aufnahme des Abts und der Religiosen, nöthigen Falls zu deren Vertheidigung.

Die parthenopäische Republik war eine Ephemeride. Am 9. Mai verkündete das Licht von tausend Fakeln im San-Germano Ruffo's Siege, die Flucht der Franzosen. Schon am folgenden Tag erschienen diese in der Nähe von San-Germano.

Im Kloster herrschte unbeschreibliche Bestürzung. Wer es vermochte, schickte sich zur Flucht an, nahm aus der Kirche, was an Reliquien oder andern Kostbarkeiten ihm sich darbot, und machte sich damit auf die einsamsten Wege. Nur ein betagter Ordensbruder, der Novizenmeister Friedrich Gattola mit seinen Zöglingen und ein einziger der jüngern Conventualen blieben in dem verlassenen Kloster.

Waffengeschimmer und Schüsse kündigten den Brüdern die Nähe der Wütheriche an. Sie empfahlen ihre Seelen Gott, öffneten die Thore und sahen in kurzem achtzig französische Soldaten mit gezückten Schwertern, weil sie einen Hinterhalt fürchteten, unter fürchterlichem Gebrüll durch den Thorweg des Klosters hineinziehen. Die Ordensbrüder bemühten sich, dieselben zu beruhigen: es sei hier kein Versteck zu besorgen; aber knirschend vor Grimm drangen sie ein, in der Absicht, nicht allein zu plündern, sondern zu zerstören. Keine Stelle war so verborgen in die sie nicht, geflüchteten Schätzen nachspürend, einbrachen; keine Mauer konnte sie hemmen; mit Waffen und Fackeln bahnten sie sich den Weg, verwüstend, wo nichts zu rauben war. Es war, als folgten die paar wehrlosen Mönche einer Rotte Teufeln, hier die Hand der Wilden durch Bitten von Brand zurückhaltend, dort mit Flehen die Führer beschwörend, sie möchten doch manches Kostbare gegen Zerstörung sichern, von dem französischen Namen das unaustilgbare Brandmal abwenden, im 18. Jahrhundert die gräßlichen Rasereien der Saracenen des achten wiederholt zu haben. Vorzüglich wendete sich die Obsorge der Mönche der Bibliothek, dem Archiv und der Kirche zu, die Wuth der Franzosen war aber vorzüglich gegen diese; manches Buch wurde zerrissen, nachher zur Nahrung des Feuers verwendet. Die eisernen Thüren des Archivs ließen vermuthen, dieser Raum besonders möchte Schätze bergen. Sie sprengten die Thüren auf, drangen beutegierig hinein. Da bat sie der junge Heinrich Gattola, der zuvor den alten Schriften viele Zeit und Sorge gewidmet, kniefällig, sie möchten

diese, ihnen selbst nutzlose Kostbarkeiten schonen. Ein Säbelhieb in den Nacken war die Antwort. Tobend warfen sie die Schriften unter einander, verschleppten sie bis hinauf in die Gärten, verwendeten sie, um Speisen darein zu wickeln; von den Urkunden rissen sie die Siegel ab, manche Handschrift gieng in Stücke, Vieles wurde zuletzt mitten im Archiv dem Feuer geopfert und unter steter Todesgefahr dankten die Religiosen der göttlichen Vorsehung, daß nicht das ganze Kloster in den Flammen aufgieng.

Gräßlicher hausten diese Barbaren in der Kirche. Das Tabernakel wurde mit dem Degengriff aufgesprengt, die Hostienbüchse herausgerissen, in der Sacristei das Silber von den Reliquien weggeschlagen, diese fortgeschmissen, der Chrisam, des wenigen edlen Metalls an den Gefäßen wegen, ausgeschüttet. Wie sie mit den heiligen Gewändern verfuhren, habe ich oben berührt. Unter diesen befand sich der Mantel, welchen einst der große Feldherr Consalvo bei seinem triumphirenden Einzug in Neapel getragen, nachher dem heiligen Benedict gewidmet hatte. Ihn traf das gleiche Loos der Zerstörung mit allem Uebrigen. Dem Raub ließen die Ruchlosen den Hohn vorangehen; sie bekleideten sich mit den Meßgewändern, den Rauchmänteln, nahmen Wachskerzen in die Hand, zogen processionsweise zur unterirdischen Kirche hinab und sangen dort im Psalmenton die Marseillaise, hierauf Hurengesänge und brachen zwischenein in ein gellendes Gelächter aus; dazu hatten sie noch Lastthiere, Esel, welche den Raub forttragen sollten, in die Kirche gebracht. Nachdem die heiligen Gewänder verbrannt waren, wollten sie noch die kostbare Orgel zusammenbrechen. Doch hieran wurden sie von ihren, durch die Bitten der Mönche erweichten, Häuptlingen gehindert.

Noch waren sie des Plünderns und des Verwüstens nicht satt, als der späte Abend anbrach. Aus den ausgehobenen Thüren und herbeigeschleppten Büchern zündeten sie in den Schlafsälen und selbst in der Bibliothek Feuer an und brieten Fleisch darüber. Thiere wurden geschlachtet, Wein herbeige-

schleppt, ein Unwesen getrieben, wie es von den Wilden eines andern Welttheils nicht ärger hätte geschehen können. Mitten unter diesen Horden bewegten sich die wenigen Mönche in unabläßiger Wachsamkeit, daß das Feuer nicht um sich greife; wohin sie aber den Blick wendeten, sahen sie Pergamente, Bücher, Stücke von Kirchengeräthe in den Flammen prasseln. Mit Tagesanbruch endlich zogen die Scheusale aus den nackten Mauern ab. Kaum aber die Franzosen von dannen gewichen waren, stürzte sich, der Abschaum der Kreuzstraßen in das Kloster und warf, um es mitschleppen zu können, was sich noch vorfand, zu den Fenstern hinaus. Von San. Germano gesehen glich in jener Nacht das Kloster einer unermeßlichen Feuereße, und von oben herab sah man die ganze Nacht hindurch die Kanonen um die Stadt blitzen. Hier wurde noch Scheußlicheres verübt, als oben in der Einsamkeit des Berges. Mit der Stadt gieng auch der Abbatial-Palast beinahe ganz in Flammen auf.

Bis Joseph Bonaparte im Jahr 1805 in Neapel einbrach, verfloß allzukurze Zeit, als daß Monte-Cassino von den Unfällen jener Gräueltage sich hätte erholen können. Zwar nahm der Eroberer den Abt wohlwollend auf und sagte ihm beim Weggehen mit pathetischem Lächeln: „Wiederfährt Ihnen je etwas, so schreiben Sie nur geraden Weges an mich, immer werde ich Ihnen zu Diensten stehen.“ Aber ebenso pathetisch war bald nachher die Proclamation des zum König von Neapel verwandelten Großwählers, durch die er sämmtliche Klöster schloß und ihr Vermögen dem Staatsschatz zuwies. Doch sollten die Bibliotheken und Archive von Monte-Cassino, Cava und Monte-Vergine an ihren Orten bleiben und an dem erstern durch 50, an den andern beiden durch je 25 Religiosen besorgt werden; das Ordensgewand jedoch mußten sie ablegen, ihrer Güter waren sie beraubt worden. Trotz dessen beobachteten die Zurückgebliebenen die Regel und die gottesdienstlichen Zeiten, wie vorher. Dafür wurden sie von Uebelwollenden verdächtigt, verläumdet, durch Soldaten bewacht, mit denen sie ihren kärglichen

Lebensunterhalt noch theilen mußten. Mit Murat kehrte eine etwas mildere Zeit zurück und er erwies sich stets geneigt, allen dringlicheren Bedürfnissen abzuhelfen.

Durch das Concordat zwischen Pius VII und König Ferdinand wurde Monte-Cassino hergestellt; aber an die Stelle des vormaligen reichen Besitzes trat jetzt eine jährliche Anweisung auf den königlichen Schatz. Nicht allein das Vermögen war dahin, nicht allein die Zahl der Religiosen war verringert, auch die moralische Bedeutung des Ordensstandes war erschüttert. Und nochmals drohte Untergang im Jahr 1820 durch die Schwätzer, welche für kurze Zeit die öffentliche Gewalt an sich gerissen hatten und das Land in einen ersprießlicheren Zustand hineinzureden sich vermaßen. Es war aber gar zu wenig zu erhaschen und zudem wurde ihnen das Handwerk bald genug gelegt; beides diente der Abtei zum Schirm. Jetzt wohnen bei zwanzig Religiosen in dem schönen Bau, fünfzehn Knaben werden dort erzogen, das Seminar des Cassinensischen Sprengels, etwa sechszig Jünglinge, steht unter Leitung der dortigen Benedictiner und in der Kirche findet jedermann stets den Beichtstuhl offen. Zugleich aber ist in dem Kloster ein reges wissenschaftliches Leben erwacht; eine Buchdruckerei ist angeschafft worden und es ist nicht zu zweifeln, daß in der Folge die gelehrte Welt mehr als *einer* werthvollen Gabe von daher sich wird zu erfreuen haben. Fundamentalwerke der Geschichte und aller mit ihr verwandten Wissenschaften können doch nur durch das vereinte Bemühen solcher Congregationen zu Stande gebracht werden.

Im Verlauf des Gesprächs über diesen Gegenstand, äußerte P. *Tosti*, es lasse sich leicht einsehen, daß meine Rückkehr in die Kirche, sofern sie in Rom erfolgen sollte, Aufsehen erregen, die Kunde bald in alle Länder sich verbreiten müßte, was ich vielleicht eben meiner Verhältnisse wegen eher möchte verhüten

wollen. Hier in Monte-Cassino dagegen könnte ich in die Kirche aufgenommen werden, ohne daß irgend Jemand früher etwas davon erführe, als mir selbst zuträglich schiene.

Ich war froh, daß hiemit ein Punkt zur Sprache gekommen war, über den ich mich ohne allen Rückhalt nicht allein aussprechen konnte, sondern aussprechen mußte. Ich bemerkte: ob und wo oder wann ich mich als ein Glied der katholischen Kirche erklären könnte oder würde, hierüber wüßte ich vorerst nichts zu sagen; hingegen sei das gewiß, daß ich mich niemals und selbst nicht für einen Augenblick dazu verstehen könnte, es bloß heimlich zu sein. Allerdings ließen sich besondere Umstände denken, in welchen man eine zeitweilige Verheimlichung mit gutem Gewissen sich erlauben dürfte; nach meiner Meinung könnten dergleichen jedoch nur höchst selten eintreten und müßten immerhin durch ein augenfälliges Gewicht sich rechtfertigen. Beweggründe solcher Art wären keine in Bezug auf meine Person nicht vorhanden. Nie, auch unter den bedenklichsten Zeitläuften nicht, hätte ich die Stimme der Ueberzeugung zurückgehalten, was ich als wahr und gerecht erkannt, nicht auch als solches furchtlos verkündet. Wie ich diese sämmtlichen Fragen mir selbst beantworten, vor der Hand stehe der Entschluß fest: daß von dem Augenblicke an, in welchem ich in die Gemeinschaft der Kirche zurückkehren wollte, ich es nicht im Geringsten verhindern würde, daß mit dessen Vollziehung diese alsbald zu jedermanns Kenntniß gelange.

Daran ist nicht zu zweifeln, daß, sobald ich dieß hätte wünschen mögen, meine Rückkehr in die Kirche heimlich hätte geschehen können. Aber weit gewisser ist es, daß ich hiezu niemals mich würde entschlossen haben. Auch seit dieselbe erfolgt ist, habe ich unter keinerlei Umständen jemals nur die leiseste Anwandlung eines Wunsches gehabt, daß dieses möchte geschehen sein; dagegen schwebte es mir oft vor, wie peinlich ein solches Verhältniß am Ende werden müßte. Auch das mag ich jetzt

wohl berühren, wie ich im April des Jahres 1841, unmittelbar nach meiner Rücktrittserklärung aus meinen bisherigen Verhältnissen gegen einen Freund mich äußerte. Diesem hatte ein sehr hochgestellter Mann in * * gesagt: wenn ich mich entschließen wollte, zur katholischen Kirche überzutreten, so würde eine höchst zusagende Stellung mir ohne allen Zweifel angeboten werden. Ich erwiderte: zu solchem Uebertritt könnte ich mich vor der Hand (damals) nicht entschließen, auf alle Fälle aber wäre ein vorangehendes Anerbieten jener Art das sicherste Mittel, selbst bei entschiedener Neigung mich zurückzuhalten.

Schon war in Rom die Reisegesellschaft nach Neapel gefunden, der Vertrag mit dem Vetturin bereits geschlossen, der Tag der Abfahrt festgesetzt, als die Fürstin Wolkonski mir bemerkte: „Sie kommen zur günstigen Stunde nach Neapel, Sie werden das Blut des heiligen Januarius sehen, versäumen Sie doch nicht dieses Wunder.“ — Nun von dem Blut des heiligen Januarius hatte ich schon viel gelesen, und ebensoviel von allen den Manipulationen, welche angewendet würden, um es zum Fließen zu bringen. Daß es noch zu anderer Zeit gezeigt werde, als während der Octave seines Festes, im September, das wußte ich nicht. Die Nachricht der Fürstin war mir daher sehr erwünscht. Ich gieng somit, wie ich es nachher jedermann erklärt hatte, nach Neapel, in Bezug auf diese Sache ohne Glauben und ohne Unglauben, aber doch in der Erwartung, irgend einer versteckten Vorkehrung zu begegnen, welche auch der genauesten Beobachtung sich zu entziehen wisse. Vorherrschend war allerdings der Wille, zu sehen, zu beobachten, und zwar, so es immer möglich wäre, genau zu sehen, dabei vorgefaßte Meinung möglichst ferne zu halten. Stand hier die lange Erfahrung, so stand dort das Zeugniß so mancher Reisebeschreiber, beide gegenseitig sich aufwägend. Jedenfalls konnte ich mich am wenigsten von der Vermuthung losmachen, die

Sache in ein ſolches Helldunkel gehüllt zu finden, unter welchem dieſelbe, bei allen zufällig darüber ziehenden Streiflichtern, immer noch in hergebrachtem Anſehen erhalten, demnach in vollkommen gleicher Berechtigung mit dem Glauben auch der Zweifel könnte geltend gemacht werden.

Es war Samſtag Nachmittags, den 4. Mai, als das Blut des heiligen Januarius in großer Proceſſion aus dem Dom nach der Kirche von St. Clara begleitet wurde; wohin ſchon am Vormittag das Haupt des Heiligen gebracht worden war. Bei den Empfehlungen, womit ich verſehen war, und den Verwendungen meines Freundes und Landsmannes, des Hrn. Abbé Eichholzer, fiel es nicht ſchwer, innerhalb der Schranken um den Hochaltar meinen Platz zu erhalten. Zunächſt, aber außerhalb derſelben, fanden ſich zwei Bänke mit Weibern aus der untern Volksklaſſe beſetzt, welche in gellendem Ton aus voller Kehle unabläſſig ſchrieen. Wie widerwärtig anfangs die Sache mir ſchien, ſo überzeugte ich mich doch bald, daß ſie mit dem Ave Maria, mit dem Vater Unſer, der Lauretaniſchen Litanei und ähnliche Gebeten wechſelten. Es waren diejenigen, welche als Abſtämmlinge von der Amme des heiligen Januarius, oder, wie andere ſagen, aus ſeinem Geſchlechte ſelbſt ſeit unvordenklichen Zeiten dieſen Ehrenplatz und das Ehrenrecht des ſchreienden Gebets inne haben, und hierauf ebenſo ſtolz ſind, als ein Adelicher auf ſeine Ahnen, Titel und Befugniſſe; daher ſie auch jenes Recht mit gleicher Sorgfalt auf ihre Nachkommen zu verpflanzen befliſſen ſind. Gewiß koſtet es nicht die geringſte Anſtrengung des Verſtandes, darüber zu lachen, daß die Betreffenden auf dieſen Vorzug ſo großen Werth ſetzen, daß derſelbe nur an Lazaroniweiber ſich knüpft, daß ſie dennoch viel darauf ſich zu gute thun, ungeachtet er nicht mit dem Beſitz materieller Güter verbunden iſt; ungeachtet er ſich nicht, wie der Gewinn eines Fabrikherrn oder die Procente einer Eiſenbahn, in Zahlen darſtellen läßt; ungeachtet er durch keine äußeren Ehrenzeichen ſich bemerklich macht; ungeachtet er nur auf die

Kirche sich beschränkt, nur auf einen kirchlichen Glauben (oder meinethalb Wahn) sich stützt. Meinem Gefühle nach liegt etwas Rührendes in dieser innern Herzensfreude armer Weiber, ihre Herkunft von einer Person ableiten zu können, die in uralter Vorzeit in so naher Beziehung zu demjenigen sich befunden, der erst einer Gegend geistiger Wohlthäter, hierauf todverachtender Zeuge des Glaubens, sodann Vermittler der höchsten Gnaden Gottes, endlich der Gegenstand der Verehrung des ganzen Landes geworden ist. Der nüchterne Verstand kann hier Abhandlungen denken, reden und schreiben; der flache Spott mag hier für schaale Witze seinen wohlgedüngten Boden finden: das Gemüth wird diesem, in höherer Beziehung zuletzt gleichgiltigen Gebrauch immer ein anziehende Seite abgewinnen.

Es mag draußen Dämmerung gewesen sein, als das Glockengeläute das Herannahen der Procession in die lichtstrahlende, menschenvolle Kirche ankündigte. Die lebensgroßen silbernen oder reichvergoldeten, auch wohl mit Edelsteinen besetzten Brustbilder von sechsundvierzig Heiligen zogen voran, vorüber dem Hochaltar, auf welchem die Ueberreste des Blutzeugen und Landesvertreters in sein von Diamanten, Smaragden und ähnlichen Edelsteinen funkelndes Brustbild eingeschlossen standen. Jeder der sich nahenden Heiligen wurde von den Weibern mit einem Gebet begrüßt und, je nachdem derselbe ihrem Herzen näher stand, ward das Schreien lauter und gellender, hatte es förmlich den Ausdruck, als wollten sie das Himmelreich mit Gewalt und Ungestüm an sich reißen. Aber auch hier bot sich mir alsbald die Bemerkung wieder dar, wie grundlos die Anschuldigung sei, als würde über den Geschöpfen der Schöpfer, über den Erlösten der Erlöser, über den Heiligen der Quell der Heiligkeit vergessen; denn jedem, den Heiligen gebrachtem Lebehoch (als solches klang die Begrüßung) und dem Ora pro nobis folgte immer das Gloria Patri et Filio et Spiritui Sancto. Also auch hier dem Heiligen die Anerkennung, dem Dreimaleinen allein die Ehre!

Endlich kam, in eine Art Monstranz eingefügt, das Fläschchen mit dem Blut und wurde auf die Epistelseite des Altars gestellt. Ich drängte mich diesem so nahe als möglich, und fand zwischen schaulustigen Gesichtern und foppenden Bocksbärten noch Raum genug, um den ganzen Hergang mit der genauesten Aufmerksamkeit zu beobachten. Anfangs wollte es mir als tadelnswerthe Nichtachtung des Schicklichkeitsgefühls vorkommen, daß eine Handlung, die — wenigstens nach neapolitanisch-kirchlichen Begriffen — eine eminent religiöse sein sollte, unter einem solchen, bis zu den obersten Stufen des Altars und dicht an die Seite des Priesters sich vordrängenden Menge von Neugierigen und gewiß auch Frivolen sollten vorgenommen werden. Nachher aber ward es mir klar, daß die Möglichkeit, den Vorgang mit der größten Genauigkeit, ohne alle Rücksicht auf Gesinnung und Zweck der Naheſtehenden beobachten zu können, nicht nur nicht sollte beschränkt, sondern in dem größten Umfang eingeräumt werden. Sind es doch immer Fremde, die am ersten Tage der Ausstellung des Blutes innerhalb der Schranken des Altars ihre Stelle suchen. Welches deren Absicht sei, unter anderer Vorkehrung so leicht sich dabietende Anschuldigung: es sei nicht von dem Flüssigwerden des Blutes zu reden, niemand könne sich nahen, Täuschung des Fernegehaltenen sei leicht möglich, sollte hiedurch beseitigt werden. Und in der That, gegen vierzig Personen standen so dicht um den Gegenstand, daß es für diese alle keines scharfen Auges bedurfte, um den Hergang mit der möglichsten Aufmerksam zu beobachten.

Ein Priester hob nun das Gefäß, worin die Fläschchen (eine genaue Abbildung desselben, wie der Fläschchen, findet sich in den Actis Sanctorum, Septemb. T. VI) enthalten sind, aus der Monstranz, ein anderer stand neben ihm mit einer brennenden Wachskerze, von nicht größerem Durchschnitt, als der dritte Theil eines Zolles, gerade hinreichend, um über die gläserne Einfassung des Fläschchens genugsames Licht zu verbreiten; zudem ward die Kerze so gehalten, daß zwischen

ihr und dem Gefäß noch immer Zwischenraum genug blieb, um das Widerstreben gegen die Sache unter dem Verdacht von einwirkender Wärme-Ausströmung aus der schwachen Flamme von vornherein zurückzuweisen. Dem entgegen ist dann viel gesprochen und bereitwillig geglaubt worden von der Manipulation des Priesters, durch dessen warme Hände, in Verbindung mit der Temperatur der Kirche, der in dem Fläschchen enthaltene Stoff endlich flüssig werden müsse. Alle, welche solches behaupten, haben entweder dieses Flüssigwerden nicht gesehen, oder wenn sie es gesehen haben und dennoch von einer solchen Manipulation sprechen, sind sie die schändlichsten Lügner, welche wissenlich etwas vorgeben, was durchaus anders sich verhält, wovon nicht einmal eine Spur vorhanden ist.

Dasjenige Fläschchen, in welchem der Stoff (ich will mir bloß diesen Ausdruck erlauben), welcher flüssig werden soll, sich befindet, ist versiegelt, und niemand, der das Siegel betrachtet, wird den Argwohn hegen, als wäre es neuern Ursprungs. Weiteres jedoch könnte ich über dasselbe nichts sagen, indem begreiflich zu genauer Beobachtung (wohlverstanden — bloß des Siegels) die erforderliche Zeit gemangelt hätte. Die Fläschchen selbst stehen in einem Gefäß — in Gestalt eines kleinen Handlaternchens — auf der Vorder- und Rückseite mit einem Glas versehen; zwischen ihnen und den beiden Gläsern ist aber ein leerer Raum, im Durchmesser eines Fingers. Unter diesem einschließenden Gefäß befindet sich ein metallener Stiel, etwa fünf Zoll lang, zur Handhabe dienend, und über demselben ein metallenes Krönchen, oben mit einem Kreuz versehen. Mittelst des erstern wird es in die Monstranz eingeschraubt. Der dichte Stoff, von bräunlicher Farbe, füllt das Hauptfläschchen nicht ganz, sondern es bleibt von demselben bis zur Mündung ein leerer Raum, nicht des vollen Drittheils des Fläschchens groß. Der Priester faßt nun mit der einen Hand den Stiel, mit den Fingerspitzen der andern den obersten Theil jenes Kreuzes und geht damit an dem Altar hin und

her, um den Anwesenden das Fläschchen zu zeigen; wobei er dieses nicht, sondern das ganze Gefäß wiederholt umkehrt, der andere aber mit dem kleinen Lichte leuchtet, um jeden zu überzeugen, daß der Stoff in festem Zustande sich befinde. Eine andere Bewegung habe ich den Priester nie machen sehen; selbst von der leisesten Berührung des Glases, hinter welchem immer noch frei und in leerem Raum das Fläschchen stünde, geschweige denn von einer Manipulation, kann gar nicht die Rede sein; eine Berührung des Fläschchens selbst wäre physisch unmöglich.

Während das Gefäß öfters gewendet wurde und der darin enthaltene Stoff fest blieb, sang der Chor das Miserere und das athanasianische Glaubensbekenntniß. Lauter und inbrünstiger beteten die Weiber die lauretanische Litanei, die Versammlung schloß sich den Gebeten an. Zwischenein erhoben jene mit dem Ausdruck des heißen Verlangens, ja des Ungestüms, ihre Stimmen sonst noch. Ich konnte aber nichts verstehen, weil sie in neapolitanischem Dialect ihrem Herzen Luft machten. Wohl hatte ich gelesen, sie giengen, wenn das Flüssigwerden zu lange sich verziehe, nicht selten von dem heißen Flehen in Verwünschungen gegen den Heiligen über. Ich fragte meinen Freund und Landsmann, den Abbé Reinhard, der neben mir stand, ob in diesem Augenblick dergleichen Verwünschungen seien ausgesprochen worden? Er versicherte mich, schon öfters an den Festen des heiligen Januarius in der Kirche sich eingefunden, so etwas aber niemals gehört zu haben. Auch dieses müsse er für Erfindung Uebelwollender oder Unwissender halten, die einzig aus dem Ton schließen könnten und wollten. Dießmal aber hätten die Weiber gerufen: „O heiliger Schutzpatron, Du siehst so blaß aus, Du bist so mager! Aber es ist sich dessen nicht zu verwundern, da Du in deinem Leben für uns so viel gearbeitet hast!“ Auch hierüber mag die dünkelhafte Selbstgenügsamkeit lachen; liegt aber nicht in diesen Worten die Naivetät eines kindlichen Glaubens?

Eine leichte Bewegung der Ungeduld zeigte sich dennoch durch die Versammelten; denn bald eine Viertelstunde lang hatte der Priester das Gefäß gewendet und immer noch zeigte sich der Stoff in seinem festen Zustande. Endlich warf er einige leichte Bläschen und plötzlich war er zerronnen, die Flüssigkeit füllte das Fläschchen, welches zuvor den oben bemerkten leeren Raum gezeigt hatte. Sobald der Priester das erfolgte Wunder ankündigte, schallte, von der Menge angestimmt, das Te Deum durch die Hallen der Kirche; der Priester aber fuhr fort das Fläschchen mit der flüssiggewordenen Materie jedem zu zeigen, drückte es jedem auf Stirne und Brust und reichte es zum Küssen dar.

Das ist der getreue Bericht meiner Beobachtungen am Abend jenes Samstages. Ich könnte auf alles, was ich hier mittheile, jeden Augenblick den Eid ablegen: daß ich anderes, als was ich mit meinen Augen gesehen habe, nicht, dieses aber auch so berichte, wie ich gesehen habe.

Nach dem erfolgten Flüssigwerden wurden die Ueberreste wieder nach San Gennaro zurückgetragen. Die zahlreiche Procession, die mit ihren vielen Kerzen in der Dunkelheit der Nacht durch die lange, schmale Gasse, die von St. Clara nach der Domkirche führt, sich bewegte, bildete einen magischen Anblick. Aus weiter Ferne klangen die Stimmen der Weiber herauf, die mit ihren Lobgesängen dem Heiligen voranzogen. Eine dichte Menschenmenge stand in der Nähe der Kirche, um den Zug anzusehen.

Am folgenden Vormittag fand ich mich frühzeitig genug in der Capelle des heiligen Januarius ein, wo das Flüssigwerden wieder vor sich gehen sollte. Dießmal konnte ich noch näher hinzutreten, noch genauer beobachten. Wieder wurde das Miserere angestimmt und die auf den Knieen liegende Menge harrte mit Ehrerbietung und freudigem Erwarten, die Augen nach dem Altar gewendet. Mit dem Bischof von Lancaster und einem General-Vicar aus Canada stand ich auf dessen

oberster Stufe, unmittelbar neben dem Priester, welcher das Gefäß in den Händen trug. Er behandelte es auf vollkommen gleiche Weise, wie der andere Priester am Abend vorher. Mehr als einmal hielt er mir dasselbe unter die Augen und ich überzeugte mich von der vollkommenen Dichtigkeit und Festigkeit des Stoffes, so wie man bei gesunden Augen und klarem Bewußtsein von irgend einer Sache nur immer sich überzeugen kann. Jetzt so wenig als am Abend vorher fand auch nur von ferne eine andere Berührung des Gefäßes statt, als in der oben beschriebenen Weise. Dießmal jedoch dauerte es nicht so lange, bis der Stoff flüssig wurde. Es mochten kaum fünf Minuten vergangen sein, als die Bläschen zum Vorschein kamen, die die Masse vollkommen zerrann, das Fläschchen sich wieder gefüllt hatte, da zuvor ein ähnlicher leerer Raum zu sehen gewesen. Wieder ergoß sich die dichte Menge, welche die Januarscapelle und außer derselben einen Theil der Domkirche gefüllt hatte, in das Te Deum.

Am letzten Tage der Octave führte mich der Zufall nochmals in die Capelle des Heiligen, wo ich den Inhalt des Fläschchens in flüssigem Zustande der Verehrung ausgestellt fand. Zu dieser erschien in eben diesem Augenblick ein neapolitanischer Großer aus einem der vornehmsten Geschlechter. Er nahte sich ihm mit der gleichen Ehrerbietung, wie ein nebenan knieender Lazaroni, ließ es sich auf Stirne und Brust drücken, wie dieser, und küßte es, gleich diesem. Dieß geschah in einem Augenblick, von dem der Fürst nicht wissen konnte, ob jemand oder niemand ihn sehen, ob von den viermalhunderttausend Bewohnern Neapels dieser oder jener seiner dargebrachten Ehrerbietung Zeuge sein, ob ein prüfender oder ein zweifelnder, ein glaubender oder ein spottender Fremdling sein Erscheinen würdigen oder belächeln dürfte. Dasselbe mußte also nothwendig Folge innerer Anregung sein, denn keinerlei Berechnung konnte sich einmischen, wie man etwa von des Königs, in großem Geleite abgestatteten Besuch bei dem heiligen Blut

sagen könnte: dieß sei eine, in kluger Berechnung dem Volksglauben dargebrachte Huldigung.

Und was nun? Nach dem wiederholt Gesehenen, sorgfältig Beobachteten die unerschütterliche Ueberzeugung, daß hier etwas Außerordentliches, etwas Unerklärliches, Unbegreifliches stattfinde, — ein Wunder, sofern man vor diesem Ausdruck nicht zurückschreckt oder denselben auf etwas anwenden will, was alljährlich öfters vorgeht. Ich darf mit der festesten Zuversicht wiederholen, daß ich weit eher mit dem entgegengesetzten Vorsatz, als mit demjenigen, etwas Außerordentliches und Unerklärliches sehen zu können, in St. Clarens Kirche mich eingefunden, daß ich nicht übereilt einen Entscheid gefaßt, daß ich am ersten Abend jedes Urtheil suspendirt habe, indem ich vorerst nochmals sehen wollte. Unbefangener bin ich allerdings schon am ersten Abend geworden durch die alsbald in meine Erinnerung tretenden Lügen der Reisebeschreiber von einer Manipulation des Fläschchens in warmen Händen, sammt allen den Zuthaten und Erklärungen, wodurch sie die Sache entweder lächerlich zu machen oder in einen groben Betrug zu verwandeln sich bestreben.

Nachdem ich sodann am folgenden Tage bei hellem Sonnenlicht, auf den Stufen des Altares, dicht an der Seite des Priesters, den ganzen Hergang nochmals von Anfang bis zu Ende und mit gleichem Vorsatz, bloß prüfen zu wollen, beobachtet hatte, da fand ich keinen hinreichenden Grund mehr, mit meinem Urtheile zurückzuhalten oder durch hervorgesuchte Wenn und Aber dasselbe zu verklausuliren oder es in die Schwebe zu stellen oder an der richtigen Wahrnehmungsfähigkeit meiner Sinne zu zweifeln; sondern, wo ich befragt wurde, oder wo das Gespräch auf diese Sache sich lenkte — was zu Neapel in den der Ehre des Heiligen gewidmeten Tagen so selten nicht ist — äußerte ich mich: etwas Wunderbares, wenigstens Unerklärliches könne hier selbst von dem Ungläubigsten, so er nur redlich und aufrichtig sein wolle, nicht geläugnet werden. Ent-

weder müsse er ein solches im eigentlichen Sinne, so wie es von dem Oberhaupt der Kirche, von der gesammten Geistlichkeit und von dem ganzen neapolitanischen Volk dafür gehalten werde, annehmen oder unvermeidlich ein noch weit größeres Wunder darin anerkennen, daß ein Betrug (zwischen welchem und der außerordentlichen Erscheinung keine Wahl offen steht), der jeweils nur unter dem Zusammenwirken Mehrerer möglich sei, durch den Lauf vieler Jahrhunderte in immer gleich ungeschwächter Wirksamkeit habe fortdauern können. — Ich weiß wohl, daß die Wörter Blendwerk, Priesterlist, Habsucht, Herrschsucht als allzeitfertige Trümpfe immerwährend in Bereitschaft liegen. Das aber sind Worte, durch die das Zeugniß gesunder Sinne sich nicht entkräften läßt.

Stellen wir uns für den Augenblick auf den Standpunkt des Betruges; so darf man des Vorganges nur einmal Zeuge gewesen sein, um sich gestehen zu müssen, daß ein solcher jedenfalls unmöglich Werk eines Einzigen sein könne, etwa eines solchen, dem das Geheimniß, unter Verpflichtung sorgfältiger Ueberlieferung an einen nachkommenden, wäre anvertraut worden, sondern daß ein Zusammenwirken mehrerer unerläßlich sein müsse. Nun müßte es unbedingt eine Thatsache sonder Gleichen genannt werden, wenn durch den Verlauf mehrerer Jahrhunderte eine zahlreiche Reihe der gewissenlosesten Betrüger ununterbrochen den ersten Rang unter der neapolitanischen Geistlichkeit hätte einnehmen können, somit ein Jeder in die Zwecke und Absichten der Vorangegangenen und der Gleichzeitigen mit der nämlichen Willenlosigkeit oder Gewissenlosigkeit eingegangen wäre; indeß die Geschichte mehr als einem Erzbischof oder ihm Nahestehenden das unverwerfliche Zeugniß der Frömmigkeit und aller priesterlichen Tugenden beilegt. Aber auch dieses in Abrede gestellt und angenommen, was sich durchaus nicht zurückweisen läßt, daß fort und fort ihrer mehrere in das Geheimniß *müßten* eingeweiht sein: wäre es nicht das unbegreiflichste aller Wunder, wenn im Verlauf so vieler Jahr-

hunderte, von einer so großen Zahl Wissender nie ein Einziger je — wo nicht aus Redlichkeit und Wahrheitsliebe -- doch in Beschränktheit, in unüberlegter Plauderhaftigkeit, in unbewachtem Augenblick, zuletzt aus Bosheit, aus Rachsucht, in Widerspruchsgeist, in Zeiten, welche dergleichen begünstigten, aus Speculation, in Hoffnung sich in Credit setzen zu können, kurz, aus welchen lobenswerthen oder verwerflichen Gründen immer es sei, aus der Schule geschwatzt, entweder den Betrug rein aufgedeckt oder doch genugsame Merkmale, die zu dessen Enthüllung führen konnten, an die Hand gegeben hätte.

Die Bollandisten haben bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der genauesten Scrupulosität sich bemüht, nicht nur die schriftlichen Zeugnisse und Berichte über diesen Vorgang aus allen Zeiten zu sammeln, sondern wiederholt an Ort und Stelle alles zu erforschen und zu beobachten. Schon im Jahr 1661 reisten Henschen und Papebroch deßwegen nach Neapel und waren am 10. März in Gegenwart mehrerer anderen Personen Zeugen der Sache. Beinahe hundert Jahre später kam der Bearbeiter der Acten über den heil. Januarius in gleicher Absicht dahin, und am 21. August 1754 wurde in Gegenwart der zum Schatz Verordneten (mehrerer Herren vom höchsten Adel), vieler Geistlichen und anderer angesehener Männer durch den Erzbischof das Blut aus der Nische genommen und eine Acte über dessen Verwahrung und Hervornahme aufgesetzt und unterzeichnet. In dieser heißt es: „Die ehrwürdigen Ueberbleibsel werden mit der größten Vorsicht (summa cautela) verwahrt; die Schreine sind aus Werkstücken von Marmor in die Mauer gebaut, durch zwei Thüren, jede in- und auswendig mit Silberblech beschlagen, verschlossen. Jede Thüre hat zwei Schlösser und zwei verschiedene Schlüssel; zwei derselben verwahrt der Erzbischof, zwei ein zu der Deputation Verordneter (mit öfterm Wechsel der Person durch das Jahr). Blut und Haupt zugleich werden des Jahres nur dreimal, das letztere allein wird an mehrern hohen Festen

hervorgenommen. Der Erzbischof sendet alsdann einen Delegirten, der Verordnete findet sich in Person ein, und Zeugen geistlichen und weltlichen Standes sind immer viele anwesend. Würden aber die Verordneten nicht zur bestimmten Stunde sich einfinden, so wäre es unmöglich, die Ueberbleibsel hervorzunehmen."

Man kennt die Sorgfalt, womit die Christen das Blut der Märtyrer unter allem Toben der Heiden und selbst unter dem Henkersschwert, und wären es auch nur Tropfen desselben gewesen oder hätten sie nur Tücher in dasselbe tauchen können, auffaßten, selbst mit Erde von der Richtstätte vermischt es zusammenrafften. Prudentius sagt in seinem Lobgesang auf den heil. Vincentius über diesen Gebrauch:

Hic purpurantem corporis
Gaudet cruorem lambere,
Plerique vestem lineam
Stillante tingunt sanguine,
Tutamen ut sacrum suis
Domi reservent posteris.

Der heilige Januarius nun war Bischof von Benevent, und wurde in der Christenverfolgung unter Diocletian im fünften Jahre des vierten Jahrhunderts mit einigen Gefährten nach Puzzuoli geschickt, um im dortigen Amphitheater den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Seine Leidensgeschichte erzählt uns, daß diese gesänftigt zu seinen Füßen sich gelegt hätten, worauf der Richter, darüber noch wüthender geworden, Befehl zu seiner Enthauptung gegeben habe. Bei dieser faßte eine gottesfürchtige Frau sein Blut in zwei Fläschchen auf, in das eine das reine und unvermischte, in das andere das mit Erde gemengte. Unter Kaiser Constantin wurden dann die Gebeine des Blutzeugen von Puzzuoli nach seiner Geburtsstadt Neapel gebracht und in der durch den heil. Bischof Severus

zu seiner Ehre (außerhalb der Mauern) erbauten Kirche beigesetzt. Die Frau, welche sein Blut aufbewahrt hatte, brachte dem Bischof die Fläschchen und so wie diese dem Haupt nahe gebracht wurden, erhielt es seine Flüssigkeit wieder. Im neunten Jahrhundert belagerte Sicon, Fürst von Benevent, die Stadt Neapel, wobei er vor allem Obacht hielt, daß niemand die heiligen Ueberbleibsel wegtrage; denn er glaubte, dieselben gehörten dem Bischofssitz, nicht dem Geburtsort des Blutzeugen. Nachdem er die Stadt eingenommen und die Gebeine erhoben, brachte er sie unter lautem Frohlocken nach Benevent. In den stürmischen Zeiten König (Kaiser) Friedrichs II. wurden sie in die Abtei Monte-Vergine geflüchtet und so heimlich unter dem Hochaltar eingemauert, daß bei zweihundert Jahren niemand etwas davon wußte. Im Jahr 1480 sollte ein neuer Hochaltar gebaut werden, da wurden sie entdeckt und im Jahr 1497 mit großer Feierlichkeit wieder nach Neapel gebracht. Das Haupt indeß, nebst dem Blut, war immer in Neapel geblieben.

Wer entweder in dem königlichen Museum zu Neapel die in Pompeji gefundenen Gegenstände, oder zu Rom in dem christlichen Museum des Vaticans oder endlich in der Sammlung des P. Marchi die in den Katakomben gefundenen Glasgefäße zu Aufbewahrung des Märtyrerbluts gesehen hat, der wird keinen Zweifel darüber hegen, daß auch dieses Fläschchen aus eben jener Zeit herstamme. Dessen geben ihm dann noch, außer Mabillon, die Abbildungen Zeugniß, welche in Boldetti's Osservazioni sopra i sagri cimiteri di SS. Martiri ed antichi Cristiani di Roma zu sehen sind. Die in diesem Werk abgebildeten Fläschchen haben nicht allein ihrer Gestalt nach mit demjenigen, worin das Blut des heil. Januarius aufbewahrt wird, die größte Aehnlichkeit, sondern es zeigt sich an denselben ebenfalls, entweder auf dem Boden oder an der Seite, auf der sie lagen, ein Sediment von gleicher Farbe, wie jenes Blut. Die Vermuthung, daß auch in diesen reines, nicht mit mineralischen Substanzen vermischtes Blut

enthalten sei, wurde seiner Zeit durch einen von Leibnitz angestellten chemischen Versuch zur Gewißheit erhoben. Er erhielt ein solches Fläschchen aus den Katakomben von St. Calixt zu Rom, und brachte das Sediment mit einer Auflösung von Sal ammoniacum mit gewöhnlichem Wasser in Verbindung, um zu sehen, ob etwas davon in das Glas eingefressen habe und sich wieder ablösen lasse. Allein hievon zeigte sich nichts, das Glas war nicht im mindesten angegriffen; woraus Leibnitz den Schluß zog: dieser Ueberrest sei Stoff von Blut, ohne Beimischung einer mineralischen Substanz, welche allein während so langer Zeit in das Glas einzudringen vermocht hätte.

So viel über den Ursprung und die Beschaffenheit des Fläschchens und seines Inhaltes. Allein noch bis auf den heutigen Tag haben die Einen gemeint, mit einigen lügenhaften Berichten oder durch ein paar Witzworte die Sache abfertigen zu können. Redlichere haben es versucht, verschiedene Hypothesen aufzustellen; das Einfachste, irgend ein chemisches Präparat in durchaus übereinstimmendes Raumverhältniß zu bringen, auf durchaus gleiche Weise zu behandeln, und dann mittelst eines durchaus gleichen Erfolges von dem angeblichen Geheimniß den Schleier zu lüften, das ist meines Wissens noch nie versucht worden, wenigstens noch nie gelungen. Man kennt zwar wohl in der Chemie ein Präparat, welchem man den Namen Januarsblut beigelegt hat; dasselbe mag das Aussehen von Blut haben, es mag sein, daß es bei einer gewissen Behandlungsweise, bei gewissen Temperaturgraden flüssig wird; darin liegt aber noch kein Beweis, überzeugend würde derselbe nur bei Anwendung einer durchaus gleichen Behandlung, ohne alles Hinzutreten eines von außen einwirkenden Elementes. Daß von der brennenden und bloß bei dem Vorzeigen flüchtig hingehaltenen Kerze auf das zwischen den beiden Gläsern isolirt stehende Fläschchen irgend einige Wärme ausströmen könne, das wird gewiß Niemand, welcher Augenzeuge war, behaupten

wollen. Aber die Hand des Priesters! sagt man. Diese hält allerdings den Stiel des Gefäßes, indeß die Fingerspitzen der andern das Kreuz auf der Spitze berühren. Mache nun Jemand den Versuch mit einem Taschenlaternchen, erfasse er dessen Stiel, stelle er in den leeren Raum den sensibelsten Thermometer und beobachte, ob derselbe nach viertelstündigem Halten auch nur unmerklich steigen werde? Nun bleibt noch die athmosphärische Wärme in der vollen Kirche übrig. Nehme man einen Körper, der aus festem Zustande noch weit schneller in den flüssigen übergienge, als geronnenes Oel, und bringe man denselben in vollkommen gleiche Temperatur-Verhältnisse, und sehe wieder nach, ob die Veränderung in gleichem Zeitverlauf sich zutrage, ob jedenfalls der Uebergang aus dem festen in den flüssigen Zustand mit gleicher Schnelligkeit erfolge, wie hier, wo das Flüssigwerden nicht ein allmäliger, sondern ein rasch verlaufender Proceß ist? Zu diesem allem müßte noch eine höchst seltsame Voraussetzung hinzukommen: daß nämlich die höhere neapolitanische Geistlichkeit vor Jahrhunderten schon in dem Besitz chemischer Geheimnisse gewesen sei, welche die in neuester Zeit erstaunlich vorangeschrittene Wissenschaft bis auf den heutigen Tag noch nicht zu entziffern gewußt habe. Sollte das etwa ein hinterlassenes Erbstück des Erzzauberers Virgilius gewesen sein, von dessen Künsten Bischof Conrad von Halberstadt in seinem Reisebericht bei Arnold von Lübeck uns so merkwürdige Dinge erzählt? Bemerkenswerth bleibt es immer, daß der berühmte Chemiker Davy sich außer Standes sah, eine befriedigende Erklärung aufstellen zu können, daher der Annahme eines außerordentlichen Herganges nicht abgeneigt war. Daß sein Anerbieten zu chemischer Untersuchung der in der Flasche befindlichen Substanz von der Hand gewiesen wurde, ist doch wohl begreiflich, weniger, daß er ein solches Anerbieten nur machen konnte. Bleibt hiemit gewiß für immer der analytische Weg versperrt, so steht der synthetische unbedingt offen, und Niemand könnte

einen Chemiker an Herstellung einer Substanz hindern, mit welcher, unter vollkommen gleichen Modalitäten, eben dasjenige sich zutrüge, was mit der Substanz in dem Fläschchen.

Hören wir nun nach diesen aprioriſchen Schlußfolgerungen einige Zeugnisse! Beginnen wir dabei mit einem der neuesten. — Unter die tiefſten Denker und unter die ausgezeichnetſten Gelehrten seines Faches, die Neapel in letzter Zeit aufzuweiſen hat, gehörte der Profeſſor Nikolaus Fergola, ein Mathematiker erſten Ranges, ein durchaus edler Mann, dabei hervorgehoben durch alle jene höhern und edlen geiſtigen und moraliſchen Eigenſchaften, welche die Römer unter dem Wort Virtus begriffen haben. Er ſtarb als Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 21. Juni 1824. Unter den werthvollen Handſchriften, die er zurückließ, und welche von der Bibliothek des königlichen bourboniſchen Muſeums aufbewahrt werden, fanden ſich auch vollſtändige, nur der Anordnung noch bedürfende Materialien zu einer Schrift, die voriges Jahr durch den Profeſſor Flauti herausgegeben wurde unter dem Titel: Teorica de miracoli, esposta con metodo dimostrativo seguita da un dicorso apolegetico sul miracolo di S. Gennaro, welchem noch eine Abhandlung beigefügt iſt: Il sentimento ed il pensiero essere incompatibili alla materia, matematicamente dimostrato.

Mathematiker gelten in der Regel nicht als Leute, welche durch Eindrücke auf die Einbildungskraft leicht ſich beſtechen laſſen; ſie gehen in der Regel bei ihren Forſchungen behutſam zu Werke, wollen auf den Grund der Erſcheinungen bringen, begnügen ſich nicht mit Schein und Möglichkeiten, ſondern verlangen zwingende Beweiſe. Fergola's Definition eines Wunders iſt ganz kurz folgende: „Ein Wunder iſt ein Phänomen, von dem ſich keine natürliche Erklärung geben läßt;“ wobei Forgola zugleich die Unzulänglichkeit der Wolfiſchen und der Clarkſchen, ſowie die Frechheit der Spinoza'ſchen Definition nachweiſt. Darauf geht er zu der innern Möglichkeit der Wun-

der über und widerlegt die Einwendungen der Gottlosen. Nachdem er ferner über die Natur der Wunder, deren Urheber und Zweck, und über die Energumenen seine Sätze aufgestellt und erwiesen, kömmt er auf das Wunder des Bluts des heiligen Januarius.

Zuerst beschreibt er mit aller Genauigkeit das Gefäß, in welchem das Fläschchen gezeigt wird, und stimmt bezüglich der Weise der sorgfältigen Aufbewahrung mit dem früher Erwähnten vollkommen überein. Das Flüssigwerden erfolgt 25 Male im Jahr, mithin in einem Jahrhundert 2500 Mal, obwohl es etwa zu einer Zeit unterbleibt. Die namhaftesten Aerzte, Philologen, Kritiker Neapels sind häufig Zeugen des Vorganges gewesen, und keiner fand je sich zu Einwendungen dagegen veranlaßt. Das Blut, sowie es flüssig wird, zeigt keine leimartigen Bestandtheile, sondern wird flüssig wie Wasser, und bleibt sich in diesem Zustande stets gleich. Ob vor den Beschauenden das Fläschchen täglich über tausendmal gedreht werde, nie wird dasselbe trübe. Fergola hat seiner Abhandlung eine Tabelle beigefügt, in welcher die Wärmegrade der Kirche während drei Octaven, nach Fahrenheit'schem Thermometer, und zugleich die Zeitdauer des Flüssigwerdens und die Beschaffenheit von diesem genau verzeichnet ist. Während der ganzen Octave vom 19. bis 26. September 1794 wechselte der Wärmegrad in der Kirche bloß zwischen 77 und 80 Grad Fahrenheit (20 bis 21½ Reaumur), wahrlich ein unbedeutender Unterschied; die Zeit des Flüssigwerdens dagegen von 5 bis 27 Minuten, und einmal nur wurde die Substanz bloß halb flüssig. Bemerkenswerth ist, daß am 19. Sept. bei 80 Graden 27 Minuten, am 26. aber bei 77 Graden nur fünf Minuten verflossen. Vom 2. bis 10. Mai 1795 wechselte das Thermometer zwischen 67 und 80 Grad, die Zeit zwischen 2 und 41 Minuten, bei 67 Grad verflossen 15 Minuten, bei 80 Grad 33 Minuten; wonach Wärmegrad und Zeitdauer außer aller gegenseitigen Beziehung stehen. Noch merkwürdiger ist

der Wechsel der Zeitdauer in dem Verhältniß zu der Folge der Tage. Man wäre vielleicht geneigt zu glauben, die Zeit bis zum Flüssigwerden nehme im Fortschreiten der Tage ab, und wenn dasselbe heute stattgefunden, werde es morgen um so schneller vor sich gehen. Keineswegs. Am 2. Mai verflossen 12 Minuten, am 3. bloß 2, am 4. hingegen 41 und am 5. nur 22. In den acht Tagen vom 19. bis 26. September des gleichen Jahres schwankte das Thermometer zwischen 74 und 81 Grad, die Zeit aber zwischen 3 und 32 Minuten. Auch dießmal standen Zeit und Wärmegrad durchaus in keiner Wechselverbindung. Im September erfolgte das Flüssigwerden um 9 Uhr Vormittags, worauf das Blut aus der weit wärmern Januars-Kapelle auf den Hochaltar der kälteren Domkirche getragen wird und bis zum Abend, wo man es wieder in seine Nische stellt, in immer gleich flüssigem Zustande bleibt. Im Mai ist es täglich zweimal flüssig, Vormittags von 9 bis 12 Uhr; um Mittag wird das Reliquarium verhüllt und die Kirche geschlossen. Wird hierauf Nachmittags drei Uhr die Hülle weggenommen, so findet sich das Blut wieder in festem Zustande, bis es abermals fließend wird.

Das nun sind die Beobachtungen eines Privatmannes während des Verlaufes einer kurzen Zeitfrist. Allein seit dem Jahr 1659 werden alle Wahrnehmungen über die Beschaffenheit des Blutes bei dem Herausnehmen aus der Nische, über die Umstände, unter denen es flüssig wird, über den Grad der Flüssigkeit, über den Zeitverlauf bis zu dieser, durch den Schatzmeister der Capelle und einen Chorherrn jedesmal aufgezeichnet. Würde das wohl geschehen oder der Mühe werth erachtet werden, wenn hier Betrug statt fände? Diese Aufzeichnungen sind zugleich ein fortlaufender Commentar zu dem eidlich beschworenen Bericht des Secretärs der zur Deputation des Schatzes Verordneten, der darüber sagt: „Manchmal verzieht sich das Flüssigwerden, einmal etwa erfolgt es gar nicht; bisweilen ist das Blut schon flüssig, wenn es aus dem Schrank genommen wird;

nicht selten füllt es das Fläschchen so, daß die Bewegung des Flüssigen nicht kann wahrgenommen werden. Das Gleiche ist zuweilen der Fall, wenn es ausgesetzt ist; entweder bleibt es so den ganzen Tag oder es sinkt wieder. Jetzt wird die ganze Masse flüssig, dann wieder bleibt ein Klumpen zurück, der in dem Fläschchen umherschwimmt; ein anderes Mal, jedoch selten, wird es flüssig, indem es zum Küssen dargereicht wird, gewöhnlich indeß, wenn es auf dem Altar steht, wo Niemand es zu berühren im Stande ist; eine brennende Kerze wird von Zeit zu Zeit hingehalten, um zu sehen, ob das Flüssigwerden erfolgt sei. Alle diese Verschiedenheiten ereignen sich ohne Ordnung oder Reihenfolge, auf den etwa die Witterung Bezug haben könnte. Nicht nur wird zu gleicher Zeit des einen Jahres wahrgenommen, was in derjenigen des andern anders ist, ja oft in der gleichen Octave, selbst an dem gleichen Tage sind Verschiedenheiten zu bemerken."

Hierin ist dann die Behauptung des Temperaturwechsels zwischen der angeblich kältern Nische, worin das Blut aufbewahrt wird, und der wärmern Kirche entschieden widerlegt, wenn nicht von vornherein dürfte angenommen werden, daß diese Temperaturverschiedenheit nicht so bedeutend sein könne, um einen festen Körper in einen flüssigen zu verwandeln. Wäre aber auch, wovon sich nach Fergola's Untersuchungen das Gegentheil herausstellt, die Mauer-Nische wirklich kälter, als die Domkirche, so könnte doch der Unterschied der Temperatur nicht so beträchtlich sein, um einen flüssigen Stoff in ganz kurzer Zeit in den Zustand des Geronnenseins zu verwandeln. Mache man den Versuch mit dem feinsten Oel und sehe man, ob in einer neapolitanischen Kirche je eine so niedere Temperatur eintrete, die das Oel zum Gerinnen bringen könne! Der Engländer Weedall stellte dergleichen Versuche an. Er setzte ein Glasgefäß mit Gallerte aus Kalbsfüßen, mit einem Thermometer versehen; über eine Feuerwärme von 73 — 75 Grad Fahrenheit, und mußte sie fünf Viertelstunden drehen, bis sie zer-

fließen begann; bei steigender Wärme von 60—86 Graden bedurften sie 35 Minuten, bei 105 Graden (32 ½ R., also einer Temperaturhöhe, die zu keiner Zeit in der Kirche vorkommen kann) 15 Minuten. Bei 78 Graden wird Butter nur in fünf Viertelstunden und erst auf der Oberfläche weich und bloß bei 100—106 vergeht sie in 12 Minuten völlig. Eis dagegen würde bei 68 Grad seine Festigkeit nicht lange bewahren, doch ebensowenig, und betrüge es an Gewicht bloß eine Unze, in 12 Minuten vollständig zergehen. Hierbei ist dann nicht zu übersehen, daß alle diese Stoffe bei gleichem Wärmegrad unabweichlich in gleicher Zeitfrist sich verändern, indeß bei dem Blut des heil. Januarius hierin die größte Verschiedenheit bemerkt wird und der Wärmegrad auf die Zeit des Flüssigwerdens keinerlei Einfluß übt. Wie endlich soll man es erklären, daß die Flüssigkeit das einemal das Fläschchen füllt, ein andermal nicht?

Fergola läßt seinen Beobachtungen den Satz folgen: Ein hermetisch verschlossenes, jedem chemischen Agens und jedem äußern Einfluß unzugängliches Fläschchen ist auf zwei Drittheile seines Raumes mit einer harten Substanz angefüllt; wie kommt es nun, daß diese, in die Nähe eines andern Körpers (der Reliquien des Heiligen) gebracht, unter verschiedenen Modalitäten, jetzt den gleichen Raum einnehmend, dann das Fläschchen füllend, doch ohne es zu zersprengen, flüssig wird gleich Wasser, dabei niemals das Fläschchen trübt? Hierauf entgegnet er: „als Canon der Physik steht fest: man darf zu Erklärung der Naturerscheinungen keine andern, als wahrhaftige Gründe und deren nicht mehr, als zur Erklärung nothwendig sind, beibringen.“ Weiter ist es Canon der Kritik: „Die Cautelen, welche eine Gesellschaft anwendet, um eine Thatsache gegen Betrug sicher zu stellen, müssen gewisse Gränzen haben, über welche hinaus dieselben nicht gehen dürfen, denn sonst müßte man Cautelen gegen die Cautelen verlangen, was ins Endlose getrieben werden könnte und unfehlbar alle moralische Gewißheit vernichten, die Gesellschaft auflösen würde. Unter solchem Skepticismus könnte

kein Sohn sich für rechtmäßig erkennen, kein Vertrag gültig, gar nichts mehr gesichert sein."

„Aber," fährt er fort, „möchten die Rationalisten am Ende einwenden: wäre es nicht denkbar, daß die Priester von San Gennaro mittelst falscher Schlüssel Nachts die Capelle aufschlössen, das Fläschchen aus dem Reliquarium herausnehmen und Menstruum oder irgend eine chemische Zubereitung in dasselben gössen und es bewerkstelligten, daß am folgenden Tag zu bestimmter Stunde das Blut flüssig werde?" — Fergola beantwortet dieß mit dem Sprüchlein: „Betrug dauert selten lange," und zum Theil mit denjenigen Gründen, welche in Betreff einer Sache, die unter den verschiedensten Königshäusern und unter Zusammenwirken vieler Personen während mehrerer Jahrhunderte immer statt gefunden hat, alsbald auch mir sich darboten. „Trüge man indeß," sagt Fergola weiter, „den Einwendungen der Ungläubigen größere Rechnung, als sie verdienen, ließe man die Mauerischen im Schatz des heiligen Januars die Nacht durch aufs sorgfältigste bewachen, und das Flüssigwerden gienge dennoch vor sich, würden jene wohl alsdann die Richtigkeit der Thatsache anerkennen? Lieber würden sie das Wort der Juden wiederholen: die Wächter haben geschlafen, sie haben von den Priestern sich überlisten lassen. Aber in der Octave der Translation bleibt das Blut immerwährend von Mittag bis drei Uhr auf dem Hochaltar des Doms, nur verhüllt, und zeigt sich jedesmal beim Enthüllen geronnen und wird neuerdings flüssig. Wer schleicht denn am hellen Tage hinein, um die Operation des Füllens des Fläschchens vorzunehmen?" Fergola schließt dieses Kapitel mit den Worten, welche sich auch mit vollem Recht auf die gelahrten Wundererklärer des Neuen Testaments anwenden lassen: „Wer die Wahrheit der Wunder läugnen will, sieht sich zu tausenderlei Tollheiten gezwungen."

Gehen wir nun zurück in die Zeiten, um die ältesten Zeugnisse über diesen Vorgang abzuhören. Die Marteracten über

fließen begann; bei steigender Wärme von 60—86 Graden bedurften sie 35 Minuten, bei 105 Graden (32 ½ R., also einer Temperaturhöhe, die zu keiner Zeit in der Kirche vorkommen kann) 15 Minuten. Bei 78 Graden wird Butter nur in fünf Viertelstunden und erst auf der Oberfläche weich und bloß bei 100—106 vergeht sie in 12 Minuten völlig. Eis dagegen würde bei 68 Grad seine Festigkeit nicht lange bewahren, doch ebensowenig, und betrüge es an Gewicht bloß eine Unze, in 12 Minuten vollständig zergehen. Hierbei ist dann nicht zu übersehen, daß alle diese Stoffe bei gleichem Wärmegrad unabweichlich in gleicher Zeitfrist sich verändern, indeß bei dem Blut des heil. Januarius hierin die größte Verschiedenheit bemerkt wird und der Wärmegrad auf die Zeit des Flüssigwerdens keinerlei Einfluß übt. Wie endlich soll man es erklären, daß die Flüssigkeit das einemal das Fläschchen füllt, ein andermal nicht?

Fergola läßt seinen Beobachtungen den Satz folgen: Ein hermetisch verschlossenes, jedem chemischen Agens und jedem äußern Einfluß unzugängliches Fläschchen ist auf zwei Drittheile seines Raumes mit einer harten Substanz angefüllt; wie kommt es nun, daß diese, in die Nähe eines andern Körpers (der Reliquien des Heiligen) gebracht, unter verschiedenen Modalitäten, jetzt den gleichen Raum einnehmend, dann das Fläschchen füllend, doch ohne es zu zersprengen, flüssig wird gleich Wasser, dabei niemals das Fläschchen trübt? Hierauf entgegnet er: „als Canon der Physik steht fest: man darf zu Erklärung der Naturerscheinungen keine andern, als wahrhaftige Gründe und deren nicht mehr, als zur Erklärung nothwendig sind, beibringen.“ Weiter ist es Canon der Kritik: „Die Cautelen, welche eine Gesellschaft anwendet, um eine Thatsache gegen Betrug sicher zu stellen, müssen gewisse Gränzen haben, über welche hinaus dieselben nicht gehen dürfen, denn sonst müßte man Cautelen gegen die Cautelen verlangen, was ins Endlose getrieben werden könnte und unfehlbar alle moralische Gewißheit vernichten, die Gesellschaft auflösen würde. Unter solchem Skepticismus könnte

kein Sohn sich für rechtmäßig erkennen, kein Vertrag gültig, gar nichts mehr gesichert sein."

„Aber," fährt er fort, „möchten die Rationalisten am Ende einwenden: wäre es nicht denkbar, daß die Priester von San Gennaro mittelst falscher Schlüssel Nachts die Capelle aufschlössen, das Fläschchen aus dem Reliquarium herausnehmen und Menstruum oder irgend eine chemische Zubereitung in dasselben gössen und es bewerkstelligten, daß am folgenden Tag zu bestimmter Stunde das Blut flüssig werde?" — Fergola beantwortet dieß mit dem Sprüchlein: „Betrug dauert selten lange," und zum Theil mit denjenigen Gründen, welche in Betreff einer Sache, die unter den verschiedensten Königshäusern und unter Zusammenwirken vieler Personen während mehrerer Jahrhunderte immer statt gefunden hat, alsbald auch mir sich darboten. „Trüge man indeß," sagt Fergola weiter, „den Einwendungen der Ungläubigen größere Rechnung, als sie verdienen, ließe man die Mauerischen im Schatz des heiligen Januars die Nacht durch aufs sorgfältigste bewachen, und das Flüssigwerden gienge dennoch vor sich, würden jene wohl alsdann die Richtigkeit der Thatsache anerkennen? Lieber würden sie das Wort der Juden wiederholen: die Wächter haben geschlafen, sie haben von den Priestern sich überlisten lassen. Aber in der Octave der Translation bleibt das Blut immerwährend von Mittag bis drei Uhr auf dem Hochaltar des Doms, nur verhüllt, und zeigt sich jedesmal beim Enthüllen geronnen und wird neuerdings flüssig. Wer schleicht denn am hellen Tage hinein, um die Operation des Füllens des Fläschchens vorzunehmen?" Fergola schließt dieses Kapitel mit den Worten, welche sich auch mit vollem Recht auf die gelahrten Wundererklärer des Neuen Testaments anwenden lassen: „Wer die Wahrheit der Wunder läugnen will, sieht sich zu tausenderlei Tollheiten gezwungen."

Gehen wir nun zurück in die Zeiten, um die ältesten Zeugnisse über diesen Vorgang abzuhören. Die Marteracten über

den heil. Januarius und seine Gefährten, aus diesen die ältesten Breviere, beschreiben denselben gerade so, wie er noch jetzt wahrgenommen wird. „Eine vornehme Sache," heißt es im achten Lesestück des Breviers für das Fest des heiligen Januarius, „ist auch sein Blut, welches geronnen in einem Glasfläschchen aufbewahrt wird. So wie man es in die Nähe des Hauptes des Märtyrers bringt, wird es auf wunderbare Weise flüssig und bis auf den heutigen Tag sieht man es dann Blasen werfen, als wäre es so eben vergossen worden." — Das älteste Zeugniß mit Zeitbestimmung reicht an acht Jahrhunderte hinauf. Im Leben des heiligen Peregrinus, des schottischen Königs Malcolms Sohn, liest man: „Der heilige Peregrinus kam auch nach Neapel zu dem erlauchten Wunder des heiligen Blutzeugen Januarius. Dort werden zwei Glasfläschchen mit dem Blut des Heiligen aufbewahrt. Es ist steinhart. Werden aber die Fläschchen dem Haupte des Blutzeugen genähert, so wird das Blut mit einem gewissen schäumenden Brodeln alsbald flüssig und die Fläschchen bleiben unversehrt." — Daß wenigstens Haupt und Blut aufbewahrt werden, berichtet kein Jahrundert später der sicilianische Cartäuser Maraldus. — Aeneas Silvius zählt in seinem Commentar zu den Reden und Thaten König Alfonso's vier sehenswerthe Dinge in Neapel auf. „Als fünftes", sagt er, „wenn es Jemand vernehmen will, würde ich beifügen, jenes heilige Blut des heiligen Januarius, welches bald geronnen, bald flüssig gezeigt wird, obwohl es vor 1200 Jahren für den Namen Christi vergossen worden ist." — Das älteste neapolitanische Druckwerk sind die Pandectæ medicinales Matthæi Silvatici, herausgegeben im Jahr 1474 von dem königlichen Leibarzt Angelo Cato. In der Zueignungsschrift an den König Ferdinand von Aragonien zählt derselbe zu Neapels Schätzen auch das Blut des heiligen Januarius. „Was soll ich," sagt er, „von dem Blut dieses Martyrers sprechen, welches zu Neapel mit größter Ehrerbietung aufbewahrt wird? Welche Wunder immer

unter den Augen der Bekenner Christi in unserer Zeit vor sich gehen mögen, wäre eines leuchtender, unläugbarer? Von dem Haupte entfernt, wird das Blut hart, in dessen Nähe gebracht, wird es flüssig, ebenso, als wäre es an diesem Tage vergossen worden." — Aehnliches bezeugt der genuesische Doge Fregoso, welcher vom Jahr 1478—1483 als Flüchtling zu Neapel sich aufhielt. — Robert Gaguin erzählt in seinem Meer der Chroniken, oder Geschichtsspiegel von Frankreich (Mirouer hystorial de France): am 3. Mai 1495 habe König Karl VIII in Begleitung vieler Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten in St. Januarskirche der Messe beigewohnt, darauf sei ihm Haupt und Blut des Heiligen gezeigt worden, letzteres steinhart; kaum es aber einige Zeit auf dem Altar gestanden, habe es alsobald sich zu erwärmen und zu fließen begonnen, gleich Blut, welches so eben einem lebenden Menschen wäre entzogen worden.

Am Ausführlichsten spricht darüber einer der merkwürdigsten Männer am Anfang des 16ten Jahrhunderts, der berühmte Franz Pico, Fürst von Mirandola, der gleichnamige Vetter von jenem, welchen Scaliger das Monstrum der Gelehrsamkeit genannt hat. Derselbe gab im Jahr 1502 ein Werk heraus: de fide et ordine credendi. Darin findet sich folgende Stelle: „Zu Neapel, in der Campagna, werden die Ueberreste des Blutzeugen Januarius aufbewahrt. Ein Gefäß enthält sein Blut, welches frommer Sinn nach seiner Hinrichtung aufbewahrte. Stellt man dasselbe in die Nähe der Glieder, so fängt es gleichsam zu schäumen an und wird flüssig und kehrt in den frühern Zustand des Blutes zurück; entfernt man es an einen andern Ort, so gerinnt es wieder und wird fest, und nimmt die Gestalt an, wie Blut sie haben muß, das vor vielen Jahrhunderten vergossen worden. Doch geschieht dieses nicht immer; denn sobald jener Gegend irgend ein Unfall droht, oder Ruhestörung es hindert, so deutet es durch seine Unbeweglichkeit die bevorstehende Plage an, wie die Landes-

bewohner aus langjähriger Erfahrung wissen. Ich habe mit meinen eigenen Augen dieses feste und seiner Natur gemäß schwarze Blut bei der Annäherung an das Haupt roth, flüssig werden, Blasen werfen gesehen, gleich als wäre es unmittelbar der Ader entströmt. Ich wiederhole es: ich habe es mit eigenen Augen gesehen und habe mich vollkommen überzeugt, daß dieses auf natürlichem Wege unmöglich so sich zutragen könne. Denn für den Philosophen ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß etwas, was seine Gestalt verloren hat, in dieselbe nicht wieder zurückkehren könne. Wer dieses nicht glauben wollte, den würde leicht die Erfahrung belehren: er dürfte nur Blut nehmen; wäre es erst geronnen, und nach Monaten — ich will nicht einmal sagen Jahren — in einen erdigen und staubförmigen Stoff verwandelt, so würde es in seine vorige Gestalt, oder nur in die Accidentien der Gestalt, d. i. Röthe, Flüssigkeit u. s. w., nicht wieder zurückgebracht werden können."

Diesen Zeugnissen läßt sich noch eine Bulle Sixtus V beifügen, worin er sagt: „Wir wollen, daß die in der erzbischöflichen Kirche von Neapel gelegene Capelle, der Schatz des heil. Januarius genannt, wo das Haupt und das Blut dieses Heiligen aufbewahrt wird, und, wie wir vernommen haben, die göttliche Majestät beständige Wunder wirkt, mit erforderlicher Ehrerbietung besucht werde."

Noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts verfaßte ein neapolitanischer Rechtsgelehrter in entschieden beipflichtendem Sinn über diese Thatsache folgendes Gedicht:

Nondum credis Arabs, Scythicis quin Barbarus oris
Confugis ad veræ religionis iter?

Aspice, palpa hæc! Stat longum post Martyris ævum
Incorruptus adhuc et sine tabe cruor;

Imo hilaris gliscit, consurgit, dissilit, ardet
Ocyor, extremæ est impatiens tubæ.

Perfidus an cernis, capiti ut cruor obvius, ante
Frigidus et durus, ferveat et liqueat?

Caute vel asperior, vel sit adamantinus Afer
Sanguine quin duro sponte linquente liques?

Gegen dergleichen Zeugnisse könnten nur Gegenzeugnisse, erwiesene Thatsachen, concrete Gründe Gewicht haben; bloßes Abweisen, nacktes Läugnen, wohlfeiles Spotten erklärt nichts, entkräftet nichts, hellt das Dunkel nicht auf. Der Baron Bielefeld sagte seiner Zeit freilich zu Neapel: „einen solchen zerrinnenden Stoff wissen unsere Apotheker ebenfalls zu bereiten.“ Aber warum haben sie es in Berlin nie versucht, diese außerordentliche Erscheinung zu reproduciren? — Ein anderer Deutscher brachte die scharfsinnige Erklärung: es wären zwei Monstranzen vorhanden, eine mit dem harten, die andere mit dem flüssigen Blut, und während der Function würde jene von dem Priester escamotirt. Wer auch nur einmal den Vorgang beobachtet hat, der käme hiemit wieder zu einem Wunder, wenigstens zu einem wahren Hexenmeister, der mit der wunderbarsten Leichtigkeit vor den Augen von Tausenden eine ganze Monstranz wegstipizen könnte, ohne daß jemand es wahrnähme. — Noch abenteuerlicher hat der Franzose Serces, um das Flüssigwerden zu erklären, die Nähe des Vesuvs und der Solfatara zu Hülfe genommen. Aber wie müßte es denen zu Puzzuoli und zu Resina ergehen, wenn die Wärmeströmung von diesen beiden Punkten eine solche Wirkung bis in den Dom von Neapel ausdehnen könnte? Da er wohl fühlen mochte, dieß könne nicht gelingen, so fiel es ihm nicht schwer zu behaupten, die Sache gienge an verborgenem Ort, bloß in Gegenwart von leichtgläubigem Pöbel, unter Fernehalten gebildeter Personen und zu einer Zeit vor, die nicht genau festgesetzt sei. Das heißt wenigstens das Lügen in ehrlicher Weise betreiben, indem auch nicht ein Pünktchen Wahrheit in dasselbe gemischt

wird. Ein Engländer trug das Wunder von dem Heiligen auf seine Priester über. „Wunderbar," rief er, „sind die chemischen Kenntnisse der Priester des Schatzes von St. Januar! — So sinnt man in Ermanglung einer zureichenden Erklärung lieber das Ungereimteste aus, als in offenem Bekenntniß seiner Unfähigkeit wenigstens das Außerordentliche und Unerklärliche zu bekennen. Man ist unendlich weit über die Zeit jenes bescheidenen und pflichtmäßigen Zweifels hinausgeschritten, welchen der hessische Jurist Heinrich Kornmann in seinem lateinisch geschriebenen Buch: „Ueber die Wunder der Verstorbenen," in Betreff des vorliegenden so ausdrückte: „Wiewohl die Sache allgemein bekannt ist, möchte ich doch das sichere Zeugniß solcher vernehmen, die gegenwärtig waren und mit offenen Augen den Vorgang beobachteten."

Unter den frühern Reisenden spricht Keyßler wenigstens gemäßigt und ohne die läppischen Zuthaten, womit Spätere ihre Berichte würzen zu müssen glaubten. Da in seiner Reisebeschreibung die Zeitangaben hinsichtlich seines Aufenthaltes zu Neapel mangeln, so ist es ungewiß, ob er das Flüssigwerden des Blutes selbst gesehen oder den Hergang nur nach Berichten und aus Vermuthungen beschrieben habe. Ich bin geneigt, das letztere anzunehmen; denn er sagt darüber folgendes: „Die in dem Glase befindliche Materie ist braunroth und gleicht dem Balsamo Peruviano, welcher auch leicht flüssig gemacht werden kann. An dem Tag, da dieses Wunder geschehen soll, steht dieses Blut vor einer Menge Lichter (unwahr, die Menge ist nicht groß und jedenfalls ragen die Lichter bedeutend hoch über das Gefäß hinauf); das Glas, worinnen es nun zwar noch in einer kleinen Phiole, die etwa eines Fingers lang, eingeschlossen ist, wird den umstehenden und zwar mit großer Begierde herzu sich drängenden Personen zum Kusse an den Mund und hernach an die Stirne gehalten (aber immer dann erst, wenn es schon flüssig ist, daher Keyßler's Folgerung von selbst dahin fällt); bei solcher Gelegenheit stürzt der Priester dasselbe mehr als

tausendmal (rein unmöglich, soll heißen ein paar dutzendmal) um, daß der Boden oben und auf die Seite zu stehen kömmt. Die Wärme seiner Hände (ohne allen Einfluß, wie ich überzeugend gesehen und dargethan habe), der Qualm der Lichter (welcher nicht die geringste Wirkung hervorbringen kann), der Dunst, welcher aus der Menge des Volkes in einer warmen Jahreszeit (man denke an Fergola's Vergleichung zwischen Thermometer und Zeitverlauf), und endlich der warme Odem, der aus dem Munde der Küssenden kommt (nachdem das Flüssigwerden schon geschehen ist), nebst andern Umständen (deren Angabe nicht hätte sollen unterlassen werden) könnte auch eine andere, vorher flüssig gewesene Materie schmelzend machen. (In einer Anmerkung führt Keyßler an: „Im Jahr 1733 hat der bekannte Chemikus Hofrath Neumann in Berlin das Geheimniß erfunden, auf eine leichte Art und so oft er will, eine dergleiche Fließung des Blutes, wie von des heil. Januarius Reliquien vorgegeben wird, nachzumachen." — (Für Gläubige wie Ungläubige wäre es interessant, dieses unter vollkommen gleichen Modalitäten, wie das Ereigniß in Neapel, sich vormachen zu sehen.) „Es wäre billig," fährt Keyßler fort, „daß man den Ungläubigen und Ketzern genugsame Freiheit vergönnte, die Umstände dieses Wunders genauer einzusehen (diese ist ihnen aber wirklich ohne alle Beschränkung vergönnt), anstatt daß sie sich, wie andere, begnügen lassen müssen, daß der Priester endlich ruft: il miracolo e fatto, und dann mit großen Freuden das Te Deum laudamus angestimmt wird."

Wenn Kotzebue in dem Flüssigwerden des Blutes nur einen der vielen Beweise von dem dummen Aberglauben der Neapolitaner findet, so ist er doch ehrlich genug, nicht den Aberglauben an beliebig Ersonnenes in Anspruch zu nehmen. Er sagt: „Man glaubt gewöhnlich, die Flüssigkeit der rothen Materie werde durch die Wärme der priesterlichen Hand hervorgebracht; aber darin irrt man. Die kleine Phiole, welche das sogenannte Blut enthält, ist in einer größern gläsernen

Flasche eingeschlossen, so daß zwischen beiden ein leerer Raum sich befindet, die Wärme einer Hand folglich schwerlich bis dahin dringen kann und auf jeden Fall ein sehr unsicheres Mittel sein würde. Wohlunterrichtete (d. h. nicht über die Sache selbst, sondern in omni scibili et nonullis aliis — sogenannte Aufgeklärte) haben mich versichert, das Wunder werde bloß durch chemische Mittel bewirkt, daher es auch oft so lange daure; aber fehlen könne es nie, wenn die Flasche nur immer brav geschüttelt (das aber wird sie nicht, sondern blos gewendet) werde. Wenige Leute, selbst wenige Priester, sind im Geheimniß, und es gibt unter den letztern vernünftige Leute, die steif und fest an das Wunder glauben."

Elise von der Recke wollte zwar die starke Verständigkeit an dem Vorgange ebenfalls üben, aber ihre pretiöse Nervenschwäche vereitelte das lobwürdige Vorhaben, sie konnte es in der Kirche nicht aushalten und mußte sich zurückführen lassen. Doch gereichte es ihr zur trostreichen Beruhigung, „den Erfolg eines Experimentes nicht gesehen zu haben, dessen Geheimniß leicht zu errathen sei." Dafür gibt ihr Begleiter, Böttiger, in einer Anmerkung zu ihrem Reiseberichte ein Zeugniß, dessen merkwürdiges Gewicht sicher ihm selbst nicht einleuchtete. Er sagt nämlich: „das größte Wunder an diesem Wunder sei wohl das, daß es bei dem Mitwissen so Vieler (woher aber wußten der Hr. Hofrath dieses?), die damit zu thun haben, seit so vielen Jahrhunderten stets unverrathen geblieben sei." Also immerhin ein Wunder, und zwar allerdings dieses (ohne daß der Herr Hofrath es auch nur zu ahnen vermochten) unbestreitbar das größere, darum schwerer zu glaubende!

Der, wie durch mancherlei Geisteswerke, so auch durch seine „Wahrheit in der Hermes'schen Sache" bekannte königlich preußische Staatsrath Rehfues, hat in seinem „Gemälde von Neapel" diesen Vorgang durch fade und höchst vergriffene Späße zu beseitigen versucht. „Bekanntlich," sagt er, „wiederholt sich dieses Wunder seither beinahe jedes Jahr einigemal und Viele

haben versucht, es natürlich zu erklären. Indeß ist es, wie vorauszusehen war, keinem gelungen; denn wenn der Himmel einmal ein Wunder thun will, so ist es natürlich, daß er es einrichtet, um nicht von jedem Zweifler erklärt werden zu können. Freilich gibt es der Vorwitzigen genug, die, wenn sie's auch nicht erklären können, dennoch nicht glauben wollen; und es hat uns daher manchmal geschienen, als ob die Art von Wundern, welche die Siamesen von ihrem Heiligen, Pra Ariaharia, erzählen, die beste sei, weil sie alles Nachgrübeln schon von selbst verbietet." — Dann wieder: „Ich will mich nicht mit Erklärungen abgeben, wie das Wunder geschieht; denn darum ist es ja eben ein Wunder, weil man es nicht erklären kann. Genug ist es zu bemerken, daß in Neapel auch noch andere Leute steif und fest daran glauben als nur der Pöbel." An einem andern Ort sagt er: „Es mag wohl sein, daß die Weiber im Einverständniß mit den Priestern sind." (Welchen Dienst würde er der Wahrheit erwiesen haben, wenn er auch nur von ferne hätte andeuten wollen — wie und zu welchem Zwecke dieses Einverständniß bestünde?) „Es gibt wenige Wunder, die der Welt etwas genützt hätten. Dieses gehört auch unter die unfruchtbaren; und es ist nicht abzusehen, warum der Heilige nicht lieber jedes Jahr durch eine zehnfältige Ernte seinen frommen Neapolitanern ein Liebeszeichen gibt." — Dann wieder: „Man weiß, wie oft das Blut des heiligen Januarius in Neapel flüssig wird; aber niemand weiß, wie das zugeht, außer den wenigen, welche der Himmel zu diesem Wunder gebraucht. Ich habe selbst gesehen, wie die Flasche in der Hand des Priesters that, und kann mir nur eine Erklärung denken, welche, glaube ich, noch niemand gemacht hat. Wie, wenn jene trockene, dunkelrothe Masse Eis wäre, welches man bekanntlich in Neapel weit besser zu behandeln versteht, als in Archangel? In der Hand des Priesters vergeht es zuverläßig, besonders wenn er die Flasche (die er gar nicht berührt) recht fest hält und andächtig dazu betet. Am bequemsten aber wird

es sein, zu glauben." — Am bequemsten, wenigstens am leichtesten für Hrn. Rhesues wäre es gewesen, die Sache mit Eis sogleich nachzumachen, und sein ἕυρηκα durch die Welt zu rufen. Daß doch oft die größten Spitzköpfe auf das Allereinfachste nicht verfallen können!

Der Franzose Misson versichert in seinen Reisen, den Vorgang „dieses angeblichen Wunders" zweimal gesehen zu haben. Er läßt uns die Wahl zwischen einem wirklichen Wunder oder dem plumpsten Betrug (le tour le plus grossier). Indeß, sagt er, mache es in der katholischen Kirche größeres Aufsehen, als irgend etwas. Hr. Paschal zählt es zu den Kennzeichen der wahren Religion. Um aber als Gelehrter jeden ehrenrührigen Verdacht, als pflichtete er diesem bei, von sich abzuwälzen, führt er aus Horaz fünfter Satyre des ersten Buches jene Stelle an, wie heidnische Priester das Volk wollten glauben machen, sie wüßten Weihrauch ohne Kohle zu schmelzen. — Kein volles Jahrhundert später sagt Dupaty: „Er habe zwar das Flüssigwerden ebenfalls gesehen; aber es gehe ganz natürlich damit zu." Des geringfügigen Umstandes jedoch, das Wie etwas näher zu bezeichnen, enthebt er sich gänzlich. Am Ende fügt er bei: „Seit einiger Zeit ist dieses Wunder in Mißkredit gekommen; vermuthlich wird es bald ganz aufhören. Wahrscheinlich wird es mit Nächstem auf der Welt nur ein einziges Wunder noch geben: die Welt."

Auch einige Lügenberichte oder läppische Witze englischer Reisender mögen folgen. Addisson fertigt die Sache mit der Benennung eines „tölpelhaften Schwanks" ab. — Middleton heftet seinen Lesern folgendes aus seiner Einbildungskraft auf: Während in der Kirche ein paar Messen gelesen werden, machen sich die übrigen Priester insgesammt mit dem Fläschchen viel zu schaffen; es ist in solcher Weise aufgehängt, daß, während ein Theil, Dank der Wärme der Hände oder der Beihilfe anderer Mittel, zu zerrinnen beginnt, die Tropfen auf den leeren Grund eines andern Fläschchens

hinabfallen." — Nicht ehrlicher berichtet der Doctor Moore in seinem View of society and Manners in Italy, Lett. 64, der Priester gebe sich viel Mühe, das Fläschchen zu erwärmen und zu streicheln. (Kein unmöglich, da er dasselbe gar nicht berühren kann.) — Ein neuerer englischer Reisender, welcher unter dem Namen Eustacias sogenannte „Classische Reisen" herausgegeben hat, obwohl Katholik, erklärt nicht, sondern fertigt bloß ab: „Niemand," sagt er, „gibt sich die Mühe nachzuforschen; man setzt voraus, die Thatsache rechtfertige sich durch sich selbst; die Neapolitaner behelfen sich mit dem Grundsatz der alten Deutschen: heiliger und ehrerbietiger ist es, von den Göttern zu glauben, als zu wissen."

Stellen wir nun alle Berichte, von dem neapolitanischen Arzt Matthäus Silvaticus im fünfzehnten Jahrhundert bis auf denjenigen des englischen Naturforschers Waterton in letzter Zeit auf die eine Seite, auf die andere alles, was seit Masson bis auf den neuesten Touristen herab vorgegeben, geklügelt und gewitzelt worden ist, und würdigen wir die Summe von beidem, ohne alle Rücksicht auf die Erscheinung selbst, bloß nach ihrem Zusammenhang und nach ihrer Beweiskraft an sich, welches Resultat gewinnen wir? Dort eine ununterbrochene Reihenfolge durchaus übereinstimmender Zeugnisse, hervorgegangen aus genauer Erkundigung, ruhiger Beachtung, abgelegt mit Ernst und Würde; hier dagegen Urtheile von Hörensagen, aber mit der nacktesten Zuversichtlichkeit ausgesprochen, aus der Luft gegriffene Verdächtigungen, freche Verdrehung dessen, was unter den Augen von Tausenden vorgeht, und oft gemeine Späße an der Stelle von erwarteter befriedigender Erklärung. Das Mildeste, was sich darüber sagen läßt, ist jenes Wort: „und ihr Zeugniß stimmte nicht überein."

Unerklärliches muß jeder anerkennen, der unbefangen sehen, redlich urtheilen will. Die Kirche aber stellt den Glauben an ein fortwährendes Wunder mit dem Blut des heiligen Januarius insofern einem jeden anheim, daß sie denjenigen, der

dasselbe als solches nicht anerkennen mag oder kann, deßwegen von ihrer Gemeinschaft nicht ausschließt. Dagegen sollte man meinen, das geringste Maß von Ehrlichkeit würde es vorziehen, die Sache auf sich beruhen zu lassen, als, um hiezu sich nicht verstehen zu müssen, mit frecher Hand nach Auskunftsmitteln zu greifen, welche einen ganzen, immerhin achtenswerthen Stand durch eine lange Reihe von Jahren zu gewissenlosen Betrügern stempeln. Wenn der Neapolitaner die Abwendung der drohendsten Gefahr des Vesuvausbruches vom 20. Dezember 1631 der Fürbitte des heil. Januarius verdankt, der Protestant dagegen dieselbe dem zufälligen Umstand zuschreibt, daß die Lava einen andern Weg genommen und das Toben des Elementes ohnedem nachgelassen habe, so stellt sich jeder auf einen Standpunkt, den er mit Gründen vertheidigen kann; wenn aber der letztere, um die Mangelhaftigkeit seiner Erklärung dessen, was der andere zweifellos annimmt, nicht eingestehen und vor demjenigen, was dieselbe überragt, sich nicht beugen zu müssen, seine Zuflucht entweder zu Kindereien oder zu Unredlichkeiten nimmt, dann weicht der Boden unter seinen Füßen und er sinkt unter diejenigen herab, welche das Austreiben der Teufel nicht anders als durch einen Bund mit Belzebub, dem Obersten der Teufel erklären wollten. In jedem Fall hat die abergläubische Ungläubigkeit vor der abergläubischen Leichtgläubigkeit nichts voraus als ihr pausbackiges Blasen.

Nach allem, mit eigenen Augen Gesehenen und sodann aus glaubwürdigen Berichten in Bestätigung desselben Vernommenen mußte ich dem Urtheil von Sabbatino am Schlusse einer Abhandlung über das Blut des heil. Januarius beipflichten, welcher sagt: „Ich weiß gar wohl, daß viele Ausländer, selbst Katholiken an dem Wunder zweifeln oder bevor sie es sehen, nicht daran glauben. Da ich aber solche öfters in die Schatzcapelle begleitet und sie zu genauem Beobachten veranlaßt habe, überzeugten sie sich, daß hier nicht mehr zu zweifeln wäre, und daß der Vorgang auf keine Weise einer natürlichen

Ursache sich zuschreiben lasse. Nachdem sie Augenzeugen geworden waren, hat mancher gegen mich sich erklärt: das Flüssigwerden des Blutes sei wenigstens eine wunderbare Sache; keiner, der sie beobachtet, vermochte einen Grund aufzufinden, sie ferner zu bezweifeln." — Darum mag wohl Solger ob auch mancher darüber die Achseln zucken dürfte, ein wahres Wort gesprochen haben, wenn er in seinen philosophischen Gesprächen sagt: „Es gehört ein weit stärkerer Geist dazu, ohne Krittelei und Erklärungssucht Wunder zu glauben, als alles, was mit den gemeinsten Verstandesregeln nicht übereinstimmen will, matt und feig hinwegzuläugnen."

Somit war nach wiederholter genauer, aber redlicher (in den Augen aller Gegner aus bloßem Widerspruchsgeist das Unverzeihlichste) Beobachtung, die mich das Wunder oder wenn es milder lauten sollte, das Außerordentliche anzuerkennen zwingt, mein Urtheil festgestellt, als mir die Schrift des Abbate Luca zu Gesicht kam: Sopra una celebre controversia dibattuta in Inghilterra negli anni 1831 e 1832 intorno alla liquefazione del Sangue di S. Gennaro, Vescovo e Martire. Ich entnahm derselben zu meiner größten Befriedigung, daß dreizehn Jahr früher der englische Priester Weedall in gleicher Jahreszeit Augenzeuge des Vorganges gewesen sei und beinahe die nämliche Argumentation über das Wunder in dem einen oder in dem andern Sinne (d. h. als Wunder des Betrugs oder als Wunder in Wahrheit) aufgestellt habe, was er in dem zu Birmingham erscheinenden Catholic Magazin and Review veröffentlicht, hiedurch zu einer lebhaften und lange dauernden Erörterung Veranlassung gegeben hatte; in welcher die Gegner bloß hinter unhaltbare Hypothesen sich verschanzten. Hr. Weedall konnte den Hergang mit derselben Bequemlichkeit beobachten wie ich; er beschreibt denselben mit den gleichen Umständen wie ich; und er begnügte sich mit den gleichen Umständen wie ich; und er begnügte sich mit dem am Abend in St. Chiara Gesehenen so

wenig als ich, sondern verschob gleichfalls sein Urtheil, bis er am folgenden Morgen im Dom zum zweitenmal Zeuge gewesen. Hier stand er, gleich mir, neben dem Priester und überzeugte sich, gleich mir, daß bei der Weise, wie derselbe das Gefäß halte, die körperliche Wärme auf den Stoff in dem Fläschchen, möge nun derselbe bestehen, woraus er wolle, nicht den allergeringsten Einfluß zu üben im Stande sei. „Leichter," sagt er, „würde die an einen Leuchter gelegte Hand eine Kerze entzünden, als jene Berührung einen festen Stoff flüssig machen." Hiemit bin ich vollkommen einverstanden.

Es wurde Herrn Weedall von einem Ungenannten eingewendet: „die gebildetsten und achtungswerthesten Neapolitaner und der Erzbischof selbst (damals der greise Cardinal Ruffo) glaubten wahrscheinlich nicht an das Wunder." Darüber machte er die gleichen Bemerkungen wie ich. Ich setze in das Begleiten der Procession und in den Besuch des Königs bei dem Blut nicht einmal so großen Werth wie er; das ließe sich am Ende als Ostentation deuten; solche aber konnte für jenes Haupt einer der ersten Familien Neapels, mit welchem ich in der Capelle zufällig zusammentraf, unmöglich Beweggrund des bloßen Privatbesuchs werden. Auch könnte ich einen andern und zwar nicht bloß durch sogenannte Bildung, sondern durch tüchtige Wissenschaftlichkeit ausgezeichneten Fürsten nennen, der mit der vollsten Anerkennung des Unerklärbaren mit mir darüber sprach. Ein Gelehrter, der zwar nicht genannt ist, den ich aber wohl kenne, und der zu den unterrichtetsten und achtungswerthesten Personen Neapels gewiß mit Recht gezählt werden darf, zugleich Mitglied des Domcapitels ist, sagte zu Herrn Weedall: „Ich will Ihnen frei meine Meinung gestehen. Ich bin nicht leichtgläubig und prüfe alles. Man spricht oft von Wundern, welche da oder dort sich sollen zugetragen haben. Im Allgemeinen schenke ich ihnen nicht leicht Glauben. Was aber das Blut des heiligen Januarius betrifft, so ist mir jeder Zweifel darüber aufgehellt. Ich halte das

Flüssigwerden augenfällig und ohne Bedenken für eine wunderbare Sache. Ließe sich vernünftiger Weise annehmen, es walte unter uns ein geheimes Einverständniß? Sie kennen unsere Stellung. Wir bilden zwei getrennte Corporationen mit verschiedenen Capellen und ganz abweichenden Rechten und Privilegien. Mir ist nicht gestattet den Schatz zu betreten und die Capelle vom Schatz hat keine Befugniß, in unserm Capitel sich einzufinden. Wir mögen uns gegenseitig kennen, eine engere Verbindung aber besteht unter uns nicht. Das Wunder geht bald in unserer Kirche, bald in der Capelle vor und dieß durch so manches Jahrhundert hindurch, unter so vielen politischen Revolutionen, über welchen so oftmals die Interessen und die Gesinnungen der Bürger in Zwiespalt gekommen sind. Es wäre unmöglich, daß wir in verstecker Spitzbüberei eine geheime Verabredung treffen, daß so viele unserer Vorfahren sie hätten aufstellen und festhalten können. Wer über diesen Gegenstand mich befragen mag, dem weiß ich keine andere Antwort zu ertheilen, als: Komm und siehe! Kommen auch Sie und sehen auch Sie, nicht bloß an einem einzigen Morgen, sondern jeden Morgen, die ganze Octave hindurch. Prüfen Sie genau und Sie werden finden, daß das Flüssigwerden nicht nur wirklich erfolgt, sondern daß sich zuweilen eine Vermehrung des Volumens zeigt, worin meiner Ansicht nach die bemerkenswertheste Eigenthümlichkeit bei diesem Vorgange besteht."

So, entfernt von Leichtgläubigkeit, wie von Ungläubigkeit, und nach sorgfältiger Beobachtung in freier Ueberzeugung zu bekennen genöthigt: daß hier etwas vor sich gehe, zu dessen Erklärung weder menschliche Erfahrung, noch menschlicher Scharfsinn hinreiche — von der reinsten Gewissenhaftigkeit darf dennoch die Frage gestellt werden: wozu dieses Wunder. Diese Frage darf um so unbedenklicher gestellt werden, weil die Gewissenhaftigkeit zugleich eine durchaus befriedigende Antwort zu ertheilen im Stande ist. Beobachte den Neapolitaner, wie lebhaft, wie beweglich, wie als Spielball seiner Einbildungs-

kraft er sich erzeigt! Sein Auftreten, in welcher Gestalt du ihn sehen magst, seine Geberden, der Ausdruck seiner Sprache verräth dir schon sein wallendes Blut, seinen des Ungewöhnlichen bedürftigen Sinn. Bei einem solchem Volk könnte bloße Belehrung unmöglich lange andauern; dasselbe bedarf etwas, das ihm seine Abhängigkeit von dem Höhern nicht vor die Ohren, sondern durch die Augen vor den inneren Sinn bringt. Ihm ist eine gewaltige Macht nothwendig, die ihn mitunter von der Erde, welche gleich einer Buhlerin alle Reize und Lockungen vor ihm entfaltet oder deren verzaubertes Kind er ist, losreißt, die ihm laut und vernehmlich zuruft: es ist etwas über dir, in dessen Hand dein Geschick steht, was mit Segen dich überschütten, was allgemeine Noth über dich bringen kann. Dieses Verborgene, Geheimnißvolle ist ihm, der weniger durch die Speculation, als durch das Wahrnehmbare sich ziehen läßt, zu unfaßbar, gewinnt unmittelbar auf ihn nicht diejenige Einwirkung, wie auf den mehr geistigen Menschen. Darum ruft jener alljährlich wiederkehrende Vorgang, für seine Begriffe ihm weit verständlicher zu: das Verborgene, welches jenes so Erfreuende als Bekümmernde dir zu bereiten vermag, tritt dir nahe in seinem Boten, dem heiligen Januarius, der zugleich dein Anwalt vor demselben ist; in dem, was unter deinen Augen zu verschiedenen Zeiten des Jahres sich zuträgt, hast du das Siegel, daß Gott deiner gedenkt, zugleich den Mahnruf, daß du seiner ebenfalls gedenkest.

Uebrigens wurde einem meiner Freunde durch einen ganz gewöhnlichen Lazzaroni jene Frage auf eine Weise beantwortet, welche jede Klügelei darniederschlagen und die aufgeschwollenste Philosophie zum Verstummen bringen muß. Bloß in der Absicht, zu vernehmen, was der Lazzaroni wohl vorbringen würde, fragte er denselben: weßwegen denn alljährlich das Wunder sich wiederhole? Da erwiderte dieser mit dem Ausdruck des siegreichsten Bewußtseins: „Weßwegen hat denn Gott Himmel und Erde erschaffen? Weßwegen hat er Euch ins Dasein ge-

rufen?“ Der natürliche Verstand hatte diesem einfachen Menschen die kürzeste Formel an die Hand gegeben, mit welcher der Glaube dem in Zweifel sich hüllenden Unglauben entgegentritt.

An Calculatoren fehlt es nicht, welche längst schon in Groschen und Pfennigen berechnet haben, welchen Schaden ihrem Staat dasjenige bringe, was sie Aberglauben nennen; möchte einmal einer in der Berechnung, welchen Nutzen die Beseitigung des Glaubens an dieses Wunder dem neapolitanischen Volk bringen dürfte, zu der Rechnung die Probe liefern! Wenn aber der leichtfertige, sinnliche, zu mancherlei Bösem geneigte Neapolitaner auch nur einmal des Jahres zerknirscht oder in Anbetung hingerissen vor dem Altar liegt, auf welchem er die verehrten Ueberreste erblickt, sollte dieses, weil er vielleicht des andern Tages wieder seinen gewohnten Gang geht, darum gar keinen Werth haben? Und wenn ihr eine ganze Litanei von Schlimmem über die Neapolitaner abzukugeln wisset, würde dieselbe sich verkürzen, wenn ihr ihm das Wunder mit dem Blut des heiligen Januarius zu sequestriren vermöchtet?

Vorstehendes über diesen merkwürdigen und jedenfalls unerklärlichen Vorgang lag schon zum Druck bereit, als mir in dem zweiten Januarheft des „Katholiken“ das Zeugniß des englischen Naturforschers C. Waterton zu Gesicht kam. Ich konnte nur höchst angenehm mich überrascht finden, zu erfahren, daß derselbe, ebenfalls unter eigener Anschauung, durchaus das Nämliche wahrgenommen und die vollkommen gleiche Ueberzeugung gewonnen habe wie ich. Aber er berichtet wahrheitsgemäß, daß der Canonicus das Gehäuse, worin die „Fläschchen sich befinden, vor seinen Augen zum öftern von einer Seite zur andern gewendet habe, um zu zeigen, daß das Blut nicht flüssig sei, wobei er das Gehäuse nur mit den Fingerspitzen berührt habe.“ — Auch er sagt von jenen Frauen, die aus der Familie des Heiligen abstammen, daß sie inbrünstige Gebete zum Himmel emporschicken, wobei sie sich in einer schwer

zu beschreibenden Weise geberdeten. „Fremde," sagt er ebenfalls, „die mit der italienischen Sprache (dem neapolitanischen Dialekt) nicht oder nur unvollkommen bekannt sind, und die den durch einen solchen Act erregten Enthusiasmus nun nicht theilen, haben behauptet, die Frauen schimpften und schmähten den Heiligen, weil sein Blut nicht so schnell flüssig werde, als man es wünschte. Ich befand mich während die Frauen beteten dicht bei ihnen, und hörte weder Drohungen, noch Schimpfworte, sondern nur Aeußerungen der andächtigen Begeisterung." Den Hergang des Flüssigwerdens hatte er ebenso genau und wiederholt beobachtet wie ich, demnach mit seinen eigenen Augen gesehen, „daß das Blut einen Klumpen bildete und durchaus unbeweglich war." Ferner gibt er Zeugniß, daß der ärmste Mann ebensogut als die Königin Wittwe (die damals gerade in der Kirche sich befand), die Reliquie in der nächsten Nähe habe betrachten können. Auch er hatte dasselbe in seinem flüssigen Zustand wiederholt besichtigt und schließt seinen Bericht mit folgenden Worten: „Alle meine früheren Erlebnisse traten vor diesem Ereigniß in den Hintergrund, und ich spreche hiemit als meine vollste Ueberzeugung aus: daß das Flüssigwerden des Blutes des heil. Januarius ganz unzweifelhaft durch ein Wunder bewirkt werde."

Ich habe mich bei meinem kurzen Aufenthalt in Neapel oft an diesem Volk ergötzt, zumal in Begleitung meines Landsmannes Reinhard, der dessen Art und Weise kannte, es zu behandeln und mit ihm zu sprechen wußte. Für den Neapolitaner gibt es ein Wort, welches er empfindlicher aufnimmt, einen Zweifel, der ihm noch schwerer aufs Herz fällt, als dem Franzosen derjenige an seinem Muth. Nenne ihn Türke und du hast in sein Innerstes gegriffen. Früge man in Deutschland mit dem Ton der Entrüstung oder des Vorwurfs irgend

einen Menschen: ob er getauft sei? er würde den Fragenden anstieren und meinen, was ihn das anginge. Nicht so der Neapolitaner. Das sei tu batezzato? mit dem Ton des Zweifels gesprochen, ist das Empfindlichste, was man ihm vorhalten kann.

Neugierig, geschwätzig sind sie durchweg, aber auch gutmüthig. Wir mietheten zu Salerno ein Curriculo, um nach Castellamare zu fahren und begegneten unterwegs einem andern, welcher von daher kam. Nun wurden die beiden Führer einig, unter unserer Genehmigung ihre Ladungen auszutauschen. Während wir daher das Pferd in Augenschein nahmen und uns von dem engen Sitz überzeugten, ob er wohl räumlich genug sein möchte, standen unversehens mehrere Personen um uns her; die einen wendeten sich an die beiden Bursche, um ihnen vorzurechnen, was sie gewönnen, andere an uns, um uns zu dem Tausch zu ermuntern, da er ganz zu unserem Vortheil ausfiele. Ein baarfüßiger Krämer, der ein großes Brett mit Glaswaaren auf dem Kopfe trug, machte ebenfalls Halt, um in die Unterhandlung zu sprechen, und gieng, nachdem er seinen Beitrag zugesteuert, so ruhig wie er gekommen war seines Weges.

Zudringlich, geldsüchtig, seine Forderungen oft ins Lächerliche übertreibend ist all das Volk, welches überall, wie die Wespen eine frühreife Frucht, den Fremden, noch ehe er den Fuß auf die Erde setzen kann, umschwärmt. Ehe er sich umsieht, ist er durch einen Kreis von Bettlern, Führern, Wegweisern, Gepäckträgern, Fuhrleuten, Eselsmiethern und allen Arten und Abarten solchen Volkes eingeschlossen; alle drängen sich, alle zugleich strecken die Hände aus, alle zugleich rufen, alle zugleich bieten ihre Dienste an, von allen Seiten schallts ihm entgegen: Eccellenza!

Angenehm für den Fremden ist dieser Zudrang von Bettlern und Erwerbsuchenden allerdings nicht, doch kann dabei nicht entgehen, daß die sich Anbietenden irgend einen Dienst zu erweisen suchen, die Verlangenden am Ende mit Wenigem zufrieden sind,

indeß die Bettler anderwärts (z. B. in den protestantischen Cantonen der Schweiz) meinen, sie hätten Alles von rechtswegen zu fordern und man sei, was man geben mag, eigentlich schuldig. Allerdings sind die Beschwerden, welche über jene italienischen Dienstfertigen oft laut genug geführt werden, nicht ungerecht. Das aber ist ungerecht, die Ursachen dieser Belästigung anderswo suchen zu wollen, als wo sie einzig zu finden ist; das ist ungerecht, sie ausschließlich dem Volk aufzubürden, welches dazu Veranlassung gibt, und hieran allgemeine Folgerungen über dessen Charakter ziehen zu wollen. Gewiß ist dieses einzig Wirkung der jährlichen Nomadenzüge der Reisenden. Diese sind es, welche dem Volk jenes Gepräge aufgedrückt, welche zu solchem Gewerbe es herangezogen haben, und nun vergessen sie den Schulmeister und seufzen, daß der Schüler so gelehrig gewesen sei. Erst trat ein Bedürfniß nach dergleichen Hilfleistungen ein, dieses erzeugte das Uebermaß der Anerbietungen und aus diesem gieng dann mittelst ganz natürlicher Wirkung die Zudringlichkeit hervor. In frühern Zeiten, d. h. bis zum Ende des abgewichenen Jahrhunderts, waren es meistens reiche Leute, welche so weite Reisen unternahmen und ihre Paoli weniger zu Rath halten mußten, als gegenwärtig Viele ihre Bajochi; da war es begreiflich, daß der leicht gewonnene Erwerb lockte. Wie dann die Zahl der Zugvögel sich mehrte, mußte auch die Zahl derjenigen sich mehren, die dem müheloſen Geschäfte sich hingaben, ihnen die Federn auszurupfen. Daß in den Ortschaften, durch welche die Hauptzüge gehen oder welche die anziehendsten Punkte sind, diese Plage durch die Fremden hervorgerufen wurde, dessen kann man sich durch das Nichtvorhandensein der Plage leicht überzeugen, sobald man auf die minder besuchte Seite der Apeninnen oder vollends in das Innere des Landes kömmt.

Der heilige Thomas von Aquin sagt: „Raro sanctificantur, qui multum peregrinantur.“ Dieses Wort findet seine begründete Anwendung, wie auf die Reisenden selbst, so in

natürlicher Wechselwirkung auf die Bewohner derjenigen Gegenden, die von jenen in großen Schaaren durchzogen werden. Welche Ueberreste z. B. jener Einfachheit, Biederkeit, Sitteneinfalt, die uns noch vor fünfzig Jahren ungesucht begegneten, findet man jetzt in denjenigen Theilen der Schweiz, welche von den Schwärmen der Neugierigen, Müssiggänger und Prasser aller Länder in ähnlicher Weise durchschwirrt werden, wie die Gegenden um den Golf von Neapel? Wahrlich dort findet sich Aehnliches wie hier, nur unter andern Formen und etwas minder lästig, des kühleren Blutes wegen. Ich bin weit entfernt, all dieses Widerwärtige in Schutz nehmen oder es auch nur erträglich finden zu wollen; es hat mich überall angeekelt, so gut als jeden andern; z. B. in Terni, wo in der Nähe der Wasserfälle kein Schritt sich thun läßt, ohne daß zwischen dem Gebüsch oder den Felsen eine Hand zum Fordern herausragte; aber *das* widerstrebt mir, die Wurzel anderwärts suchen und landläufigem Geschwätz gemäß sie gewissermaßen finden zu *müssen*, als da, wo man dieselbe nicht erst aufzusuchen hat, sondern wo sie unverdeckt am Tage liegt.

Wenn die Plagegeister der Reisenden, welche von den Paoli's und Carlini's derselben ihr Dasein fristen und jenen Insekten vergleichbar sind, die von dem Blut des Menschen zehren, manche Aeußerung des Unwillens hervorgerufen, so ist solches begreiflich, weil natürlich; diese Erscheinung aber zur Unterlage des Urtheils über ein ganzes Volk machen zu wollen, kann nur der grämlichen Leichtfertigkeit eines Touristen beifallen, der von Paris, Berlin, Wien, von woher es sei, seinen fertigen Maßstab mitbringt, und, was mit demselben nicht zusammentrifft, in die Brüche wirft.

Wer nicht bloß *lesen* muß, sondern sehen *kann*, findet manches anders. Er wird sich z. B. bald überzeugen, daß in Italien weder die handwerktreibende Classe in den Städten, noch das Landvolk minder rührig sei, als in andern Ländern. Tagdiebe, die aufrechten Rückens durch die Welt kommen wol-

len und auf den Beutel anderer Menschen speculiren, gibt es in den großen Städten aller Länder im Ueberfluß; diejenigen von Italien haben hierin nichts zum voraus. Sonst habe ich zu Rom und in Neapel die Werkstätten so früh geöffnet und so spät geschlossen und die Arbeit in denselben so rüstig betrieben gesehen, als irgendwo diesseits der Alpen. Den Tribut, welchen in den Sommermonaten der Himmelsstrich auferlegt, darf man nicht so unbedingt auf bloße Rechnung der Menschen schreiben. — Aber eben dieser Himmelsstrich erleichtert dem Landvolk die Arbeit, ohne daß es den Ueberschuß an Zeit immer zu verwenden wüßte. Daß es in jener nicht saumselig sei, beweist der Anbau des Bodens, den ich bis auf den Col di fiore, wo die Höhe nur noch ein geringes Erträgniß gewährt, so gut bestellt sah als irgendwo in Deutschland. In solchen Gegenden, wo dieß weniger bemerklich ist, wie in der Campagna di Roma, hängt dieses unbedingt von den Eigenthumsverhältnissen ab. Vor Perugia und anderwärts begegnete ich oft Weibern, welche Gemüse nach der Stadt trugen, dabei an den Lenden einen Rocken befestigt hatten und vor sich her spannen; was doch kein Beweis von Trägheit ist. Als ich am 23 Juni des Morgens in der Gegend von Civita Castellana die Augen aufschlug, sah ich Hunderte von Arbeitern mit der Erndte beschäftigt. Es war Sonntag. Eine solche Thätigkeit am frühen Morgen dieses Tages befremdete mich. Da ertheilte mir einer des Reisegefährten die Auskunft: die Hitze könne hier den gereiften Feldfrüchten so verderblich werden, als in kältern Gegenden der Regen. In solchen Fällen sei es dem Bischof des Sprengels oder auch dem Pfarrer eines Ortes gestattet, die Erlaubniß zum Einsammeln zu ertheilen und den Gottesdienst bis zum Eintreten der größern Tageshitze zu verschieben. Auf den folgenden Tag traf das Fest Johannes des Täufers ein, eines der größten in den Kirchen des päpstlichen Gebietes; Nachmittags war auf dem fruchtbaren Gelände zwischen Tolentino und Macerata das regsamste Erndtegewimmel zu sehen; was diejenigen sich merken mögen, welche

die alberne Sage, die Kirche und die kirchlichen Feste beförderten die Trägheit, so begierlich wiederkäuen.

Daß in Landstrichen, auf welchen der Erde ihre Erzeugnisse nur unter größerer Anstrengung können abgerungen werden, unter climatischen Verhältnissen, welche dem Menschen für Nahrung, Kleidung, Heitzung mannigfaltigere Bedürfnisse auferlegen, die Nothwendigkeit, diesen fürzusorgen zu größerer Regsamkeit zwinge, ist natürlich; darum aber dürfte diese eben so wenig eine Tugend genannt werden, als die Genügsamkeit des Südländers, welche ebenfalls mehr Wirkung des Climas als des Willens ist. Es wäre noch eine Frage: ob den gewöhnlichen und natürlichen Menschen nicht überall ein Hang zur Trägheit bewältigte, den er erst dann zu überwinden sich bestrebt, wenn er auf irgend eine Weise über die unterste Stufe des Daseins sich erhebt. Hienach wäre es das Ungerechteste zu nennen, Trägheit als vorherrschenden Charakter irgend einem Volk ausschließlich vorzuwerfen oder denselben gar (wie ich dergleichen von Jugend an zu hören gewohnt war) für unvermeidliche Wirkung irgend einer Religionsform ausgeben zu wollen. Obwohl Norwegen in allen Beziehungen der Gegensatz von Neapel genannt werden kann, bezeichnet Müggе in seinem Reisebericht über dieses Land die Trägheit dennoch als einen nationalen Fehler seiner Einwohner, und dieß bis hinauf in die unwirthlichsten Einöden der Gebirge. Als Beweis dessen führt er an, daß eine Haushaltung, für welche in Deutschland ein einziges Dienstmädchen vollkommen ausreichen würde, in Christiania deren zwei bedürfe. Wieder sagt er: „Wenn dort ein Arbeiter seinen Taglohn verdient hat, hält es schwer für Geld und gute Worte ihn zu bewegen, die Arme noch weiter zu rühren.“ Haben wir da nicht den neapolitanischen Lazzaroni wie er leibt und lebt! Warum aber wollt ihr diesem, dem die heitere Sonne Feuerung und einen Vorrath von Kleidern für so mannigfaltigen Wechsel des Wärmegrades erspart, über welchem der blaue Himmel sein Sternengezelt

ausspannt, dem zu seiner Leibesnahrung einige Pomeranzenschaalen und für das Festmahl Macaroni genügen, vor dessen Blick „der Berg“ und das Meer tagtäglich neue Reize entfalten, warum wollt ihr diesem seine Genügsamkeit und sein daran geknüpftes Far niente zum Vorwurf machen? Wär er ein edlerer Mensch, wenn er als leibeigener Frohnknecht eueres Industrialismus sein Leben in einer Spinnstube verdumpfte.

Nehmen wir das Gegenbild von dieser angeblichen Trägheit und beantworten wir mit ehrlicher, vorurtheilsfreier Gesinnung die Frage: welches von beiden doch das anziehendere, zusagendere sei, welches unter ihnen auch nur dem bescheidensten Ideal der Menschheit näher stehe? zureichende Hilfsmittel zu genügender Beantwortung könnten vielleicht die Fabrikgegenden jedes Landes liefern. In dem hochgepriesenen England z. B. sind Wolverhampton und Willenhall sehr gewerbfleißige Ortschaften; ihre Gesammteinwohnerschaft ist von den zartesten Kinderjahren an bis zu dem Greisenalter, dessen Kräfte aufgezehrt sind, mit Fertigung von Eisenfabrikaten, an letzterem Ort ausschließlich von Ketten und Nägeln beschäftigt. Welchen Umriß der dortigen Zustände gibt uns nun, nicht etwa ein mißgestimmter Reisender, sondern ein durch Untersuchung in Auftrag des Parlaments erstatteter Bericht: „der Childrens employement commissions report“? Diesem zufolge wohnen zu Wolverhampton die Menschen nicht besser als die Irländer in ihren schlechtesten Hütten. Es sind wahre Löcher, in denen sie sich aufhalten, und zu denen man nur durch Moräste von Schmutz gelangen kann. Im Innern dieser Wohnungen findet man durchaus nichts, als den nothdürftigsten und dazu noch armseligsten Hausrath. Die Kinder, denen man draußen begegnet, sind blaß, schlapp, kachektischen Aussehens; um sie dämlich zu machen, werden ihnen Präparate von Opium gegeben, kaum die Hälfte derselben besucht eine Sonntagsschule. Was die Väter die Woche durch erwerben, wird des Sonntags in Branntwein vertrunken, und hält das Geld zufällig bis in

den Montag hinein, so wird dieser noch dazu genommen. In Willenhall ist's noch schlimmer. Da sind beinahe alle Einwohner mißgestaltet, mit mancherlei Gebrechen behaftet. In die Kirche geht Niemand, gewöhnlich ist die Stimme des Pfarrers diejenige eines Predigers in der Wüste. Dieser Report, welcher in die Abgründe eines intellectuellen, moralischen, physischen und socialen Verderbnisses schauervolle Blicke uns eröffnet, versichert, daß zu Birmingham eine große Menge von Eltern ihre Kinder beinahe nie sehen; jene bringen den Tag in den Fabriken zu, diese sind der Hut eines andern, nur wenig ältern Kindes oder eines alten Weibes überlassen. Während zu Manchester noch im Jahr 1841 auf 32 Einwohner ein Angeschuldigter kam, hat sich im vorigen Jahr das Verhältniß schon wie 1 : 16 gestellt, indeß es sich nach Mittermaier in dem durch manche so tief herabgesetzten Neapel, wie 1 : 105 und in den Abruzzen gar nur wie 1 : 191 herausstellt. Wie anders in dem entgegengesetzten Norden, den man sich so gern als Sitz strenger Redlichkeit und Sittlichkeit zu denken gewohnt ist! Da kam nach officiellen Berichten zu Stockholm in den Jahren 1841 und 1842 auf neun Einwohner ein Beklagter, ein Verurtheilter auf dreizehn, in kleinern Städten kein bedeutend verringertes Verhältniß (nur auf dem Lande 1 : 139). Sollten aber die dort an Weibern, wie an Männern nicht selten vorkommenden Straffälle, das Abendmahl im Zustande der Trunkenheit empfangen zu haben, in katholischen Ländern, zumal in solchen, denen noch kein ministeriell zugestutzter Katholicismus aufregiert worden ist, auch nur denkbar sein? Welche fruchtbaren Bemerkungen ließen sich nicht vollends an eine Statistik der Ehescheidungen knüpfen! Oder wäre die Leichtigkeit derselben ebenfalls Blüthe der Civilisation, Segensfrucht der Vernichtung der Kirche, Siegespreis des würdigen Kampfes um sogenannte Geistesentfesselung?

Ueber den Aberglauben, die Unwissenheit, die geistliche Vernachlässigung der Neapolitaner wissen Reisebeschreiber, Kirchenzeitungen und Repertorien die gründlichsten Abhandlungen zu schreiben oder die herzbrechendsten Seufzer loszulassen. Wer durch die einen sich belehren, durch die andern sich bewegen lassen könnte, der müßte meinen, das Volk kenne dort in der That nichts von dem Christenthum und Niemand gäbe sich die Mühe, ihm einen andern Begriff davon beizubringen, als den unklaren, welchen es etwa, und dieß nur zufällig, dem angedeuteten Cultus entnehmen könne. Wir diesseits der Berge belächeln den beschränkten Neapolitaner, der die Menschen in Christen (Katholiken) und Türken scheide; der ohne Ahnung, daß es auch noch andere Formen der Verehrung Christi gebe, als die seinige, unter die Türken alles zähle, was nicht Katholik sei. Aber könnte man nicht mit ebenso vollem Recht über diejenigen lachen, welche in anmaßlicher Selbstgenügsamkeit bei einem aus- und abgeklärten und auf eine bloße Verstandes-Operation reducirten Christenthum auf alle diejenigen, die mit einem solchen nicht beglückt sind, als auf Geschöpfe minderen Schlages herabsehen, und denselben zwar nicht die absolute Fähigkeit, mit ihnen ebenbürtig noch werden zu können, wohl aber die Möglichkeit hiezu absprechen, so lange sie nicht *ihrem*, das Leben ungleich mehr in Anspruch nehmenden Christenthum entsagen könnten. Sollte die Querköpfigkeit eines Stockpietisten oder die gemüthlose Flachsinnigkeit eines Rationalisten oder die schnaufende Aufgedunsenheit eines in beiderlei Farbe schillernden Ausgleichers vor der glaubenseinfältigen Beschränktheit eines neapolitanischen Lazzaroni so viel zum voraus haben? . . . . . .

Wäre ein Versuch denkbar, was der Protestantismus mit und aus den Neapolitaner machen würde, gewiß dürfte kaum ein Menschenalter dahingehen, bis diejenigen, welche nicht gänzliche Abtrennung von Gott für den vollendeten Fortschritt des Menschengeschlechts zu erklären vermöchten, selbst wünschen

müßten, dieselben katholischem Glauben und Cultus wieder zurückgeben zu können. Uebrigens ließen sich aus Erfolgen, die nicht Versuche, sondern eine längst bestehende Einwirkung in jenem Sinne hier und da gehabt haben, Schlüsse mit ziemlicher Sicherheit bauen.

Es gilt gewissermaßen als ausgemachte Sache, daß in den katholischen Ländern, namentlich in denjenigen jenseits der Gebirge, über die Glaubenslehren wenig Unterricht vorkomme, das Volk mit dem Cultus sich begnügen müsse, und daß es in Bezug auf denselben nicht sowohl Belehrung erhalten, als vielmehr (wenn ich so sagen soll) dafür abgerichtet werde. Dieses für den Augenblick zugegeben, läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß aller Cultus der katholischen Kirche die Anerkennung Christi als eines persönlichen, als des Eingebornen und Weltheilandes, nothwendig voraussetze, zugleich aber als etwas Lebendiges das Leben selbst berühre und zu sich in Wechselbeziehung setze, was in solcher Weise ein bloßer Vortrag und alle in die Gränzen der Speculation eingeschlossene Belehrung nicht vermag. Daß es aber an dieser in aller und jeder Hinsicht in Neapel fehle, muß ich sehr bezweifeln. Einmal wenigstens habe ich in der gedrängt vollen Jesuitenkirche vor dem Hochamt eine Predigt gehört, ein anderes Mal trat ich gegen Abend in die Kirche von St. Maria del Carmine, wo ich zum Schluß einer solchen kam und viele der anwesenden Lazzaroniweiber beinahe in Thränen zerfließen sah. War vielleicht beim Austritt aus der Kirche der Eindruck bald wieder verflogen, so wolle man mir doch zur Belehrung sagen, ob so zweifellose Versicherung sich geben lasse, daß Aehnliches anderwärts und bei der kunstgerechtesten Auseinandersetzung eines philosophischen Problems oder eines moralischen Themas durchaus nicht zu besorgen sei?

Schon die zahlreichen, durch die Stadt zerstreuten Kirchen sind in ihrem immerwährenden Offenstehen ein lautloses Verkünden höherer Wahrheiten. Man kann mit Recht jede Kirche „eine Thüre des Himmels“ nennen; aber die Thüre darf nicht

verschlossen sein, wenn man durch dieselbe eingehen soll. Wer nun möchte ein Verzeichniß führen über die Tausenden, die alltäglich, bloß als zufällig Vorüberwandelnde, bloß weil die offen stehende Thüre sie daran mahnt, bloß weil durch dieselbe, ob zwar ohne artikulirten Ton das Ohr berührend, ein rufender Laut hinaus dringt, zu jeder Stunde eintreten durch dieselbe? Wer möchte Buch führen über die Heilsgedanken, welche so im Vorbeigehen geweckt werden, über die Gebete, zu denen ohne dieß der Mensch nicht Anregung fände.

Denken wir uns Neapel mit seiner Bevölkerung von mehr als 400,000 Einwohnern, von denen ein nicht unbeträchtlicher Theil vielleicht keinen festen Wohnsitz hat oder denselben öfter wechselt, so dürfte die Vermuthung, es möchte in Beziehung eines regelmäßigen religiösen Unterrichts der Jugend eben nicht so sich verhalten, wie es an sich zu wünschen wäre, eine ganz unbegründete nicht sein. Das aber wäre nicht allein unbegründet, sondern höchst ungerecht, wenn man hiebei die aus den unabweislichen Verhältnissen hervorgehenden Einflüsse nicht in Betracht bringen wollte. Ich möchte wohl wissen, wie es damit in andern großen Städten, in denen es, obwohl unter anderer Form, Lazzaronivolk genug gibt und in welchen ähnliche Verhältnisse nothwendig statt finden müssen, wie in Neapel, gehalten werde? Ob auch dort jedes Kind so ganz sicher und regelmäßig den erforderlichen Religions-Unterricht erhalte?

Die Geistlichkeit in Neapel scheint wohl zu fühlen, daß in mancher Beziehung die Macht der unabweislichen Verhältnisse größer sei, als die hellste Einsicht in das, was nothwendig wäre als alles Bemühen um dieses. Aber sie hat ein Ersatzmittel aufgefunden, und muß demnach nicht durchweg so gleichgiltig, träg, selbstsüchtig sein, wie diesseits der Alpen oft mit kurzem Wort behauptet wird. Dieses Ersatzmittel sind die capelle serotine, von denen vielleicht Mancher, der sogar längere Zeit zu Neapel sich aufgehalten und hunderterlei Dingen nachgefragt und hernach über tausenderlei Bericht erstattet hat, nicht

einmal etwas weiß. Diese capelle serotine bestehen darin, daß ein Geistlicher Abends seine Kirche eröffnet und darin förmlichen Religionsunterricht ertheilt, verbunden mit einigen Gebeten und gottesdienstlichen Uebungen. Jener aber ist der Hauptzweck; wer darnach ein Verlangen hat, kann in der Kirche sich einfinden. Freilich ist auch hiemit weder Verzeichniß noch Controlle verbunden, das Unterricht-Nehmen ist, wie das Unterricht-Ertheilen, Sache des freien Willens, aber die Gelegenheit wenigstens ist gegeben und daß der Gebrauch immer fortdauert, dient zum Beweis, daß dieselben nicht unbenützt gelassen werde.

Das jedoch ist nicht die einzige Weise, in welcher Geistliche, der Jugend der unteren Volksklassen sich annehmen. Ich begegnete eines Sonntags auf einem Spaziergange von Capodimonte herab mehrern Zügen junger Leute, von 7 bis zu 17 Jahren hinauf. In guter Ordnung, singend und von ein paar Geistlichen begleitet, schritten diese Züge über die Landstraße. Mein Freund Reinhard ertheilte mir hierüber folgende Auskunft. Um die Jugend des Sonntags dem verderblichen Herumwühlen zu entreißen, sammelten Geistliche dieselbe um sich, gäben ihr Unterricht im Gesang, auch in christlicher Lehre und zögen mit ihr außerhalb der Stadt ins Freie, wo sie unter ihrer Leitung und steter Aufsicht angemessenen Spielen sich überlassen könnte. Abends dann sah ich wieder mehrere solcher Züge bei ihrer Rückkehr nach der Stadt. Es war al Carmine, dem eigentlichen Lazzaroniviertel. Die jungen Leute schritten, gut geordnet und geistliche Lieder singend, durch die Menge und es war unschwer zu bemerken, daß diese wohlgefällig auf sie blickte.

Daß es junge Leute geben könne, bei denen eine beklagenswerthe Unwissenheit in religiöser Erkenntniß zum Vorschein komme, das will ich nicht in Abrede stellen. Ob aber Neapel, oder überhaupt katholische Länder die einzigen seien, in denen solches sich wahrnehmen ließe, das wäre erst noch zu erörtern.

Auch Neapel besitzt ein Collegium della propaganda fide, am Abhang des Hügels von Capodimonte, auf welchem der königliche Palast liegt und über dessen Rücken der herrliche Park sich ausdehnt. Dasselbe ist gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Matthäus von Ripa, der lange Jahre als Missionär in China sich aufhielt, gestiftet und durch sein Vermögen ausgestattet worden, aber einzig zur Bildung von Chinesen, zu Glaubensboten für ihr Land bestimmt. Mein Freund und Landsmann, Abbé Eichholzer, der mit allen hervorragenden Personen Neapels bekannt ist, hatte die Gefälligkeit, mir durch sein Geleite Zutritt in diese Anstalt zu verschaffen. Die Zahl ihrer Zöglinge kann nicht groß sein, wenn man bedenkt, wie langer Jahre es bedarf, um einen chinesischen Knaben mit der zum katholischen Priester und zum Missionär erforderlichen Bildung und Tüchtigkeit auszustatten, und wenn man die Kosten für einen jeden, von der Abreise bis zur Rückkehr in sein Land in Anschlag bringt. Man berechnet den Aufwand für jeden Zögling auf 6000 Ducati, daher bei der Beschränktheit der Hilfsmittel nicht auf jedes Jahr einer kommt.

Zu der Zeit, in welcher ich in das Collegium eingeführt wurde, befand sich die größere Anzahl mit ihren Lehrern in Vorlesungen außerhalb des Hauses. Ich traf nur zwei der jüngeren und einen sechszigjährigen blinden Priester, ebenfalls Chinese. In der Propaganda zu Rom wird Jederman die chinesischen Zöglinge an ihrer eigenthümlichen Kopfbildung und an den, von den europäischen so sehr abweichenden Gesichtszügen aus der Mitte aller andern alsbald herausfinden. Was er in ihren Zügen als unverkennbaren Ausdruck des Charakters liest, vorherrschende Gutmüthigkeit und weiche Milde, das zeigt sich hier, übereinstimmend in den Alten, wie in den Jungen, in ihrem Benehmen, in ihrer Gefälligkeit, selbst in dem Ton ihrer Rede. Sie brachten allerlei Stoffe und Erzeugnisse des Kunstfleißes ihrer Landsleute herbei, insgesammt Belege, in welcher hohen Vollkommenheit in China alle Arbeiten gefertigt werden.

In weiser Vorsicht, damit sie mit ihrer Muttersprache nicht außer Uebung kommen, hält man die Zöglinge von dem Umgang mit Italienern möglichst fern, daher sie in der Sprache derselben höchst unerfahren sind; kaum daß sie von den Dienstboten des Hauses einige Ausdrücke erhaschen. Die Unterrichtssprache ist die lateinische, in dieser muß sich daher jeder unterhalten, der des Chinesischen unkundig ist. Die Zöglinge wissen sich sehr leicht darin auszudrücken.

In einem großen Saal des Hauses befinden sich die Porträte Aller, welche, seit die Stiftung besteht, ihre Ausbildung darin erhalten haben. Weil aber gerade eine Reparatur dieses Theils des Hauses statt fand, waren die Bilder abgenommen, so daß ich sie nicht sehen konnte. Obwohl die Gesammtzahl der daraus hervorgegangenen Glaubensboten nicht sehr groß sein kann, so finden sich unter derselben dennoch verhältnißmäßig viele, die das Opfer des christlichen Eifers bei Verbreitung des Evangeliums unter ihren Landsleuten geworden sind. Wahrlich, es ist schwer zu entscheiden, wer größere Bewunderung verdient, die Lehrer, die den Herzen der Zöglinge unter so vielen laut sprechenden Zeugnissen, welches zeitliche Loos ihrer warte, dennoch eine solche warme und muthvolle Liebe zu dem Christenthum einflößen können oder die Zöglinge, welche durch diese Aussicht von dem Glauben und der Bestimmung, zu der sie erzogen werden, nicht zurückbeben. Wollten es die Philosophen und jene alle, die so verächtlich auf das christliche Priesterthum herabblicken, doch einmal versuchen, durch ihre noch so bestrebsam vorgetragenen Lehren Aehnliches zu bewirken!

Gründliche Kenntnisse, Gelehrsamkeit, Forschungseifer, der an die allgemeinsten, wie an die speciellsten Gegenstände sich macht, sind in Italien ungleich weiter verbreitet, als man sich im Auslande gewöhnlich vorstellt. Beinahe jede bedeutendere Stadt hat ihre gelehrte Gesellschaft, deren Mitglieder sich regelmäßig versammeln und die Ergebnisse ihres Forschens und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit gegenseitig sich mittheilen. Sollten zwar die Lieferungen des Preßbengels als Maßstab der in einem Lande verbreiteten Kenntnisse und der Pflege der Wissenschaften gelten, dann freilich stünde Italien gegen die Länder deutscher Zunge weit zurück. Aber unfehlbar sind jene Lieferungen der unzuverlässigste Maßstab an sich, sie wären es noch mehr in der versuchten Anwendung auf Italien. Dieß aus zwei Ursachen. Die erste, weil dort nicht jeder, der einige Blätter geschrieben hat, durch den Kitzel gestachelt wird, mit diesen seine sämmtlichen Sprachgenossen zu behelligen und zugleich seinen Namen auf einem Titelblatt zu lesen; sodann weil der Fabrikationsbetrieb gedruckter Sachen (der Buchhandel) in Italien im Grunde gar nicht organisirt ist, und es weit mehr Mühe kostet, in Neapel das sich zu verschaffen, was in Rom gedruckt wurde, als in Schaffhausen dasjenige, was in Riga herauskommt.

Es fehlt auch Neapel nicht an großen Gelehrten, die einen reichen Schatz gründlichen Wissens mit eben so großer Liebenswürdigkeit und Anspruchlosigkeit, als mit jener einnehmenden Anmuth verbinden, welche den Italienern besonders eigen ist. Nicht bloß Alters halber, sondern ebensosehr der Vielseitigkeit seiner Kenntnisse wegen mag der Abbé Guarini genannt werden. Aus dem beinahe achtzigjährigen Greisen blitzt unter wenig besorgter Aeußerlichkeit und kleiner Statur alle Lebhaftigkeit eines beweglichen Geistes, namentlich aber eine caustische Ader. Er schüttelt martialische Epigramme gleichsam aus dem Aermel. Daneben ist er im Umgang der anspruchsloseste und der gemüthlichste Mann, den man finden kann, dabei gesprächig,

witzig, lebhaft. Als vormaliger Dominikaner gilt er für einen Theologen, der seines Gleichen suche, ausgezeichnet durch scharfe Dialektik, und ein Thomiste wie wenige. Derjenige Zweig aber, worin er die entschiedensten Verdienste hat, ist die osciſche Sprache, deren Wiederherſteller er mit allem Recht genannt werden darf. Er hat eine Grammatik und ein Wörterbuch der osciſchen Sprache und verſchiedene Unterſuchungen darüber geſchrieben, durch die ſich ſein Ruf weit über Neapel hinaus verbreitete. Bei einer höchſt einfachen Lebensweiſe hat er den beträchtlichſten Theil ſeiner Einkünfte auf den Druck ſeiner mancherlei Schriften verwendet, deren Verleger, wozu eben in Neapel mancher ſich genöthigt ſieht, er größtentheils ſelbſt iſt. Ein deutſcher Gelehrter, dem eine derſelben die verdiente Meinung über den Verfaſſer einflößte, äußerte den Wunſch, er möchte alles beſitzen, was er geſchrieben, war aber nicht wenig betroffen, als ihm der Abbé Guarini des andern Tages eine halbe Bibliothek in die Herberge ſandte.

Als Geſchichtsforſcher kennt das Ausland den Cavaliere Carlo Troja. Im Fach der Geſchichte iſt er unbeſtritten der gründlichſte und thätigſte Gelehrte Neapels in gegenwärtiger Zeit. — Die Geſellſchaft, welche zu Durchforſchung der Archive und Herausgabe aller urkundlichen Denkmäler des Königreichs ſich gebildet hat, darf zu ihren in jeder Beziehung ausgezeichnetſten Mitgliedern den Fürſten Belmonte zählen, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon in Rom machte. Ihm iſt vorzüglich die Aufſuchung und Bearbeitung der Urkunden aus der byzantiniſchen Kaiſerzeit zugefallen, was jeder Kenner für eine Arbeit erachten wird, die ihren Mann fordert. Nicht geringere Kenntniß hinſichtlich des Altgriechiſchen muß wohl als Herausgeber und Ergänzer mehrerer herkulanenſiſchen Rollen der Oberintendant des bourboniſchen Muſeums, Monſignore Scotti, Erzbiſchof von Theſſalonich, beſitzen. Iſt ſeine Gelehrſamkeit groß, ſo iſt ſeine unbeſchreibliche Liebenswürdigkeit noch größer, und beiden hält ſeine Anſpruchsloſigkeit die Wage, indem er mehrere

Bisthümer, zu deren Annahme der König ihn nöthigen wollte, ablehnte und nur mit Mühe dazu bewogen werden konnte, durch Ertheilung des Titels von Theſſalonich zu biſchöflicher Würde ſich erheben zu laſſen. Durch ihn bin ich auch auf die erwähnte Abhandlung des verſtorbenen Fergola aufmerkſam gemacht worden; er legte mir das Original derſelben vor, und ſeinem Bemühen verdankte ich am Tage vor meiner Abreiſe ein Exemplar dieſer Druckſchrift. Er war eine edle Seele in der reinſten und vollſten Bedeutung dieſes Wortes, ein frommer Prieſter, wie nur irgend einer, ein Gelehrter, der jedem Lande Ehre gemacht hätte.

Unter den Forſchern und Kennern der Alterthümer Neapels und der ganzen Gegend nimmt unſtreitig der Canonicus de Jorio den erſten Rang ein. Man dürfte ſagen, es befinde ſich am Poſilypp und bis hinaus auf das Cap Miſeno kein altes Gemäuer, was er nicht durchforſcht, unterſucht, zu erklären ſich bemüht, kein Stein, den er nicht umgekehrt hätte. Wer in und um Neapel ſich umſehen will, dem iſt ſeine Indicazione del piu rimarcabile in Napoli e contorni unentbehrlich. Ueberdem hat er einen Führer durch Pompeji, Unterſuchungen über den Serapistempel in Puzzuoli, Nachrichten über die herkulanenſiſchen Ausgrabungen, eine Beleuchtung der Reiſe des Aeneas in die Unterwelt und die eliſäiſchen Felder nach Virgil, und über manche andere Gegenſtände des Alterthums geſchrieben. Ich traf den liebenswürdigen Mann heiter und geiſtreich, obwohl an körperlichen Gebrechen ſchwer leidend, mitten in einer ausgeſuchten, zahlreichen Bibliothek ſitzend und gleichſam in ſein Ich verwachſen. Auch als Geiſtlicher macht er ſeinem Stand Ehre; wenigſtens ſind mir ſeine politiſch-moraliſchen Grundſätze für die chriſtliche Jugend ſehr gerühmt worden.

Mit ausgezeichneter Beleſenheit in den Kirchenvätern der erſten Jahrhunderte hat der Abbé Quadrari in einer Diſſertation die alberne Behauptung des bekannten Joſeph Potters,

in dessen „philosophischer, politischer und kritischer Geschichte des Christenthums und der christlichen Kirchen“ widerlegt: als hätte die ursprüngliche Kirche um die Dogmen wenig sich bekümmert, jeder Christ seine besondere Lehre gehabt, und eine solche, die von sämmtlichen Gläubigen anerkannt worden wäre, es gar nicht gegeben. — Ich erwähne dessen bloß als eines Beleges, daß es in Neapel nicht an Männern fehle, welche auf die Erscheinungen der neuern Literatur ein aufmerksames Auge haben und hinreichende wissenschaftliche Bildung besitzen, um, mit dieser ausgerüstet, wider die schönrednerische Flachheit aufzutreten.

Die Ahnung einer gewissen Gleichheit aller Menschen ruht, durch die einen minder erkannt, bei den andern klarer in das Bewußtsein hinaustretend, in der Brust beinahe eines jeden einzelnen. Sowohl diejenigen, welche in den Gesammtzuständen eine göttliche Weltordnung verehren, dabei in allen Sonderverhältnissen, somit auch in Bezug auf die ihrigen, und dieß nicht minder an sich, denn hinsichtlich der Beziehung derselben zu allem, was um sie her ist, einer göttlichen Leitung in demuthsvoller Unterwerfung huldigen, als ihrerseits diejenigen, welche in dem Menschengeschlecht nichts weiter erkennen, als einen auf dem Erdenrund umherkrabbelnden Atomenhaufen, legen auf Anerkennung dieser Gleichheit ein großes Gewicht. Beide mit Recht. Aber bei jenen hat dieselbe einen dynamischen Gehalt, diese möchten ihr mehr oder weniger eine materialistische Realität geben. Bei jenen wurzelt sie in der unzertrennbaren Verbindung des Menschengeschlechts mit Gott, dem Schöpfer, Erlöser und Heiligmacher, bei diesen wird sie unvermeidliches Ergebniß der immer weiter gehenden Abtrennung von Gott.

Das Wesen jener wahren, weil vor Gott giltigen Gleichheit kann nicht würdiger und richtiger bezeichnet werden, als

durch die Worte, welche der in allen Beziehungen so vortreffliche, aber von den Jesuitenfeinden bitter gehaßte Dauphin, Sohn Ludwigs XV und Vater jener drei letzten Könige von Frankreich, welche die Benennung „allerchristlichste“ für ihre Zierde hielten, an diese noch als Kinder richtete. Er hatte nämlich dieselben in die Taufregister seiner Pfarrkirche, mitten unter allen andern Neugebornen, je nach dem Zeitpunkte ihrer Geburt, einschreiben lassen, und sie bisweilen hieran erinnert: „Da stehen,“ sagte er zu ihnen, „euere Namen, untermischt unter diejenigen alles Volkes. Hieraus mögt ihr lernen, daß der Vorrang, den ihr genießet, nicht an euere Natur sich knüpft, denn dieser gemäß sind alle Menschen gleich. Eine wahre Verschiedenheit wird nur durch Tugend begründet. Wie leicht kann nicht das Kind eines Armen, dessen Name auf dem Verzeichniß dem eurigen nachsteht, vor Gottes Augen größer sein, als ihr in denjenigen des Volkes es je sein werdet.“

Diese Idee der Gleichheit hat durch die Menschen zu mancher Zeit auf verschiedenen Wegen in die Wirklichkeit eingeführt werden wollen; wie sehr sie aber auf denselben sich abmühen, sie wälzen doch nur den Stein des Sisyphus. Die einen haben das Menschengeschlecht in jenes mißgestaltete Traumbild unter wildem Sturm hineinzurasen sich unterwunden, ohne in ihrem Wahnsinn zu ahnen, daß sie vorerst die ganze Natur umkehren müßten. Und wo es ihnen auch theilweise gelungen ist, diese Gleichheit scheinbar aufzustellen, der Versuch hat der That nach in das Entgegengesetzte umgeschlagen. Sie haben zwar wohl, was gesellschaftlich höher stand, tiefer herabgedrückt; aber was tiefer stand, emporzuheben, dazu war ihre Fähigkeit unzureichend.

Andere haben einen minder gewaltsamen, aber eben so wenig zum Ziele führenden Weg eingeschlagen. Sie bemühen sich, nicht allein durch äußere Abzeichen für die Stunden des Beisammenseins, durch angelernte und alsdann in Anwendung gebrachte Formeln eine scheinbare Gleichheit sichtlich darzustellen, sondern vornehmlich durch bereitwilliges Aufgeben aller

entschieden ausgeprägten und in das Leben eintretenden Gestaltungen einer höhern Ueberzeugung, in allgemeiner Gleichgiltigkeit gegen solche und in matter Genügsamkeit mit demjenigen, was für den alltäglichen gemeinen Lebensverkehr ausreicht, eine innere Gleichheit flacher Princips- und Gemüthsarmuth hervorzurufen, und eine Verwirklichung der äußern hiedurch allmälig anzubahnen.

Allein längst vor jenen Stürmern und vor diesen Schleichern ist Gleichheit, in wie weit dieselbe auf Erden verwirklicht werden kann und darf, ins Leben eingeführt worden durch die Kirche, und zwar auf die mannigfaltigste Weise, in den vielartigsten Formen. Wäre man nicht so arg in den Wahn verstrickt, alles wahrhaft Große, Preiswürdige und Gedeihen Verbürgende wäre eigentlich am sichersten außer der Kirche, ja selbst im Gegensatz gegen dieselbe zu suchen; wollte man sich lediglich herbeilassen, so unendlich vieles, was durch sie geordnet und gefördert wird, bloß mit offenem Auge anzublicken, mit hellem Verstand zu prüfen, so könnte man sich bald überzeugen, daß sie vollkommen genügend gewähre, was man auf anderem Wege vergeblich zu erreichen sich bemühe; daß sie im Frieden und unter ordnungsgemäßem Gang in vollem Maße zu Stande bringe, was unter Sturm und Zerrüttung, bei einer von ihr abgekehrten Richtung nur höchst unvollständig sich erreichen lasse; daß sie darüberhin allem eine höhere Weihe ertheile, es in ganz andere, als bloß menschliche, irdische und zeitliche Beziehung setze.

Meint ihr aber, von Gleichheit sei dann nur zu sprechen, wenn es überhaupt keine in die Augen fallenden Vorzüge mehr gebe, wenn alles Höhere auf den Spiegel gemeinsamer Niederung zurückgeführt werde? Dieses Problem hat die Kirche ebenfalls gelöst; ihr allein wohnt die Kraft inne, nicht nur friedlich, sondern in doppelter Segenswirkung auch dieses zu lösen. Hiezu aber bedarf sie nicht eines Wohlfahrtsausschusses, nicht agrarischer Gesetze, nicht Proscriptionen; sie löst es fried-

lich, in freier, in freudiger Zustimmung aller, welche die hohe Bedeutung seiner Lösung erkennen; sie löst es durch den Lebensodem, der von ihr ausgeht, den wir Charitas nennen.

Gehe zu Rom in der heiligen Woche in die weiten Säle von Trinita bei Pellegrini, wo die Pilger der ganzen Welt in Schaaren sich drängen. Du siehst dort Gestalten in gleichmäßigem Gewande; wie die Dienerschaft eines hochbegüterten Hausherrn sind sie um diejenigen, welche es in heiliger Zeit nach den heiligen Stätten zieht, beschäftigt, die Füße ihnen zu waschen und zu trocknen, die Gerichte ihnen aufzutragen, bei Tisch sie zu bedienen. Sind es Bestellte des Hauses, denen solche Sorge obliegt? Ja, es ist die Dienerschaft des Herrn aller Herrn, der hier in seiner Wohnung Gäste beherbergt; in ihrer Verrichtung tragen sie ein und dasselbe Gewand, sind sie alle vollkommen sich gleich. Draußen aber schmückt den einen der Purpur, indeß der andere bescheiden in seinem Schurzfell durch die Straßen wandelt; dieser trägt den Fürstenhut, jener erscheint morgen vielleicht als Taglöhner an dessen Palast. So findest du in ähnlicher Gleichstellung zum Werke christlicher Liebe die „Brüder des heiligen Johannes des Enthaupteten," welche den zum Tode Verurtheilten im Gefängniß besuchen, in seiner zweifachen Angst ihn trösten, durch mildernde Theilnahme den schweren Gang zur Richtstätte ihm erleichtern, und durch gesammelte Almosen in den Straßen so seiner Seele, als seiner Hinterlassenen gedenken. Gehe nach Florenz! Auch dort findest du Priester und Laien, Vornehme und Geringe, in vollkommen äußerer Gleichstellung als Fratelli della misericordia zu verwandtem Liebesdienst vereinigt, um nämlich in stets bereiter Hilfsleistung jedem plötzlich Verunglückten beizustehen. Gehe in andere Städte, du wirst von Aehnlichem erfahren.

Ich habe zu Rom manchmal am späten Abende Züge von Singenden unter meinen Fenstern vorüber wandeln gehört, und wenn ich schaute, was es wäre, sah ich eine größere oder kleinere Zahl junger Leute, von einem oder zwei älteren begleitet. Der kirchliche Klang war unter aller Disharmonie nicht zu verkennen. Ich erfuhr nachher, es wären dieses junge Leute, welche eine Abendschule besuchten, und immer auf solche Weise unter Aufsicht nach Hause giengen; mittelst dieser Fürsorge werde das Herumschwärmen auf der Straße und alle Anwandlung zu Unfug am sichersten verhütet. Da, wo über das Schulwesen am redseligsten geschrieben wird, begnügt man sich, daß die Schule bestehe, ohne zu ahnen, daß dieselbe oft nur der Ausgangspunkt für manche Rohheit und Unsittlichkeit sei, und ohne auf Mittel, wie diesem könne vorgebeugt werden, zu sinnen oder solche ausfindig zu machen. Hier aber in Rom bemüht man sich zugleich darauf Bedacht zu nehmen, daß nicht auf der einen Seite Gutes erzielt, auf der andern aber weit Schlimmeres befördert werde.

Man gefällt sich darin, Italien, den Kirchenstaat zuvörderst, als ein Land zu denken, in welchem alle Aufmerksamkeit nur der Kirche zugewendet, aller Werth nur auf deren Besuch und auf Feste in derselben gelegt sei, selbst auf die nothdürftigste Bildung der unteren Classen durchaus Niemand Bedacht nehme, dieß gänzlich dem Zufall überlassen bleibe. Wer aber da und dort über dergleichen Dinge Nachfrage halten, wer in Bezug auf Rom in der zweiten Auflage der aus den gründlichsten Nachforschungen und den bewährtesten Quellen hervorgegangenen Schrift des Prälaten Morichini, jetzigen Nuntius zu München, Degl' istituti di publica carità ed istruzione primaria e delle prigioni in Roma, sich umsehen will, der wird auch hierüber bald zu einer andern Uberzeugung gelangen. Freilich eine Sache findet man in ganz Italien, eine andere aber in Rom durchweg nicht: zunächst hat man dort keinen Begriff von einer Schule, die wider die Kirche sich erhebt, von Schulmeister-

Seminarien, die durch ihre Zöglinge, wenn nicht Zweifel, so doch Gleichgültigkeit gegen höhere Wahrheiten, gegen die Satzungen, Vorschriften und Uebungen der Kirche unter dem Volk verbreiten, wenn nicht sollen, so doch unabwendbar werden. Da hört man nicht die Sprache, die ich so hundertmal von Landleuten gehört habe, die damit bloß etwas ganz Natürliches und von selbst sich Verstehendes auszudrücken meinten: „Wenn mein Kind in der Schule nur schreiben und rechnen lernt, damit ist der Zweck erfüllt;“ gleich als ob dasjenige, was auf das Christenthum Bezug hätte und was damals reglementarisch noch Hauptsache der Schule war, so viel als keiner Beachtung werth wäre. Das andere, was wenigstens im südlichen Italien nicht gefunden wird, ist der Schulzwang.

In Roms niedern Schulen lernen die Kinder zwar auch lesen und schreiben; aber, da die Anstalten insgesammt unter der unmittelbaren Aufsicht und Leitung der Kirche stehen, größtentheils aus dieser hervorgegangen sind, wird in ihnen die vielgepriesene Verstandesentwicklung, die nur allzuhäufig in mechanische Abrichterei umschlägt, der religiösen und moralischen Bildung untergeordnet. Der vorherrschende Standpunkt, von dem aus die Schulen beurtheilt und gewürdigt werden, ist derjenige, daß sie Pflanzstätten des Christenthums und zwar desjenigen Christenthums seien, wie die katholische Kirche dasselbe lehrt und übt. Deßwegen wird nicht ausschließlich nach der Tüchtigkeit des Lehrers zur Mittheilung jener Kunstfertigkeiten gefragt, sondern ebensogroße Aufmerksamkeit seiner sittlichen Befähigung zugewendet.

Seit Joseph Calasanz im Jahr 1597 die „Väter der frommen Schulen“ gestiftet, hat es weder zu Rom, noch im Kirchenstaat an Schulen für die unteren Volksklassen gefehlt, und Päpste haben vielfach auf dieselben ihr Augenmerk gerichtet, durch Erlasse und materielles Beistehen ihrer sich angenommen. Diese Väter unterrichteten im Jahr 1840 ohngefähr 15,000 Kinder beiderlei Geschlechts. Neben dem, was in vielfacher

Weise von der Kirche ausgeht, wird durch die Privatwohlthätigkeit für Armenschulen, für Kleinkinderschulen u. dgl. Vieles gethan. So gründete im Jahr 1826 der Fürst Massimo eine Schule für 64 arme Kinder mit einer Lehrerbesoldung von 150 Scudi; eine andere wurde dreizehn Jahre später durch die Fürstin Borgheſe (wie denn dieſer Name an alles, was zu Rom christlich Wohlthätiges gewirkt wird, unzertrennlich ſich knüpft) geſtiftet. In der Regel begnügt ſich die christliche Liebe nicht mit der einmal ausgeworfenen Gabe, ſondern es iſt, als legte ſie mit derſelben zugleich die Verpflichtung ſich auf, in fortwährender Fürſorge zu wachen, daß der gepflanzte Baum ſeine reichlichen und geſunden Früchte trage. Dann beſtehen Kloſterſchulen, d. h. nicht einzig bloß ſolche, wo junge Leute zur Erziehung in die Gotteshäuſer aufgenommen, ſondern die von armen Kindern beſucht werden. Die Frauen des kleinen Klöſterleins von San Giuſeppe am Campo Vaccino (meiſtens franzöſiſche Nonnen) führten mich in die ihrige, in welcher etwa dreißig Kinder, augenfällig ganz armen Eltern angehörend, im Leſen, Schreiben, Stricken unterrichtet werden.

Es kann ſein, daß nicht überall auf den Dörfern regelmäßig geordnete Schulen beſtehen. Aber man hat mich verſichert, daß auch da manchen Orts die freiwillige Liebe erſetze, was das organiſirende Geſetz außer Acht laſſe. Manchmal ſei es der Pfarrer des Orts, welcher auf ſolche Weiſe einen Theil ſeiner Muße zum Beſten der heranwachſenden Pfarrkinder verwende.

Wir finden in allen Ländern deutſcher Zunge Schulgeſetze, Schulorganiſationen, Schulvorſchriften, Schulbehörden, Schulberathungen, Schulſtrafen, Schulprämien, Schulzeitungen, Schulbücher, Schulmittel in Hülle und Fülle, alſo daß wir ein wahres Schulvolk können genannt werden und meinen, wie die ſeligen Götter auf das ärmliche Treiben der Sterblichen in ſtolzem Wohlbehagen, ſo aus unſerm Schul-Olymp auf die bodenloſe Schul-Miſere anderer Länder und Völker herabſchauen zu können.

Wir haben Recht, sofern es auf's Gesetzgeben, Zwingen, Rathen, Schreiben, Reden, Drucken und Lesen ankömmt. Wie steht es aber, wenn man nach dem Handeln, Eingreifen, Fürsorgen fragt? Welche Seitenbilder haben wir in dieser Beziehung neben denjenigen aufzustellen, welche Mittermaier in seinen italienischen Zuständen anführt? Wo sind die Seitenbilder z. B. zu jener Gräfin Tornielli-Bellini zu Novara, welche im Jahr 1833 zu Gründung eines Instituts, um Knaben und Mädchen theoretisch und praktisch in Gewerben zu unterrichten, 400,000 Lire hergegeben hat; zu jenem Falliola in Mailand, der 50,000 Lire zu Gründung einer Knabenschule auf einmal beitrug; zu jenen wenig wohlhabenden Landleuten, die eine nicht viel geringere Summe zu Stiftung einer Schule an der großen Seidenfabrik zu Aglie, auf der Insel Sardinien, in kurzer Zeit zusammenbrachten? Reden und Thun, man sieht es auch hier, sind zweierlei Dinge. Wie aber der Sinn ächt christlicher Wohlthätigkeit nur durch die Kirche angeregt wird, so wird er in seiner schönsten Wirksamkeit erhalten einzig durch dasjenige, was zu derselben in der engsten Beziehung steht.

Ich sage nichts Unbegründetes, wenn ich die Charitas den Lebenshauch der katholischen Kirche nenne, der, von ihr ausströmend, alle ihre wahren Glieder durchdringt. Es erzeugt zwar immer böses Blut, wenn man dieses Capitel berührt und so lange man keine Zahlen vorführt, glaubt man sich berechtigt, auf eine mindestens ebenso große Neigung zu Wohlthätigkeit außerhalb der katholischen Kirche pochen zu können. Zahlen lösen aber jeden Zweifel, vor ihren zerrinnt jeder Dunst. Der Freiherr Heinrich von Andlaw hat in seiner Schrift: „Ueber die Stiftungen im Großherzogthum Baden," in sehr einläßlicher Mittheilung nachgewiesen, daß in dem Zeitraum, welcher die letzten fünf Monate des Jahres 1834 bis Ende 1844 umfaßt,

für Kirche, Schule, Almosen und besondere Wohlthätigkeitsanstalten in den katholischen Landestheilen des Großherzogthums 552,793 fl. 36 kr., in den protestantischen dagegen für gleiche Zwecke in dem nämlichen Zeitraum nur 145,513 fl. 36 kr. seien gestiftet worden, in jenen also, wenn wir das Verhältniß der Bevölkerung wie 2: 1 in Anschlag bringen, beinahe das Doppelte. Billigermaßen dürfen die durchaus verschiedenen Verhältnisse nicht übersehen werden, wenn sich ergibt, daß zu ersterer Summe 108,529 fl. 8 kr. durch Geistliche, zu letzterer hingegen durch ebensolche bloß 2654 fl. 44. kr. beigetragen wurden.

Hier haben wir trockene Zahlen, die Angabe materieller Mittel, deren Umfang noch lange nicht den eigentlichen Werth eines dargebrachten Opfers bestimmt. Ist doch die Widmung einer größern oder geringeren Geldsumme zu irgend einem Zwecke der Wohlthätigkeit bei weitem nicht die edelste Frucht, die reinste Blüthe jenes von Christo ausgehenden Lebenshauches. Eine Geldsumme kann der Reiche geben, ohne von jener Charitas nur im mindesten angeweht zu sein. Ist der Wechsel ausgestellt, honorirt, die Ausgabe gehörig zu Buch gebracht, dann ist das Geschäft, wie jedes andere, abgemacht. Die Charitas, die wahre christliche Liebe, betrachtet dieses nur als Grundsteinlegung zu einem Gebäude; sie weiß, daß hiemit dasselbe noch nicht aufgeführt ist, und selbst aufgeführt, es der Fürsorge noch fortwährend bedarf; ja daß dieser, ist auch der Grundstein durch andere vor langer Zeit schon gelegt worden, nicht geringeres Verdienst gebührt, als demjenigen, welcher diesen gelegt hat.

Wollen wir den Umfang, wollen wir die vielartige Verzweigung, wollen wir die andauernde und in die zartesten Organe des menschlichen Gesammtkörpers auslaufende Fürsorge dieser Charitas kennen lernen, wie Rom auch in dieser als Weltstadt, als Mittelpunkt der Christenheit sich darstellt: so dürfen wir nur Morichini's oben erwähntes Werk zur Hand nehmen und mit der erforderlicher Aufmerksamkeit dasselbe lesen. Da sehen wir

vor allen Dingen (wie es auch nicht als Verdienst, sondern als Verpflichtung anerkannt werden muß) die Oberhäupter der Kirche in ihrer zweifachen Eigenschaft, als solche und als weltliche Herren Roms, mit ihrem Beispiel zu aller Zeit darin voranleuchten, daß sie wohlthätige Anstalten sowohl zu stiften oder auszustatten, als die bestehenden zu erweitern, oder denselben ihre fürsorglichste Aufmerksamkeit zu widmen beflissen waren. Aber auch an die Staatseinkünfte ist der Armuth ein Anspruch, wenn nicht durch das Gesetz, so durch die anmuthigere und darum nicht minder bindende Vorschrift des Herkommens eingeräumt. Diesem nach werden jährlich 30,000 Scudi von dem Ertrag des Lotto's zu Almosen verwendet, woraus 3855 Personen täglich, 375 monatlich, 1040 in dringlichen Fällen Unterstützung in Jahresfrist erhalten haben. Binnen zwei Jahren sind in Rom aus Stiftungen und Staatseinkünften an Arme 648,128 Scudi vertheilt worden.

Allein dieß alles läßt sich mit klingenden Metallstücken abthun. Dürfen wir darin das Hervortreten der Menschenfreundlichkeit, der Mildthätigkeit, der christlichen Liebe zwar nicht verkennen, so findet diese doch andere Weisen, in denen sie, ihrer zärtern Natur nach, nicht äußere Hilfsmittel, sondern sich selbst einzusetzen im Fall ist. Nach beiden Seiten darf, ja muß Rom den Namen der Hauptstadt der Christenheit im vollsten Maße in Anspruch nehmen; nach der einen Seite zeigt es uns seine umfangreichen, wohlbedachten Stiftungen in Spitälern, Waisenhäusern, Pilgerherbergen für alle Nationen und Stände, Anstalten für jedem Bedarf und zu jeder Hilfleistung, wie für Blinde, Taubstumme, sonst körperlich Gebrechliche, zur Rettung für gefallene, zur Bewahrung für verlassene Mädchen u. s. w.; nach der andern Seite stellt es uns, neben der Fürsorge um jeglichen Bedarf der Nothleidenden, diejenige für die eigentliche Pflege, und zwar die geistliche, wie die leibliche, der Bedürftigen dar; nämlich seine Vereine, um Kranke in ihren Häusern zu verpflegen, seine Bruderschaften zum Besuch

der Gefangenen, zur Besorgung der Entlassenen, zur Tröstung der Verurtheilten, zu Erweisung christlicher Liebe an Verstorbenen. Da lautet es nicht nur als allgemeine Empfehlung wohlgesinnter Hilfsbereitwilligkeit, sondern jenes Wort wird in seinen besondersten Beziehungen aufgefaßt und verwirklicht: „Ich war hungernd und ihr reichtet mir Speise; ich war durstend und ihr gabet mir zu trinken; ich war ein Fremdling und ihr nahmet mich auf; ich war krank und ihr besuchtet mich; ich war im Kerker und ihr seid zu mir gekommen!“

Aus welcher Zeit und wo hättet ihr eine Einrichtung aufzuweisen, die derjenigen der Bruderschaft von Mariens Verkündigung in Rom gleich käme? Ihrer Entstehung nach reicht sie in jene Zeiten hinauf, in welchen der bald nachher so schmählich herabgewürdigte „werkthätige“ Glaube so vielerlei Großartiges hervorrief, wie er früher gethan hatte und später fortwährend noch that. Ihrer segensreichen Wirksamkeit nach knüpft auch diese besondere Gewohnheit ausschließlich wieder an Rom sich an. Nun, daß bei solennen Anlässen im Lebenslaufe fürstlicher Häuser, in das Festprogramm die Ausstattung armer Mädchen als Beigabe der Bewährung allerhöchster Huld aufgenommen wird, gilt nicht als etwas ganz Ungewöhnliches; ist aber die Festlichkeit verrauscht, so mag zugewartet werden, wen die göttliche Gnade für die Rückkehr einer zweiten aufspare. Nicht so in Rom, wo durch die jährliche Wiederkehr des kirchlichen Festes diejenige des daran geknüpften Rosenfestes verbürgt wird. Und auch hier wieder, wo diese anmuthige Veranstaltung in die still und geräuschlos wirkende Kirche verwachsen ist, wie anders als dort, wo sie nur als Erweiterung und Verschönerung des Hoffestes gelten kann und zu einem agreablen Zuwachs zu den übrigen Decorationen dient? Dort werden der Ausgestatteten alljährlich mehre Hunderte, als hier nach langem, oft

sehr langem Zeitverlauf Dutzende gezählt. Da ziehen sie, ein langes Reihenpaar, mit dem bräutlichen Kranz in den Locken und im Gewande der Unschuld am Tage der jungfräulichen Beschirmerin durch die Hallen der Kirche zu den Füßen des segnenden Vaters, ihm zu danken für die ansehnliche Mitgift aus der im Verlauf der Jahrhunderte reich gewordenen Stiftung, an welche niemals ein weltliches Schirmrecht oder ein jus inspectionis oder ein jus cavendi oder was immer sie auf ihren Kathedern oder in ihren Schreiberstuben als ihr Jus mögen ausgeheckt haben, gleich einer ausmergelnden Schmarotzerpflanze sich angeklammert hat. Würde aber die Kirche glauben können, mit dieser Vertheilung geprägten Silbers ihrer Fürsorge genügt, eine wesentliche Wohlthat erwiesen zu haben? Nein! Ihrem tiefsten Wesen gemäß sind diese Silberstücke nur das vor der Welt geltende Zeichen, daß sie jene in zärterer, umfassenderer Weise den also Begabten längst schon angedeihen lassen, sie derselben würdig erfunden habe. Denn nicht nach Zufall oder höchstens auf bloßen, von der Gunst des Augenblicks abhängenden Ausspruch werden diese aus der Zahl ihrer Altersgefährtinnen herausgehoben, sondern seit Jahren sind sie beobachtet worden, müssen über ihren Wandel fortlaufende Zeugnisse vor Augen liegen, spornt und zügelt die Aussicht auf Auszeichnung und Begabung auch diejenigen, welche die Zahl derer, die zu derselben können aufgenommen werden, überschreitet.

Viel Aehnliches hat unser Jahrhundert in manchen andern Städten entstehen, aufblühen, erstarken gesehen. Neben vielem Eiteln, Gehaltlosen, Verwerflichen, was unser Zeitalter erzeugt und großgezogen hat, was es anpreist und worauf es stolz ist, ohne daß dessen Gehalt edlen Metalles wäre, läßt sich ein weitverbreitetes Bestreben, der Noth zu steuern, den Bedürftigen beizustehen, das Elend zu mildern, läßt sich, neben theilweise entsetzlicher Härte, eine gewisse Weichheit der Gesinnung in edlerer Bedeutung, eine Zartheit der Gefühle, die in vielfacher

Gestaltung in die That überzugehen sich bestrebt, nicht miß-kennen. Wäre jeder Fortschritt in seinen Beweggründen so tadelfrei, zu seinen Zwecken so lauter, in seinen Wirkungen so beifallswerth, dann dürfte mit vollem Recht jeder ein Feind des Menschengeschlechts genannt werden, welcher derartigem Fortschritt sich nicht anschließen wollte. Was aber in solcher Beziehung irgendwo ins Leben gerufen worden ist, was irgend eines Ortes Anerkennung verdient, wenn es auch, bei vor-handenen reichern Hilfsmitteln, ähnliches, was Rom aufzu-weisen hat, überragt, diesem gebührt doch darin der Vor-rang, daß längst schon solches dort bestand, bevor anderwärts nur der Gedanke daran rege wurde.

Unter Roms zahlreichen Anstalten ragen zwei weit über alle andern empor. Die erste ist der Spital von San Spirito, Innocenz des Dritten großartige und noch jetzt nirgends in der Welt übertroffene Stiftung, indem sie von dort an Gegenstand der Fürsorge aller seiner Nachfolger geworden ist.

San Spirito liegt jenseits der Tiber, unfern von St. Peter. Wohl mag manche kleine Stadt sich finden, deren Umfang dem Complex aller Gebäude, die zu demselben gehören, nicht gleich kommt, an Zahl der Bewohner ihm weit nachsteht. Noch ist die ursprüngliche Bestimmung, welcher gleichzeitiger Sage nach das Spital seine Gründung verdankt: Aufnahme, Ver-pflegung und Erziehung von Findelkindern, neben der andern, Wartung der Kranken, Hauptzweck desselben. Aber diesem schließen noch mehrere verwandte Zwecke sich an, wie denn eine Jahreseinnahme von 90,000 römischen Thalern (222,500 rheinischen Gulden) dergleichen wohl möglich macht. Ein Be-griff der Großartigkeit dieser Anstalt läßt sich schon daraus gewinnen, wenn man weiß, daß in dem vorigen Jahrzehend des laufenden Jahrhunderts die Zahl der Aufgenommenen nach

seinen beiden Hauptzweigen an Kindern 31,689 und an Kranken 134,916 betrug, also einzig von diesen in jährlichem Durchschnitt 13,491, was auf den einzelnen Tag 370 brächte.

Wie hoch, wie räumlich, wie heiter und luftig die Krankensäle der berühmtesten Spitäler Italiens sind, z. B. diejenigen des großen Spitals in Mailand oder des zu Modena unter Besorgung der barmherzigen Schwestern, sie alle werden von denjenigen in San Spirito in jeder Beziehung übertroffen. Da ich in dergleichen Anstalten nichts lernen kann, so hat eine gewisse Scheu, Kranke und Leidende zum Gegenstand bloßer Neugierde zu machen, und die Besorgniß, sie hiedurch in ihren innersten Empfindungen zu verletzen, von der Wanderung durch Krankensäle von jeher mich abgehalten. Ich begnügte mich, hier von der Thüre aus in einen der geräumigsten Säle hineinzublicken und war erstaunt über die Größe desselben. Die Apotheke des Hauses steht zu der Anstalt in übereinstimmendem Verhältniß.

Die andere große Anstalt, in ihrem Innern noch merkwürdiger und eine unendlich größere Mannigfaltigkeit des Sehenswerthen darbietend, ist das „Apostolische Hospitium von San Michele a Ripa" (am Ufer der Tiber), 334 französische Meter oder 1750 römische Palmen lang, 80 Meter tief und 3 Stockwerke hoch, mit acht Höfen und drei Kirchen und einer Einwohnerzahl von nahe an tausend Personen. Dasselbe steht unter der speciellen Aufsicht des Cardinals Tosti, als apostolischen Visitators; ihm verdankt es seinen gegenwärtigen blühenden Zustand, nachdem es unter den Stürmen der Revolution gewaltige Erschütterungen erlitten hatte.

San Michele hat eine doppelte Bestimmung; es ist Waisenhaus und Versorgungsanstalt für Betagte zugleich; in jenem werden 220 Knaben und 270 Mädchen erzogen, in dieser 125 Greise und ebensoviele alte Frauen verpflegt. Knaben können mit dem eilften Jahr eintreten und bleiben bis zum 20sten, wo sie mit einer Aussteuer von 30 Scudi, meistens aber mit

einer ansehnlicheren erworbenen Summe austreten. Auch bei der Erziehung und Ausbildung der Mädchen wird, wie schon früher von den Knaben erwähnt worden, besondere Rücksicht auf den Gesang genommen, damit sie desto eher Aufnahme in den Klöstern finden. Ich wurde bei meinem zweiten Besuch Roms in der Capelle der Mädchen durch einen Gesang überrascht, welcher unbestritten zu dem Vollendetsten gezählt werden durfte, was ich in dieser Weise je gehört habe. — Jedes austretende Mädchen erhält 100 Scudi Aussteuer zu seiner Verheirathung, 200 zum Eintritt in ein Kloster.

Den ersten Keim dieser wahrhaft großartigen Anstalt müssen wir in der christlichen Liebe des Prälaten Thomas Odescalchi suchen, welcher unter dem Pontificat Innocenz X verlassene und herumschweifende Kinder zu St. Galla vereinigte, und sie in der Religion und zu Handwerken erziehen ließ. Sein Verwandter, Papst Innocenz XI, unterstützte ihn in Erbauung eines eigenen Hauses zu diesem Zweck auf eben dem Grund, auf welchem der jetzige Riesenbau steht; im Jahr 1686 wurde dasselbe vollendet. Mehr als ein Jahrhundert früher hatte Leonhard Cerusi, mit dem Zunamen der Gelehrte, eine ähnliche Stiftung gemacht. Bei dieser waren zwar die jungen Leute in einer Wohnung vereinigt, wurden aber zu Erlernung von Handwerken täglich in die verschiedenen Werkstätten der Stadt geschickt. Innocenz XII faßte die günstige Lage der Odescalchischen Stiftung ins Auge, und sah sich bewogen, die zweckverwandte von Cerusi damit zu vereinigen, die Zahl der aufzunehmenden Knaben aber auf 300 zu erhöhen; für die Betagten beiderlei Geschlechts und die Mädchen bestimmte er den lateranensischen Palast. Noch größere Erweiterungen verdankte San Michele Papst Clemens XI, auch Clemens XII fügte Einiges bei. Pius VI vollführte Clemens XI Absicht, die Waisenmädchen, welche bisher immer im Lateran gewohnt hatten, ebenfalls in San Michele unterzubringen. Daher erhielt der Bau durch ihn eine ansehnliche Erweiterung.

Es gibt kein Handwerk, das in Werkstätten getrieben werden kann, und keine Kunst, welche der Zögling, je nach Neigung, Anlage, Talent, nicht in dem Hause selbst aufs beste erlernen könnte. Alles z. B., was in das Wollgewerbe einschlägt; die rohe Wolle kommt in das Haus und geht als vollständig verarbeitete Uniformen für das päpstliche Militär heraus; ebenso ist es mit der Seide, die als Kleidung der verschiedensten Art das Haus wieder verläßt. Das Ausgezeichnetste aber sind die Lehranstalten für alles, was auf die bildenden Künste Bezug hat. Der Unterricht im Zeichnen jeglicher Art, Geometrie, Perspective, Anatomie, Sculptur, Architectur kann vollständiger, umfassender und erfolgreicher wohl kaum irgendwo ertheilt werden als in San Michele; bis zu welcher Vollkommenheit, dafür kann es keinen überzeugenderen Beweis geben, als die Thatsache, daß die berühmtesten Kupferstecher zu Paris, Rom und Neapel Zöglinge von San Michele sind. Unter den Zimmern des Cardinals ist ein ziemlich geräumiges mit Kupferstichen von Zöglingen des Hauses ganz ausgeschmückt, gleichwie eine Reihe schöner Sculpturen in dem Corridor Arbeiten von ihnen sind.

Daß überhaupt auch für das Leibliche bestens gesorgt sein müsse, war daraus wahrzunehmen, daß in dem Refectorium der Knaben jeder sein eigenes Tellertuch hatte und vor jedem Gedeck ein Fläschchen Wein und ein schönes weißes Brödchen lag.

Zwei Thatsachen, die beinahe aus allen Ländern alljährlich in Zahlen uns vor Augen treten, und deren Vorwärtsschreiten ebensowenig kann geläugnet, als deren Vorhandensein muß beklagt werden, sollten den wärmsten Lobredner unserer hohen Cultur und Verfeinerung bald überzeugen, daß dieselben dennoch ihre bedenklichen Seiten darböten; dieß um so mehr, als oftmals deren Entwicklung für so vollkommener gehalten wird, je

mehr es ihnen gelingt, dasjenige zu beseitigen oder doch kraftlos zu machen, was gegen jene Uebel, zum allein wirksamen Vorbeugungs- oder Heilmittel werden könnte. Je mehr nämlich die Menschen mit allen ihnen innewohnenden Kräften nach materiellen Gütern und Genüssen jagen; je weniger die Religion in den ganzen Gang und in alle Thätigkeit des Lebens eines Menschen sich verpflicht, desto häufiger werden Seelenstörungen und Selbstmorde vorkommen. Diese beklagenswerthen Erscheinungen der einen und der andern Art zeigen sich in Italien weit weniger als in andern Ländern. Morichini lehrt uns, daß die Zahl der Geisteskranken im Kirchenstaat auf 722 ansteige, immerhin eine große Zahl, wenn wir mit unsern Vergleichungen um fünfhundert Jahre zurückgehen; eine kleine, wenn wir andere Länder gegenüberstellen. Bei derselben würde es, die Einwohnerzahl des Kirchenstaats zu 2,734,000 Köpfen gerechnet, ein Individuum auf nicht volle 4000 treffen.

Eben so gering, im Vergleich zu andern Ländern, ist die Anzahl der Selbstmorde. Deren sind binnen vier Jahren in Rom bloß 28 vorgefallen, und unter diesen betrafen die meisten Fremde. Im übrigen Kirchenstaat kennt man dergleichen traurige Vorfälle kaum. Dagegen sind wir in manchen Theilen Europa's dahin gekommen, daß wir, wenn bei einer Stadt von 160,000 Einwohner von sieben Selbstmorden des Jahres gesprochen wird, das Wörtchen nur dazu setzen.

Zu Erklärung des Unterschiedes, welcher in dieser Beziehung zwischen nördlichen und südlichen Völkern herrscht, zieht man vielerlei Ursachen herbei, unter denen eine einzige, aber zunächst liegende, am wenigsten in Anschlag gebracht werden kann. Namentlich wird dem Himmelsstrich, dem hellen Sonnenschein, der reinen Luft, der freiern Bewegung in diesen auf der einen Seite ebensoviel, als auf der andern dem Mangel hieran zugeschrieben. Dabei vergißt man, daß vor einem halben Jahrtausend dieß alles ebenso sich verhielt, wie noch heutzutage, daß aber in jener Zeit solche traurige Verirrungen unter dem

einen Himmelsstrich so wenig vorkamen, als unter dem andern. Ferner könnte man dessen gedenken, daß zur Zeit der Imperatoren-Herrschaft Himmel, Sonne und Luft über Italien die gleichen waren, wie in unsern Tagen, hingegen gerade damals Selbstmorde häufig genug vorkamen; während umgekehrt zu der gleichen Zeit unter den Bewohnern der nördlich gelegenen Länder, die wahrscheinlich eines minder günstigen Climas sich erfreuten, als gegenwärtig, dieselben unerhört waren.

Auf weit tiefer liegende Ursachen bin ich in Neapel nicht bloß von einem, sondern von mehreren meiner Landsleute aufmerksam gemacht worden. Dort befinden sich in dem Dienste des Königs vier Schweizerregimenter. Der Raum, auf welchem dieselben sich rekrutiren, ist verhältnißmäßig ein sehr kleiner, welcher besondere climatische Verschiedenheiten nicht darbietet. Aber der eine Theil dieser Leute besteht aus Katholiken, der andere aus Protestanten. Nun bestätigt häufige Erfahrung mancher Jahre, daß unter den letzteren ungleich mehr Selbstmorde vorkommen als unter den ersteren. Will man auch die Sache der Wirkung des Weines zuschreiben, welcher, allzu reichlich getrunken, den Fremdling mehr dumpf als fröhlich macht: so ist damit wohl das Auffallende an sich, nicht aber das immer merkwürdig bleibende Verhältniß erklärt. Die Geistlichen der Regimenter wissen aber, daß katholische Soldaten von dergleichen Anwandlungen ebensowohl beschlichen werden, als protestantische; daß jene hingegen, entweder durch sich selbst oder unter ihrem Beistand, derselben weit leichter Meister werden.

Allen mir näher bekannt gewordenen war der unwiderrufliche Vorsatz bekannt, am 22. Juni von Rom abreisen zu wollen. Welch anderer Vorsatz aber eben so fest, seiner Ausführung, so anders nicht die mächtigsten Hindernisse dawider

sich aufthürmen würden, ebenso nahe stand, ahnte Niemand. Hätte ich es der durch meinen Lebenslauf sich hindurch ziehenden Führung, der immer deutlicher gewordenen Winke, der immer klarer sich entwickelnden Ueberzeugung entgegen, durchgesetzt, aus Rom heimzukehren, ohne vor der Menschen Augen sichtbar werden zu lassen, was in so langer Vorbereitung im Innern endlich zur Reife gelangt war: dann gewiß wäre, ich bin dessen fest überzeugt, die Rückerinnerung an die ewige Stadt mir nachher ebenso peinlich geworden, als mir jetzt in derselben der heiterste und freundlichste Stern meines Lebens blinkt. Des Psalmisten Wort möchte ich auf dasselbe anwenden: „Könnt ich deiner vergessen, Jerusalem, so müßte ich meiner Rechten vergessen."

Wäre es mir möglich gewesen, bald nach dem 19. März 1841 in die Kirche zurückzukehren, wozu es an hie und da kund gewordenen Wünschen und Erwartungen nicht fehlte, und was damals vielleicht weniger befremdet hätte, als drei Jahre später, so hätte selbst bei vollkommen gleicher innerer Gewißheit dennoch bisweilen die Frage sich aufdringen mögen: ob Mißstimmung, Unwille, wenn ich so sagen soll, eine Art von Trotz, hieran nicht ebensoviel Theil hätte haben können, als volle Ueberzeugung, klare Einsicht, unabweisliches Verlangen? Diese waren damals in dem Umfange, wie sie zu unbedingter Hingabe an die Kirche unerläßlich sind, noch nicht vorhanden und konnten in der Art, wie sie unter fortschreitender Entwicklung nach drei Jahren gewonnen worden, auch noch nicht vorhanden sein. Eine Rückkehr in die Kirche zu jener Zeit wäre im Grund mehr ein Tausch der sichtbaren Verhältnisse, als die Frucht der alles umfassenden, darum allein genügenden Erkenntniß gewesen. Das hätte mir nie zusagen können. Wer bloß in allmälig erwachendem Verlangen, sei es nun aus gänzlicher Gleichgiltigkeit, sei es aus Ahnung der Mangelhaftigkeit des bisher Besessenen, heraus- und zu dem Genügenderen, Befriedigenderen, Vollkommneren hingezogen wird, der kann und muß bei andern

nach Belehrung sich umsehen, die ihn, so rückwärts in das, was er verlassen, als vorwärts in das, was er sich aneignen möchte, hineinblicken zu können befähigte. Neben diesen denn mag es einzelne geben, die vermöge ihres Lebensganges, ihrer Bildungsstufe und ihrer Persönlichkeit diesen Weg unmöglich betreten, auf diese Hilfe sich nicht beschränken dürfen, zumal wenn sie erst in gereiften Jahren als Glieder der Kirche sich darstellen wollen. Solche müssen, so sie mit gutem Gewissen Aufnahme in die Kirche begehren wollen, in sich selbst die Schule durchgemacht, in sich selbst das Für und Wider reiflich erörtert haben, so daß sie nebendem nur noch der Erkräftigung und Befestigung bedürfen. In solchem Falle befand ich mich; solcher Gang ist nicht sowohl durch mich erwählt, als mir vorgezeichnet worden, als der einzig mögliche, auf welchem ich zum Ziele endlich gelangen könne.

Das andere Hauptmoment gieng hervor aus einer gegenüber stehenden Gewißheit. Ich dürfte den verstocktesten Gegner, den böswilligsten Widersacher, mit der reinsten Zuversicht auffordern, irgendwelchen, auch nur scheinbaren zeitlichen Vortheil herauszucalculiren, welcher aus der Rückkehr in die Kirche mir sich darbieten konnte. Ich bin sicher, daß es auch dem angestrengtesten Scharfsinn, ohne meilenweit über die Bahn der Ehrlichkeit und Wahrheit hinauszutreten, rein unmöglich wäre, einen solchen zu erspähen; er müßte denn den unfehlbaren Erfolg in Anschlag bringen, das seit langem schon bei manchen Personen erworbene Wohlwollen mir dadurch unzweifelhafter zu sichern. Hätte das eigene Bewußtsein außer diesem auch nur den leisesten Schimmer von zeitlichen Vortheilen mir entgegengehalten können, wahrlich, ich würde weit mehr gezaudert, hierin ein weit größeres Hinderniß gefunden haben, als in jederlei, aus anerkennenswerthen, aber doch bloß menschlichen Rücksichten hervorgehender Einwendung meiner Frau oder der mir am nächsten Stehenden.

Selten habe ich in entscheidenden Augenblicken, unter tief-

greifenden Verumständungen mir die Folgen verhehlt, welche ein Auftreten nach diesem oder jenem Sinne haben könne, niemals durch diejenigen mich abschrecken lassen, welche, als minder Zusagende, auf andere einen bestimmenden Einfluß hätten üben, sie unschlüssig oder wankend machen mögen. Denjenigen, welche später es so leicht fanden mir zu bemerken: dieses oder jenes hätte ich mir selbst zugezogen; würde ich eine andere Partei ergriffen haben, dann wäre es sicher anders gekommen, solchen Scharfsichtigen und Hellschauenden, was kommen würde, schon in dem Augenblicke vorauszusagen, in welchem noch niemand meine Entschlüsse oder die Weise meines Auftretens kennen konnte, wäre mir zu keiner Zeit schwer gefallen. So war es auch nicht erst der väterlich theilnehmende Wink des Oberhauptes der Kirche, der auf Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten mich aufmerksam zu machen hatte, ich gedachte vorher schon, daß dergleichen nicht ausbleiben würden.

Aber hievon auch ganz abgesehen, fordert die Rückkehr in die Kirche, sofern dieselbe aus den rechten Beweggründen hervorgehen und in der allein wahren und giltigen Gesinnung erfolgen soll, eine Selbstverläugnung, verlangt sie Opfer, legt sie Verpflichtungen auf, deren entledigt zu sein derjenige, welcher entweder die Bedeutung dieser Opfer und Verpflichtungen nicht zu würdigen im Stande ist, oder der es nicht weiter gebracht hat, als mit Geringschätzung auf die Kirche herabzublicken, als höchstes Glück, als oberstes Gut preist. Es ist wahr, der Mensch, wenn er anders ein Glied der Kirche, nicht bloß dem Schein nach, sondern in Wahrheit und Wesenheit werden will, tritt mit seiner Rückkehr in dieselbe aus einem Zustande der Ungebundenheit in denjenigen der Gebundenheit über und vertauscht eine Freiheit, in der er seines Glaubens oberster Schiedsrichter und aller seiner aus demselben hervorgehenden Lebens-

thätigkeiten unbeschränkter Herr ist, — dem Ausdruck derjenigen gemäß, welche in jener so behaglich sich fühlen, — an ein Joch; aber freilich an das Joch, von welchem gesagt ist, es sei sanft, gleichwie die übernommene Last leicht. Ich habe früher bemerkt, daß der Gehorsam der Angelpunkt sei, auf welchem die Menschwerdung und die Welterlösung ruhe. Mit dem Gehorsam ist, wie ich oben auseinandergesetzt, innig verbunden, die Demuth.

Und zu diesen beiden christlichen Elementen gesellt sich als drittes, derselben Frucht und Wirkung — der Glaube, von welchem in Wahrheit dann nur gesprochen werden kann, wenn er alles individuelle Meinen und alles subjective Fürwahrhalten möglichst ausschließt. Es kann sich zwar wohl fügen, daß dieses mit dem Glauben vollkommen übereinstimmt, allein Beide sind doch doch nicht dasselbe, sie haben durchaus verschiedene Quellen. verschiedene Beweggründe, deßwegen verschiedene Gültigkeit, Das eben ist das Irrthümliche, das Grundverwerfliche des Hermesianismus, daß er nicht, wie der krasse Rationalismus, die Offenbarung selbst, wohl aber den Glauben an dieselbe zerstört und das Gegebene in ein Selbstgeschaffenes verwandelt. Die französische Sprache stellt einen scharfbestimmten und richtigen Unterschied auf zwischen foi und croyance. Man sagt im Deutschen lasse sich das nicht wiedergeben; ich sollte doch meinen, es wäre möglich. Könnten wir nicht nach der Analogie von lieben und liebeln ebenfalls sagen, glauben und gläubeln? Jenes wäre die freudige Anerkennung, darum zweifellose Annahme einer zum Heil der Menschen von oben kund gewordene, unter der Pflege der Kirche entwickelten und durch allen Zeitverlauf geschirmten göttlichen Offenbarung; dieses ein nach subjectivem Ermessen mit derselben getriebener Dilettantismus, so zu sagen ein gefallsüchtiges Kokettiren mit dem Glauben, was je nach wechselnder Ansicht oder Bedürfniß, nach wetterwendischer Neigung oder Laune, bald eifriger bald lauter betrieben werden, von dem Ganzen heute mehr, morgen minder sich an-

eignen könnte. Der Glaube hingegen, wie die katholische Kirche ihn pflanzt, pflegt und von ihren wahren Gliedern fordert, verwirklicht des Erlösers Wort, mit welchem er die Jünger auf ein Kind hinwies: „So ihr nicht werdet wie dieses, so werdet ihr nicht in das Himmelreich eingehen;“ zugleich sucht er sich das Zeugniß des Apostels über sich selbst beilegen zu dürfen: „Ferne von mir sei' alles Rühmen, als im Kreuz Jesu Christi.“

Wie oft hat nicht in Rom dieses sichtbar mir sich dargestellt? Meine vergnügtesten Abende daselbst habe ich unter den Priestern der deutschen Kirche St. Maria del Anima zugebracht, denen mein Freund Curtius, der mit einer Art Oberleitung über das damit verbundene Pilgerhaus beauftragt, eben beigesellt werden darf. Ist auch ihre Zahl nicht groß, so bot sich in Beziehung auf Anlage, Gemüthsart, Wissen, Lieblingsneigungen in ihnen eben diejenige Mannigfaltigkeit dar, welche von jedem größeren oder kleineren Verein unzertrennlich ist. Jeder trug sein eigenes Gepräge an sich, jeder verfocht bei allen vorkommenden höhern Fragen seine eigene Meinung; in Beziehung hingegen auf alles, was kirchliche Lehre, Einrichtung, Uebung Forderung betraf, sprach sich bei allen die gleiche Ueberzeugung, die nämliche innere Zuversicht, ein durchaus gleiches Zusammenstimmen aus. Wäre die Anzahl dieser Priester durch eine gleiche verdoppelt worden, so hätte damit wohl jene äußere Mannigfaltigkeit einen Zuwachs gewinnen können, indeß die Uebereinstimmung hinsichtlich dessen allen, was von der Kirche ausgeht und zu der Kirche zurückführt, sicher die gleiche geblieben wäre. Ebensowenig konnte bei italienischen und französischen Priestern derselbe reine Einklang verkannt werden, trat vor dieser tiefsten und höchsten Einheit jede Stammes- und Sprachverschiedenheit völlig zurück. Es kam mir dabei oft in den Sinn, wenn statt jener sechs deutschen katholischen Priester, sechs deutsche protestantische Geistliche beisammen säßen, so dürfte es sich weit leichter finden, daß unter ihnen allen, sowohl über den Umfang des Glaubens, als über das Gewicht und die Nothwendigkeit der einzelnen

Lehren desselben, nicht zwei gleicher Meinung wären, als daß nur ebensoviele in jeder Beziehung vollkommen übereinstimmten.

Aber gerade wegen jener unzertrennlichen Wechselbeziehung aller wesentlichen Eigenschaften des wahren Gliedes der katholischen Kirche, wonach im Grunde jede Haupttugend nur ein in verschiedenem Farbenspiel wahrgenommener Strahl des die Finsterniß durchleuchtenden Lichtes und eine besondere Manifestation des in dem Glied zur Gestaltung gekommenen Hauptes ist, fallen Gehorsam und Glaube wieder mit der Demuth zusammen. Der Erstere ist die Lossagung von dem eigenen, unvollkommenen und in die Irre führenden Willen, um einem reineren und auf den richtigen Weg leitenden sich zu unterwerfen; er ist also ein Act der Demüthigung, der an dem Willen vollzogen wird. Der andere ist eine Unterordnung der eigenen trüglichen Intelligenz unter eine höhere und allein untrügliche; daher ein Act der Demüthigung, dem sich der Geist unterzieht. Denn so wenig Eigenwille und Gehorsam, so wenig lassen sich Hochmuth und Glaube vereinigen.

Der lange Weg, beginnend mit Anerkennung der geschichtlichen Bedeutung päpstlicher Einwirkung auf die Geschicke der Völker im Allgemeinen, hierauf, so in ihrer Großartigkeit, als nicht minder in ihrer Wohlthätigkeit und nach ihrem Einfluß bis auf die zartesten Verästungen des gesellschaftlichen Organismus, besonders hervortretend in einer aus dem Lauf der Jahrhunderte vorzugsweise herausgenommen und mit möglichster Eindringlichkeit erforschten Zeit, nachgewiesen an einer hohen Persönlichkeit, hatte mich so unvermerkt als ungesucht zur Anerkennung des hehren und erhabenen Baues der Kirche, als einer über weiten Raum und durch langen Zeitverlauf mit tiefer Weisheit und in unverrückter Ordnung waltenden Institution geführt. Nach diesem sah ich mich eben so ungesucht durch Dienste, welche, bei entschiedenem Widerspruch gegen Gewaltthat und Widerrechtlichkeit in jeglicher Gestalt und auf jeglichem Boden, dem durch rohe Willkür in schnödem Unterdrückungs- und Beraubungs-

Gelüste niedergetretenen Recht der Kirche in der Gegenwart konnten geleistet werden, mit manchen Würdeträgern oder Gliedern derselben in Berührung gebracht. Inzwischen war ich unter mancherlei kränkenden und tief verwundenden, dabei dann wieder wohlthuenden Erlebnissen zu einer allseitigen Unabhängigkeit gelangt, unter welcher allein die Möglichkeit gegeben war, von dem Aeußern und bloß Menschlichen an der Kirche zu dem Innern, Wesentlichen und Belebenden mich zu wenden. Hiemit gieng allmälig, aber immer heller und umfangreicher das Licht auf über den Zusammenhang des Aeußern und Innern, des Sichtbaren und Unsichtbaren; des Vormaligen und Jetzigen, des Gegenwärtigen und Zukünftigen, dessen Allen zumal in seinen Gegensätzen. Auf diesem Wege ward ich immer dem Ziele näher gebracht, an welchem ich mich begnadigt fühlen sollte durch jene helle, zuversichtliche und siegreich die letzten Bedenklichkeiten verscheuchende Gewißheit, die dem Menschen nur zwischen offener und freudiger Huldigung gegen die erkannte Wahrheit und dem bedenklichsten Zerfall mit sich selbst die Wahl läßt. In zweifacher, sowohl innerer als äußerer Freiheit, diese dadurch erhöht, daß ebensowenig mißstimmende, als, nach menschlichem Standpunkt beurtheilt, verlockende Elemente sich einmischen konnten, durfte ich wohl von der bisherigen und unverkennbaren göttlichen Führung und Bereitung von so langer Zeit her mit voller Zuversicht erwarten, daß dieselbe Gnade auch jene Berücksichtigungen zur erwünschten Entwicklung führen würde, welche, wenn nicht unbesiegbare Schwierigkeiten entgegenstellen, doch zur Vollziehung des Vorhabens unter minder zusagenden Verumständungen nöthigen konnten.

Die feste Zuversicht täuschte nicht. Jene anfangs erhobenen Einwendungen meiner Frau traten vor den gemachten Mittheilungen und dem ausgesprochenen Verlangen immer mehr zurück. Die Hauptsache war in's Reine gekommen; daß in Bezug des andern mündliche Aufschlüsse in der Folge jede grundlose Vor-

aussetzung berichtigen und besiegen würden, dessen war kein Zweifel zu hegen.

Am 14. Juni Abends theilte ich auf einer Spazierfahrt dem Cardinal Ostini das Vorhaben mit, nach acht Tagen abreisen zu wollen. In Erinnerung an die frühere Zusage, daß ich Rom nicht verlassen würde, ohne ihm eine bestimmte Erklärung über Möglichkeit oder Unmöglichkeit meiner Rückkehr in die Kirche mitzutheilen, schien er bei dieser Eröffnung etwas befremdet. Allein ich verscheuchte alsbald jeden Zweifel, ob ich wohl würde Wort halten, indem ich beifügte, daß zu der inneren Ueberzeugung nun noch die Beseitigung aller äußeren Abhaltungsgründe hinzugekommen sei, ich somit die Hoffnung hegen dürfte, daß er selbst die Gewogenheit haben würde, den Act meiner Aufnahme in die Kirche vorzunehmen, wozu er den Tag bestimmen möchte. Vor allem aber mußte ich ihm meinen Dank dafür bezeugen, daß er bei häufigem Umgang und unter so dankenswerthem Wohlwollen, mich nach und nach zu allen entlegenern Merkwürdigkeiten Roms zu bringen, in jener Beziehung mich ganz mir selbst überlassen und keine weiteren Versuche, zu dieser Rückkehr bewogen zu wollen, gemacht, sondern mit Vertrauen den eigenen Entschluß abgewartet habe. Wie dann diese Eröffnung aufgenommen wurde, wird wohl nicht nothwendig sein, zu berühren. Der Cardinal bestimmte die zehnte Vormittagsstunde des nächsten Sonntags, um meine Erklärung anzunehmen.

Er war die einzige Person in Rom, welcher mein Vorhaben bekannt war; nur *eine* noch sollte vor Ausführung desselben Kenntniß davon erhalten: mein Landsmann Curtius, dessen unablässiger Fürsorge ich so unendlich viel Angenehmes, was mir in Rom zu Theil ward, verdanke. Ich ging Samstag Abends zu ihm hinauf in den Vatican, um ihn zu einem

Spaziergange einzuladen. Auf diesem, außerhalb der Ringmauern des Palastes, eröffnete ich ihm: ich fände mich verpflichtet, eine höchst wichtige Neuigkeit ihm zur Kenntniß zu bringen, zugleich ihn um einen neuen Freundschaftsdienst zu bitten. Das erste nun bestand in der Mittheilung dessen, was an dem folgenden Morgen bei dem Cardinal vor sich gehen werde; das andere in dem Ersuchen, er selbst möchte sodann Schlag zehn Uhr in den Palast hinaufgehen und bei Seiner Heiligkeit sich anmelden lassen, um dem Papst zu berichten, jenes Wort, welches er bei der letzten Audienz zu mir gesprochen, „er hoffe, ich würde noch sein Sohn werden," gehe in eben diesem Augenblick in Erfüllung.

Curtius strahlte bei dieser Nachricht vor Freude und dankte mit bewegtem Herzen Gott, daß er mir solche Gnade habe zu Theil werden lassen. Er gestand mir zugleich, daß dieses längst schon sein heißester Wunsch gewesen sei, und er seit meiner Ankunft in Rom in dieser Beziehung unter der heiligen Messe mehr als ein Memento eingelegt hätte. Aber weiter zu gehen, auch nur die leisesten Andeutungen gegen mich zu äußern, hätte er niemals sich erlauben mögen.

Diesem folgte natürlich die Frage: wie ich es mit meiner Rückkehr in die Kirche wollte gehalten wissen, ob darüber Schweigen sollte beobachtet oder ob es dürfte kund gemacht werden? Ich erklärte mich gegen ihn in dem gleichen Sinne, wie früher in Monte-Cassino mit dem Bemerken: mir selbst werde es wohl von Niemand zugemuthet werden, daß ich das Geschehene andern Personen mittheile; sei er aber geneigt, einzelnen von meinen Freunden und Bekannten es zu berichten, so räumte ich ihm hiezu die unbedingteste Befugniß ein. Curtius machte nachher von derselben einen solchen Gebrauch, daß er mir dadurch neue Verbindlichkeiten auferlegte.

Keine acht Tage, bevor meine Aufnahme in die Kirche statt fand, hatte eines Abends nach der Rückkehr von einer Fronleichnams-Procession der junge Baron Giovanelli mich

in meine Wohnung begleitet und dort mir erklärt nach langem Kampf mit sich selbst dränge es ihn, endlich Muth zu fassen, und mich zu fragen, welches eigentlich in Betreff der katholischen Kirche meine wahren Gesinnungen wären?

Diese Offenheit freute mich um so mehr, als mir durch dieselbe Gelegenheit gegeben war, eine irrige Voraussetzung in Betreff meiner Frau zu berichtigen, als wäre dieselbe von allem denkbaren protestantischen Widerwillen gegen die katholische Kirche durchdrungen. Indeß war an jenem Abend die letzte Erklärung, deren ich harrte, noch nicht angekommen. Ich trat daher wohl in die aufgeworfene Frage ein, immer aber entgegenhaltend, wie schwer es dem in der katholischen Kirche Erzogenen fallen müsse, in die mancherlei äußeren und inneren Schwierigkeiten eines Uebertritts zu derselben hineinzublicken.

Noch am Morgen des 16. Juni kam Theiner nach St. Maria del Anima und traf dort den Baron Giovanelli. Das Gespräch führte sie auf meine bevorstehende Abreise und sie stritten sich darüber, ob wohl je eine öffentliche Anerkennung der katholischen Kirche nach ihrem Wesen und ihrer Nothwendigkeit für jeden wahren Gläubigen von mir zu erwarten sein dürfte. Theiner verneinte, Giovanelli bejahte es.

Von St. Maria del Anima begab sich Theiner zu dem Cardinal Ostini. Dieser, weil ich zugleich mit der gemachten Eröffnung erklärt hatte: ich wolle von keiner Heimlichkeit wissen, theilte ihm mit, was in einer Stunde vor sich gehen würde. Hoch erfreut gieng jener nach St. Maria zurück, und erklärte dem Baron Giovanelli, was er vernommen, und welche Befriedigung es ihm gewähre, seinem Irrthum so unerwartet sich entrissen zu sehen.

Um zehn Uhr fand ich mich bei dem Cardinal ein. Man hat in Deutschland oftmals die abenteuerlichsten Berichte darüber verbreitet, was demjenigen, welcher in die Gemeinschaft der Kirche zurückkehren wolle, auferlegt werde, welche Forderungen an ihn gestellt würden, deren Zugeständniß den Be-

treffenden ohne Weiteres unter die Blödsinnigen oder unter die Ehrlosen einreihen müßte. Von allem dem fand sich nichts. Es war alles so einfach, so klar, so natürlich, wie es die Sache mit sich bringen mußte. Damit aber nicht Jemand meine, man habe aus Behutsamkeit oder Schlauheit (wovon man immer so viel zu fabeln weiß) oder aus persönlichen Rücksichten mit mir eine Ausnahme machen wollen, so diene jedermann zur Nachricht, daß die Formularien, welche ausgestellt oder in Empfang genommen werden, gedruckt sind: daß mithin auch darin wieder die Kirche keinen Unterschied zugibt, sondern alle, welche zu ihr zurückkehren wollen, gleich behandelt, in dieser Beziehung keinerlei Verschiedenheit des Standes oder der Persönlichkeit anerkennt. Auch von der vermeintlichen Wiedertaufe, von welcher ich später zu meiner größten Verwunderung hier und da sprechen hörte, ist keine Rede; was derjenige, welcher nicht ohne alle kirchengeschichtliche Kenntniß ist, schon von vornherein widerlegen könnte, indem ja mit solchem Begehren die Kirche der donatistischen Irrthümer sich betheiligen würde. Allerdings befragte mich der Cardinal über die Weise unserer Taufe, aber einzig um zu wissen, ob sie eine sacramentalische, der Intention der Kirche entsprechende Handlung und nicht in eine willkürliche Aufnahms-Ceremonie, wie dieß bei einigen Secten der Fall ist, verwandelt worden sei. Wie nach Augustins Ausspruch Wort und Element zur christlichen Taufe unerläßlich sind, so wollte der Cardinal bloß versichert sein, ob auch bei uns Wasser genommen, mit solchem das Kind begossen werde, so daß einige Tropfen abfließen könnten, und ob die Namen der drei Personen des göttlichen Wesens klar, bestimmt und die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit in sich fassend, ausgesprochen würden. Da bisher solches alles bei unserer Taufe stattgefunden hat, erklärte er dieselbe für eine der Kirche durchaus entsprechende. Im Weitern hatte ich einfach das tridentinische Glaubensbekenntniß nachzusprechen, dem Cardinal anzugeloben, daß ich von demselben niemals abweichen

wolle, die göttliche Einsetzung und somit die Autorität der Kirche anerkenne, hernach jenes gedruckte Formular der Rückkehr in diese zu unterzeichnen.

Da ich mich wieder niedergesetzt hatte und zu dem früheren Verhältniß der Unterhaltung zurückgekehrt war, konnte ich nicht umhin, dem Cardinal meine Verwunderung über die ziemlich kurzgefaßte Weise auszudrücken, in der meine Aufnahme in die Kirche erfolgt sei. „O," sagte der Cardinal, „auf die Weise, wie ich mit Ihnen verfahren bin, dürfen Sie keinen Schluß bauen. In Betreff Ihrer mochte ich mit Recht die zuversichtliche Erwartung hegen, daß alles, was die Kirche lehrt und fordert, ihnen längst schon genügend werde bekannt sein. Haben Ihre, zu allgemeiner Kenntniß gekommenen Studien hiefür einen Beweis gegeben, so werde ich wohl in der Voraussetzung, daß Sie durch weiteres Forschen und Nachdenken zur vollen Einsicht dürften gelangt sein, mich nicht geirrt haben." Darum, fügte er bei, werde es, wie mit mir, nicht mit Jedermann gehalten; die Kirche lasse es an erforderlicher Vorsicht und Gewissenhaftigkeit nicht fehlen; niemand werde in dieselbe aufgenommen, ohne daß man sich genügend überzeugt hätte, der Betreffende sei durch Unterweisung, die oft lange dauere, zu hinreichender Kenntniß der kirchlichen Lehre und aller derjenigen Obliegenheiten gekommen, die er mit dem Eintritt in die Kirche auf sich nehme.

Ich hatte den Cardinal noch nicht verlassen, als Curtius herbeikam, um mir Kunde zu geben, wie von dem heiligen Vater die Nachricht, die er ihm mittheilen sollte, sei aufgenommen worden. Sie hatte denselben ebensosehr überrascht als erfreut, und er ließ mir sogleich durch Curtius seinen apostolischen Segen zu meinem ausgeführten Entschluß ertheilen. In eben dem Augenblick, da er bei dem Papst eingetreten, war der Cardinal Staatssecretär aus dessen Gemach herausgegangen; kaum hatte der heilige Vater von Curtius die Nachricht vernommen, so klingelte er, um den Cardinal zurückzurufen und

ihm dieselbe ebenfalls mitzutheilen, wie dieß am gleichen Tage gegen andere Personen seiner Umgebung geschah.

Außer Overbeck gab es Niemand in Rom, welcher meine Rückkehr durch mich selbst erfahren hätte. Aber alle meine Freunde und Bekannten vernahmen dieselbe schnell genug und es fehlte nicht an der aufrichtigsten Theilnahme. Von dem Cardinal bis zu dem einfachen Pilgerbruder Michel in der Anima, von der Fürstin bis zu der armen Frau herab, welche mein Zimmer reinigte, wurden Beglückwünschungen an mich gerichtet; aber insgesammt alle und ohne Unterschied derjenigen, von welchen sie ausgiengen, waren nur ebensoviele Stimmen, die Dank gegen Gott bezeugten und zu solchem aufforderten, daß er seine Gnade mir habe widerfahren lassen. Alle Freude darüber ward nur in der Weise geäußert, daß dieselbe ihren Wiederhall in mir finden sollte; und von allem, was man vielleicht sonst wähnen möchte, kann auch nicht bei einem einzigen die leiseste Spur zum Vorschein. Hierin dann trat mir unverkennbar zweierlei vor Augen: zuerst die unerschütterliche innere Glaubensgewißheit, die unter aller Theilnahme bei einem jeden zunächst hervorleuchtete und in dem Bekenntniß sich offenbarte, daß mit dem einen Nothwendigen, was ihn beglücke, nunmehr auch ich sei ausgestattet worden; sodann jene oft erwähnte Charitas, welche in so allseitigen Aeußerungen der Freude darüber sich kund gab, daß der unermeßliche Schatz, zu dem von Geburt an jeder berufen, auch demjenigen sei erschlossen worden, der bishin demselben ferne gestanden.

Weiter geschah es, abermals gegen Vorsatz und Wille, daß meine Rückkehr in die Kirche zu Rom nicht auf die bloße Erklärung sich beschränken, sondern auch die sacramentalische Vereinigung mit derselben ebenfalls dort erfolgen sollte. Ich bemerkte dem Cardinal: von den sechs Tagen, die ich in Rom

noch zuzubringen gedächte, wären die drei nächstfolgenden zu einem Besuch in Subiaco bestimmt. Damit wäre meine Zeit so sehr verkürzt, daß es mir nicht möglich würde, durch Beichte und den Empfang des heil. Abendmahls als wirkliches Glied der Kirche mich darzustellen und ebenfalls noch das Sacrament der Firmung zu erhalten.

Noch am Abend des gleichen Sonntags suchte Curtius mit mir die Landkutsche nach Subiaco auf. Er zweifelte nicht im geringsten daran, daß der Montag einer der Tage der Abfahrt sei, allein wir erhielten den Bescheid, vor Mittwoch gehe dieselbe nicht mehr ab. Zu diesem Ausfluge sind mindestens drei Tage erforderlich. Da nun der Platz in dem Postwagen auf Samstag den 22. Juni schon bezahlt war, reichte am Mittwoch die Zeit zu jener Fahrt nicht mehr hin und ich mußte den Besuch der Geburtsstätte des Benedictinerordens aufgeben.

Ich theilte also dem Herrn Cardinal mit, daß mir nunmehr Zeit genug übrig bleibe, meine Rückkehr in die Kirche durch Erfüllung aller Forderungen derselben zu bethätigen. Dieß war ihm um so erwünschter, als er mir zu Empfang der heiligen Communion den kommenden Freitag und die Kirche von St. Ignazio vorschlagen konnte, wo er an dem Feste des heiligen Aloys ohnedem der gesammten studirenden Jugend Roms dieselbe austheilen, zugleich dann in der Capelle des Heiligen mir das Sacrament der Firmung ertheilen würde. Zu letzterem erbat ich Herrn Overbeck als Pathen, und eine große Zahl von Bekannten, Schweizer, Deutsche, Franzosen, Italiener hatten zu der Feierlichkeit sich eingefunden, um durch ihre Anwesenheit Theilnahme an der mir widerfahrenen Gnade nochmals zu bezeugen. In der Kirche selbst aber erschien ich an der Spitze dieser zahlreichen Jugend, gleichsam als Zeuge, daß der Weg des redlichen und demüthigen Forschens ebensowohl zu der Kirche hinführen, als derjenige des von Gott abgetrennten und hochmüthigen Forschens von ihr hinweglenken möge. Manche aber haben mir nachmals gestanden, daß mein

Erscheinen, gleichsam als Führer dieser Jugend, einen tiefbewegenden Eindruck auf sie gemacht habe.

Einen nicht geringeren Eindruck machte auf mich die Wahrnehmung, daß, ohne es zu wollen, ja selbst ohne es nur zu ahnen, die beiden Hauptmomente meiner Rückkehr an Feste der Gesellschaft Jesu (16. Juni Fest des heil. Franz Regis, den 21. Juni des heil. Aloys), das letztere aber an eine derselben besonders werthe Stätte sich knüpfte.

So war durch göttliche Leitung am Vorabend meiner Abreise von Rom der wichtigste Zweck, weßhalb ich mich dahin begeben hatte, auf's vollständigste erreicht, stand ich an dem Ziele, über welches seit drei Jahren immer heller das Licht mir aufgegangen war, und fühlte ich mich beglückt durch jene innere Gewißheit und Festigkeit, welche die segensreiche Frucht ernsten und gewissenhaften Strebens nach Wahrheit und höherer Erleuchtung ist. Von dem Standpunkt, von welchem ich jetzt in das Ganze der katholischen Kirche nach dem inneren Zusammenhang ihrer Lehre, Uebungen, Einrichtungen, Forderungen und dargebotenen Gnaden blickte, konnte ich je länger desto weniger die Wuth begreifen, von der so manche wider dieselbe erfüllt sind, den blinden Haß, der gegen dieselbe sie stachelt, und welcher vielleicht einzig von der gänzlichen Unkenntniß derselben überboten oder auch durch diese bedingt und genährt wird. Mehr als je schien mir in unsern Tagen, in Bezug auf denjenigen, welcher der Eckstein des Glaubens und der Kirche ist, zur That zu werden das Wort des gottesfürchtigen Mannes: „Dieser ist gesetzt zum Sturz und zur Erhebung Vieler in Israel und zum Zeichen, welchem wird widersprochen werden.“ Denn nicht einzig das förmliche Verwerfen desselben, sondern auch das Nichtanerkennen, als desjenigen, der es ist, muß Widersprechen genannt werden, in welches jeder, der ihn zum

bloßen Religionsstifter, und wäre es selbst mit der Eigenschaft eines Gottesboten, macht, ebensowohl sich verläuft, als der nackte Deist.

Ohne Einfluß auf den geistigen Menschen kann die aus dem Zusammenwirken des eigenen Forschens, Prüfens und Vergleichens und der durch mancherlei Mittel entgegenkommenden Gnade hervorgehende Rückkehr in die Kirche unmöglich bleiben. Dieß habe ich an mir erfahren. Das Bewußtsein, im Besitz einer Wahrheit zu sein, die unter der schirmenden Obhut des heiligen Geistes fortan seit der Zeit gestanden, da der, welcher die Wahrheit selbst ist, sie hernieder brachte; dieses Bewußtsein macht zugleich empfänglicher für jede andere, wenn derselben immerhin untergeordnete Wahrheit, verleiht eine sonst ungeahnete Sicherheit in dem Festhalten an ihr, eine über alle Begegnisse emporhebende Gewißheit, und erhöht den Muth, wie zum Bekenntniß, so zur Verfechtung der Wahrheit unter allen Umständen aufzutreten.

Aber es geht in denjenigen, welcher dem Gesammtkörper eingefügt wird, ein Theil der Wesenheit des Hauptes auch nach seiner andern Beziehung, nach seiner Milde gegen die Irrenden, über, nicht allein vorgebildet, sondern fortan wirkend in jenem Wort: „Vater verzeih' ihnen, sie wissen nicht, was sie thun." Mit dem, daß sein Urtheil über die Sachen klarer, strenger und entschiedener wird, wird dasjenige über deren Träger, über die Menschen, ruhiger, schonender, milder werden; wo er zuvor beide vermengte, wird er jetzt sich bemühen, sie in bestimmter Unterscheidung auseinanderzuhalten; wo er zuvor geneigter war, über jene hinwegzugehen und an diese sich zu halten, wird jetzt sein inneres Wesen zu dem entgegengesetzten Verfahren ihn leiten; er wird ohne Scheu und Zagen vor jedermanns Ohren bekennen können, alles Bösen, nicht aber der Bösen (mögen dieselben immerhin die in Gift getauchten Pfeile ihrer sittlichen Verworfenheit gegen ihn richten!) Feind zu sein.

Das ist jene Liebe, welche als der vom Himmel auf die Erde gebrachte Schatz zu treuer Bewahrung in der Kirche

hinterlegt, in ihr zur bewegenden Kraft geworden ist, durch sie allen ihren Gliedern eingepflanzt werden soll, mittelst ihrer nur angeregt, von ihr nur gewonnen, in deren Lichte nur ihrem vollen Wesen nach erkannt werden kann. Wie zwar der gesammte Sprachschatz, dessen die Kirche sich bedient, auch zu anderweitigem Gebrauch und somit in gleicher Berechtigung mit ihr selbst, denjenigen allen offen steht, welche dieselben nicht kennen, ihr widerstreben, sie vielleicht sogar hassen, so bedienen sich auch diese derselben Ausdrücke, wie die Kirche; aber sie bezeichnen damit entweder verschiedene oder ganz anders modificirte, manchmal sogar ihrer eigenthümlichsten Wesenhaftigkeit verlustig gegangene Begriffe. Das findet gerade mit dem Wort Liebe Statt, mit welchem nicht allein arger Mißbrauch, sondern häufig selbst Unfug getrieben, und welches am meisten oftmals von denjenigen im Munde geführt wird, die entweder am wenigstens von ihr angeweht oder ohne Kenntniß ihrer ächten und allein gültigen Natur sind. Sie kehren die Sache um; das wesentliche Merkmal ihrer Liebe ist, wenn nicht ein willfähriges Beipflichten zu jedem Irrthum, zu jeder subjectiven, besonders mit etwelcher zuversichtlichen Anmaßlichkeit vorgetragenen Meinung, doch ein stummes Gewährenlassen derselben, ein unentschiedenes Schweben zwischen dieser und der Wahrheit, eine mattherzig eingeräumte, vollkommen gleiche Berechtigung für beide; worüber dann unbedenklich die Menschen mögen preisgegeben, wohl gar allen Waffen der Bosheit blosgestellt werden, indeß sogar von der Theilnahme an jener verkehrten Anwendung einzig die Trägerin der göttlichen Wahrheit, die Kirche, ausgeschlossen bleiben soll. Dem Begriff, mindestens dem Verfahren dieser Leute zufolge, müßte kein Menschenherz je der Liebe so gänzlich abgestorben gewesen sein, als das Herz desjenigen, welcher dieselbe höher setzte als Engelssprache, als Prophetengabe, als Wunderkraft, als Mildthätigkeit; dieweil er an anderm Ort erklärt hat: „Ob auch ein Engel vom Himmel euch ein Evangelium verkündigte, anders, als wir

es verkündigt haben, der sei verflucht.“ Und dieses Evangelium war kein anderes, als dasjenige von Christo, dem Gekreuzigten, welches in der katholischen Kirche nicht allein treulich bewahrt wird, sondern das sie fortwährend selbst ist und bleiben wird bis ans Ende der Tage.

Ich spreche nicht von meiner Rückreise. Sie war vergnügt, anmuthig, lehrreich.

Vor allem konnte ich nicht in der Nähe von Fermo vorüberreisen, ohne dem dortigen Cardinal-Erzbischof, der während der drangsalvollsten Jahre so lange an der Nuntiatur in der Schweiz hatte ausharren müssen, und mir in all' dieser Zeit so viele Beweise des Wohlwollens gegeben, einen Besuch abzustatten und ihm Zeugniß zu bringen, in wie wohlverdientem Andenken bei so vielen ausgezeichneten und gutgesinnten Personen, die damals mit ihm in Berührung gekommen, er fortwährend stehe. Leider war für uns beide die Zeit des Beisammenseins allzukurz bemessen, ein heiterer Tag aber derjenige, welchen ich bei ihm zubrachte. Loretto durfte auch nicht übergegangen werden und wäre es nur gewesen, um die schöne Kirche mit ihren herrlichen Bronzethüren und dem Sculpturen-Reichthum, welcher die Casa santa einfaßt, zu beschauen. Ancona lockte nicht zum Verweilen; aber eine behaglichere Fahrt, als von dort bis über Pesaro hinauf, längs der Meeresküste, unter dem sonnenhellsten Himmel, erfrischt durch ein leises Lüftchen, welches immer von neun Uhr Morgens über den klaren Wasserspiegel strich, läßt sich nicht denken; um so behaglicher, als mein Begleiter, Dominicus Gmür von St. Gallen, und ich den ganzen Weg, durch fremde Personen ungestört, mit eigenem Vetturin zurücklegten.

Mit einem höchst liebenswürdigen und durch die trefflichsten Gesinnungen ausgezeichneten Mann, dem Bischof Ugolini

von Fossombrone, traf ich in Fano zusammen. Durch seine Veranstaltung wurde Hallers Restauration der Staatswissenschaften den Italienern und durch diesen ich dem Bischof bekannt. Weil Fossombrone abseits meines Weges lag und ich meine Zeit etwas zu Rath halten mußte, kamen wir überein, uns im Hause der Jesuiten zu Fano wieder zu finden. Die Schrift des Bischofs: Esame sulle varie opinioni delle scrittori profane e sacri intorno alle questione: se, e come venga di Dio la sovranità temporale, zeigt den, auch auf anderm, als dem theologischen Gebiete einheimischen Gelehrten. Er theilt vollkommen Hallers Ueberzeugungen von dem Ursprung der fürstlichen Macht, im Gegensatz zu der, alles revolutionäre Streben begünstigenden und jede gesellschaftliche Ordnung auflösenden Fiction eines Contract social. In solchem Sinn erschien schon im Jahr 1836 sein Catechismo antirevoluzionario politico, und im folgenden Jahr eine meisterhafte polemische Restauration des Naturrechts unter dem Titel: Institutiones juris socialis naturæ. In den folgenden Jahren gab er heraus: Ristretto della teoria dello stato naturale sociale del celeberrimo Dottore C. L. de Haller, und: Esame critico dell opinione adottata dagli scrittori par l'elezione del principo temporale. Ueberdem ist er Verfasser vieler theologischer und moralischer Abhandlungen.

Ich betrachte es als eine Mißgeschick meiner Reise, daß bei der Ankunft zu Modena der Herzog (Franz IV.) durch Krankheit an das Bett gebunden war und hierin ein Hinderniß lag, ihm vorgestellt werden zu können. Ich bedauerte dieß um so mehr, als alles, was ich in seinem Land von ihm hörte und sah, die hohe Idee, die ich längst schon von diesem Fürsten hegte, in vollem Maße bestätigte. Zu derselben bin ich auf dem gleichen Wege gelangt, wie zu meinen Ueberzeugungen in

Betreff verschiedener anderer Personen, aber auch besonderer Institutionen und Maßregeln. Zuerst wurde durch mich erwogen, von wem die herabwürdigenden Urtheile über so manches, und so auch über diesen Fürsten, hervorgiengen, bei welchen Veranlassungen sie geäußert wurden, an welche Verfügungen desselben vorzugsweise sie sich anknüpften. Da zeigte sich bald, daß in allen Ländern die Umwälzungspartei ihn zur Zielscheibe ihres Hasses gemacht hatte und die Zungenfertigkeit der zahllosen Masse Nachhinkender an den vorgesprochenen Phrasen sich übte. Es zeigte sich, daß sein kräftiges Auftreten zum Schutz seiner Rechte und zur Bewahrung seines Volkes gegen eine Glückseligkeit, die demselben auf Kosten des Landfriedens, unter Umsturz aller Ordnung, und zum Besten von Ideologen, Schwätzern und Ehrgeizigen sollte aufgebürdet werden, ihm die Ehre solchen Hasses zugezogen und ein derartiges Geschrei wider ihn veranlaßt hatte; so daß wohl jeder, den die Stärke und die Zahl der Stimmen berücken kann, meinen müßte, der Herzog wäre ein finsterer Tyrann, eine wahre Anomalie des neunzehnten Jahrhunderts.

Wenn man durch das Modenesische reiset, sieht man ein fruchtbares, wohlangebautes Land, schöne, freundliche Dörfer, wie man sie in Italien kaum anderswo findet, Gesichter, in deren Ausdruck keine Spur von Kummer, Elend und Druck wahrzunehmen ist. Nun das Land hat freilich der Herzog nicht geschaffen, die Dörfer hat er nicht gebaut, aber lastete auf jenem der vermeintliche Druck, so würde doch irgend etwas davon sich bemerklich machen. Die Stadt Modena hat sich — und hier ist das Gepräge zu frisch, um es mißkennen zu können — in neuester Zeit bedeutend erweitert, verschönert, das kaum der Fall sein dürfte, wenn es so unbehaglich wäre, unter der Regierung dieses Herzogs zu leben. Während zweitägigen Aufenthalts in Modena begegnete ich nicht einem einzigen Bettler. Alle Personen, mit denen ich in Berührung kam, haben nicht allein mit Achtung von ihrem Landesherrn gesprochen,

sondern manche vorzügliche Eigenschaft desselben hervorgehoben, und seine landesväterliche Sorge anerkannt.

Muth, Entschiedenheit und Gottesfurcht sind Erbgüter seines Hauses, die daher auch dem Haupt desselben nicht fehlen. Den ersten hat er bewiesen, indem er selbst die Soldaten anführte, welche den Menotti und seine Mitverschwornen in dem Hause, worin sie versammelt waren, sollten gefangen nehmen, und, trotz der Schüsse, welche von diesen Vaterlandsfreunden auf ihn gerichtet wurden, nicht von seinen Truppen sich trennte. Wie begreiflich unter solchen Umständen die äußerste Entrüstung und wie natürlich es gewesen wäre, wenn der Herzog alle Mittel der Gewalt hätte anwenden lassen: die Berücksichtigung einer Familie, welche den untern Stock des Hauses bewohnte, worin die Landesbeglücker ihren Rathssaal aufgeschlagen hatten, überwog dennoch so, daß er von zwei mitgebrachten Kanonen, mittelst deren dasselbe hätte können zusammengeschossen werden, keinen Gebrauch machte, sondern lieber es darauf ankommen ließ, ob es nicht gelingen werde, zuletzt auf andere Weise in dasselbe einzudringen. Hierauf bewahrte seine Entschiedenheit das eigene Land, den angrenzenden Kirchenstaat und das Parmesanische vor den Gräueln der Revolution. Seine Gottesfurcht ist nicht eine offizielle, eine solche, die aus der erkannten Wohlanständigkeit eines guten Beispiels des Obern hervorgeht, sondern die in den Tiefen des Gemüthes wurzelt, daher nicht damit zufrieden ist, wenn die Untergebenen den äußeren Schein derselben an sich tragen, sondern will, daß sie auch bei ihnen zur lenkenden Kraft des Lebens werde.

Das Spital und die Versorgungsanstalt für Frauenspersonen, unter Leitung und Fürsorge der Barmherzigen Schwestern stehend, ist nicht nur ein großes, sondern ein großartiges und in aller Beziehung trefflich eingerichtetes Gebäude, in welchem, neben der leiblichen Pflege, ebenso sorgfältig auf die geistliche Bedacht genommen ist. Hat auch der jetzige Herzog dasselbe nicht gestiftet, so hat er es doch hergestellt, erweitert, ansehn-

liche Summen auf dasselbe verwendet, und ein schönes Marmorrelief am Fuße der Treppe verkündet ihn als vornehmsten Wohlthäter des Hauses. Wahrscheinlich ist auch das Spital für Männer, welches die Fate ben fratelli besorgen, von ihm ebensowenig unberücksichtigt geblieben. Ich habe dieses nicht gesehen, kann also bloß aus der Analogie eine Vermuthung hierüber ableiten. Hingegen verdankt eine Erziehungsanstalt für taubstumme Mädchen ihr Dasein dem Herzog. Ich brachte in derselben mit mehrern literarischen Notabilitäten von Modena einen unvergeßlichen Abend zu, und war bei einer kleinen Prüfung, welche die Lehrerin vornahm, erstaunt über die schöne geistige Entwicklung, die diese armen Mädchen gewonnen hatten. Eine dritte große Anstalt, welche durch den Herzog geschaffen worden, ist die Irrenanstalt zu Reggio. Als vierte, damals ihrer Vollendung nahe stehend, und als Bauwerk zugleich eine Zierde von Modena, läßt diesen das umfangreiche Convict sich anreihen, welches zur Unterrichtung und Erziehung einer bedeutenden Anzahl junger Leute den Jesuiten übergeben werden soll.

Bekanntlich ist der Herzog sehr reich — richissimo, sagte mir ein vortrefflicher Mann. Außerdem, daß sein Reichthum dem Lande an sich zu gut kommt, macht er von demselben wohlthätigen Gebrauch, nicht allein auf die erwähnte, sondern auch auf andere Weise. Als vor wenigen Jahren Theurung eintrat, war es wieder der von unsern warmen Volksfreunden so vielfach verlästerte Herzog, welcher aus seinen eigenen Mitteln den Dürftigen Beistand leistete und sorgte, daß die Noth für sie weniger fühlbar werde. Das also wäre der Despot, den sie in Deutschland so gerne als Schreckbild hinmalen, von dem sie nur Schlimmes auszusagen wissen, weil er die Plane der angeblichen Weltbeglücker durchschaut, denselben kräftiger entgegensteht, als kein anderer Fürst, und nicht durch einen Haufen Schwätzer und Rechtszertreter sich in den Quiescentenstand will versetzen lassen.

Jene schönen Eigenschaften eines Regenten sind von dem Vater auch auf die Söhne übergegangen. Es versicherte mich jemand, der in enger Beziehung zu dem herzoglichen Hof steht, wenn unter wichtigen Weltereignissen je wieder die hohe Gestalt eines christlichen Helden vor der Gegenwart erscheinen sollte, so wäre dieses unfehlbar in dem Herzog Ferdinand (seither leider im schönsten Mannesalter verstorben, an einem Nervenfieber, das er sich beim Besuche eines Soldatenspitals zugezogen), dem zweiten Sohn des Herzogs, zu erwarten. Der Hof selbst stellt das schöne Bild einer durch alle geistigen und sittlichen Vorzüge geeinten Familie dar.

Dem fürsorglichen Wohlwollen, womit mein Freund und Landsmann, Graf Johann von Salis, meinen zweitägigen Aufenthalt in Modena mir lehrreich und anziehend zu machen sich bemühte, setzte er damit die Krone auf, daß er mir den Hauptmann Caponi zum Begleiter nach Reggio mitgab. Man wird nicht leicht einen Mann von vortrefflicheren Gesinnungen, gediegenerem Charakter, richtigerem Urtheil und erfreulicherer Dienstfertigkeit finden, als ihn. Wie groß möchte wohl die Zahl derjenigen Kriegsleute in allen Ländern sein, welche bei der Abfahrt von einem Ort an die Gefährten die Frage stellten: ob sie gewohnt wären, das Reisegebet zu verrichten? Wie groß dürfte nicht eher die Zahl derjenigen sein, welche Kriegsstand und religiöse Anregungen geradezu für Gegensätze betrachteten, was doch in früherer Zeit anders gewesen sein dürfte? Je mehr das religiöse Element als Grundwurzel dieses mir theuer gewordenen Mannes hervortrat, desto klarer und gereifter war auch sein Urtheil über alle wichtigeren und in die allgemeinen Verhältnisse tiefer eingreifenden Gegenstände, die zur Sprache kamen.

Wir hielten an der Irrenanstalt, welche einige hundert Schritte vor Reggio liegt. Sie ist neu erbaut, von ansehnlichem Umfang. Der Arzt, Herr Galloni, hatte die Gefälligkeit, uns überall herumzuführen. Eine kleine Zahl solcher Un-

glücklichen, an welchen die Heilungsversuche zur Zeit noch fruchtlos geblieben waren, befanden sich in einem Hof beisammen, friedlich, aber größtentheils in starres Hinbrüten versunken. Wie zu Hall, bei Innsbruck, sah ich auch hier musikalische Instrumente in einem der Säle und Herr Galloni versicherte, daß Musik häufig unter die vorzüglichen Hilfsmittel zur Heilung könne gezählt werden. Wir fuhren darauf in das Collegium der Jesuiten, wovon ich früher gesprochen habe.

Dankbarkeit verpflichtet mich, einen Mann nicht unerwähnt zu lassen, dessen Wohlwollen ich, wie es scheint, längst schon, ehe er nur daran denken konnte, mich je persönlich kennen zu lernen, gewonnen hatte; es ist dieses der Advokat Jakob Bongiovanni. Alles, was die dienstfertigste Liebenswürdigkeit nur zu ersinnen vermag, um einem Fremdling den Aufenthalt in einer Stadt irgendwie angenehm und interessant zu machen, wurde durch ihn veranstaltet.

Nicht geringere Sorge um mich trugen die Benedictiner von St. Johann zu Parma, deren Kloster, der Kathedralkirche gegenüber, ein prachtvoller Bau ist. Der Abt, Herr Ildephons Verzer, ein ungemein freundlicher alter Herr, hatte nach Empfehlungen, welche von Einsiedeln vorangegangen waren, schon auf der Heimreise nach Rom mich erwartet und mich dringend bitten lassen, daß ich Parma auf der Rückreise ja nicht übergehen möchte.

Vor meiner Abreise bereitete sich mir noch etwas überaus Angenehmes. Der Abt sagte mir nach Tisch, er wolle mir die Schule des Klosters vorstellen; die jungen Leute hätten in neuester Zeit von mir gehört, daher werde es dieselben erfreuen, mich zu sehen. Er ließ sie Alle auf sein Zimmer kommen, etwa zwanzig an der Zahl, von ungefähr acht bis sechszehn Jahren hinauf, insgesammt anmuthige, wohlgebildete, vielversprechende Physiognomien.

Es gibt wohl wenige Kirchen, welche an künstlerischen Ueberresten aus dem frühern Mittelalter noch so viel bewahrt haben, wie die ehemalige Kirche des Klosters von St. Zeno in Verona, unter dessen letzte Aebte der Venezianer Cardinal Rezzonico, später Clemens XIII gehörte. Der deutsche Priester, Hr. Oberrauch, der die Gefälligkeit hatte, zu den vornehmsten Männern und Sehenswürdigkeiten dieser Stadt mich zu führen, machte die richtige Bemerkung, es sei dieß vermuthlich dem Umstand zu verdanken, daß in späterer Zeit das Kloster nicht reich genug gewesen sei, um gleich andern derartigen Stiften, einen neuen Bau, der wahrscheinlich vieles Alte als werthlos würde zerstört haben, zu unternehmen. Denn es läßt sich gar nicht ermessen, was von der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts an allerwärts, besonders aber in Rom, an dergleichen Kunstsachen verloren gegangen ist. Hieran wird man am augenfälligsten erinnert bei einer Wanderung durch das unterirdische St. Peter, wo man an Hochbildern, Sculpturen, Grabmälern und anderen Gegenständen dieser Art, welche einst zur künstlerischen und monumentalen Ausstattung der Kirche dienten, einen reichen und höchst merkwürdigen Schatz aufbewahrt findet, indeß in mancher andern Kirche solche Sorgfalt weniger angewendet worden sein mag. An St. Zeno zu Verona schienen mir vorzüglich merkwürdig die Bronzethüren welche mit ihren ungestalteten Figuren in das erste Ringen der Kunst um anschauliche Darstellung eines Gegenstandes zurückweisen.

Wer die acht (durch ihren Reichthum an Urkunden immer schätzenswerthen) Quartanten von Biancolin's Notizie storiche delle Chiese di Verona zur Hand genommen hat, der wird über die Menge von Kirchen, Kapellen und Klöstern, welche in dieser Stadt sich befanden, staunen. Bei einer Wanderung durch die Nebenstraßen stößt er noch auf viele der letzteren; aber die Schildwachen davor zeigen ihm, daß sie in Casernen umgewandelt seien. Es hat eine Zeit gegeben, in welcher die

erbaulichsten Sermonen darüber zu lesen waren, wie die Klöster Zwinger des Müssiggangs, des Geistesdruckes, des Aberglaubens, mitunter auch der Unsittlichkeit gewesen seien, und welchen Dank die Menschheit denjenigen wissen müsse, welche diese Zwinger geöffnet, ihre Herstellung unmöglich gemacht hätten. Es fehlt auch unserer Zeit nicht an Rednern, welche das alte Thema von neuem behandeln. Wie kommt es aber, daß noch keiner an den so nahe liegenden Gegensatz, an die glückliche Umwandlung sich gemacht und auseinandergesetzt hat, wie sie nun in ihrer jetzigen Bestimmung zu Wohnstätten der Thätigkeit, der geistigen Regsamkeit, eines geläuterten und dennoch kräftigen Glaubens und der reinen Sittlichkeit geworden seien? Denn alsbald nur läßt sich von wohlbedachter Fürsorge sprechen, wenn das Unvollkommene an Vollkommeneres vertauscht, an die Stelle des Schlimmen das Gute gesetzt wird. Sollte aber bei Verwandlung eines Klosters in eine Caserne in Wahrheit hievon können gesprochen werden?

Was es aber mit allen jenen angeblichen menschenfreundlichen und menschheitsfördernden Motiven zu Aufhebung der Klöster der Wirklichkeit nach auf sich habe, dafür mag eine einzige Thatsache als Stellvertreterin der letzten, wenn auch seltener ausgesprochenen, dennoch allein wahren Gründe einstehen. Posen zählte seiner Zeit als katholische und erzbischöfliche Stadt mehrere Klöster. Der Rechtsstaat, welcher dieses Theils von Polen sich bemächtigt hatte, konnte nicht umhin, seine Menschheit durch Aufhebung dieser Klöster zu beglücken und zu fördern. Da fand sich der unerwünschte Umstand, daß unter ihnen ein Kloster der Philippiner bestand, gestiftet durch eine noch vorhandene adelige Familie und mit dem urkundlich ausgesprochenen Vorbehalt, daß, wenn je das Kloster erlöschen sollte, das gesammte Stiftungsgut der Familie wieder müßte zurückgegeben werden. Somit war die Erreichung des letzten und nackten Zweckes bei Aufhebung der Klöster an diesem einzigen unmöglich; vor der Besorgniß aber, daß eine reiche Familie noch reicher werden

könnte, wurde es für zuträglicher gehalten, den angeblichen Zweck der Menschheit in den Hintergrund treten zu lassen. Dieses einzige Kloster blieb dort bis auf den heutigen Tag. Wie würde es aber der Menschheit ergangen sein, wenn eine hinreichende Anzahl ähnlicher Bestimmungen gleiche Hindernisse in den Weg gelegt hätten?

Es kann nichts Erfreulicheres geben, als an drittem Orte werthen Personen zu begegnen, deren Nähe man niemals hätte ahnen können. Wie ich in das Noviciat der Jesuiten zu Verona eintrat, sagte mir der Pater Rector, es befinde sich der Erzbischof der Mechitaristen aus Wien bei ihnen; es werde ihm wohl angenehm sein, mich zu empfangen. Der P. Rector wußte nicht, daß ich denselben von der Kaiserstadt her kannte, und es mir somit doppelt erwünscht sein mußte, ihm meine Aufwartung zu machen. Der wohlwollende Prälat sprach aus der tiefsten Fülle seines Herzens von der Freude, die er bei der Nachricht meiner Rückkehr empfunden, und wie sein Dank gegen Gott so innig sei, als derjenige meiner bewährtesten Freunde. Er versprach mir, unverzüglich nach seinem Eintreffen zu Wien, meinen Sohn rufen zu lassen und ihm von meinen Wohlbefinden Nachricht zu geben.

Bei der Ankunft in Botzen standen schon Pferde in Bereitschaft, um uns nach dem Ritten, dem Sommeraufenthalt der Botzener Familien, hinaufzutragen. Sie nennen denselben Sommerfrisch; und wahrlich muß das Weilen in dieser Gebirgswelt, welcher die Abdachung gegen Süden einen mildern und dennoch nicht minder großartigen Charakter aufdrückt, als der entgegengesetzten der Abfall gegen Norden, das physische, intellectuelle und gemüthliche Leben gleichmäßig erfrischen. Mein Reisegefährte und ich fanden auf dieser herrlichen Bergeshöhe die herzlichste Aufnahme in dem gastlichen Hause des Barons

Giovanelli, gegen dessen Sohn ich mich in Rom auf's bestimmteste hatte verpflichten müssen, nicht durch Botzen zu reisen, ohne diesen Abstecher zu machen. Ich hatte auch den Eltern des Erfreulichen über denselben so viel zu berichten, gleichwie ich gegen ihn zu sehr mich verpflichtet fühlte, überdem durch meine Freunde in München längst schon mit dem Vater in zu naher geistiger Bekanntschaft stand. Hier fand ich mich im Kreise, nicht allein der liebenswürdigsten, sondern zugleich einer wahrhaft katholischen Familie und im erkräftigenden Umgang mit einem Mann, dessen Ueberzeugung und Weltansichten, in deren bedeutungsreichsten Beziehungen, zu den meinigen in vielfachem Einklang standen.

In dieser mit allen Herrlichkeiten der Natur ausgestatteten Gebirgswelt hätte leicht der Neid mich anwandeln können, sofern ich demselben zugänglich wäre. Eine halbe Viertelstunde hinter der Häusergruppe, welche Klobenstein heißt, meist Wohnungen der Botzener Familien, in deren Mitte sie eine liebliche Capelle erbaut haben, liegt das Pfarrdorf, dessen Namen ich nicht mehr ganz sicher bin, daher ihn lieber unerwähnt lasse. Der Baron Giovanelli führte mich zu dem Geistlichen: hier in dem Pfarrhofe des einsamen Bergdörfchens, wohl 4000 Fuß über der Meeresfläche, fand ich eine Bibliothek, wie man sie in mancher Stadt, in mancher bedeutenden Abtei vergeblich suchen, nur höchst selten bei einem sehr begüterten und dabei wissenschaftlich hochgebildeten Privatmann finden dürfte. Ich spreche nicht von deren Umfang, welche ihren Besitzer nöthigte, oberhalb seiner Wohnung ein besonderes Haus bauen zu lassen, sondern von deren innerem Werth. Welchen großen Sammlungen von Bibelerklärern, welchen Sammlungen von Urkunden oder Geschichtsquellen, wie d'Achery, Martene und Durand, Baluz u. dgl., welchen Kirchenvätern man nachfragen mag, sie alle, zusammt der Bibliotheca patrum maxima finden sich in der Bibliothek dieses Pfarrers, jene aber insgesammt in den besten Ausgaben, oft in den ausgesuchtesten Exemplaren. Ebenso fand

ich mehrere Prachtwerke, aber nicht minder war die neuere theologische und historische Literatur, bis auf einige der bewährtesten Zeitschriften herab, vertreten. Der Besitzer dieses Bücherschatzes muß ein ungemeines Glück gehabt haben, um dieses alles zusammenbringen zu können; und er hat es nicht zusammengebracht als todtes Kleinod, sondern er lebt in seinen Büchern, läßt, was bei derartig Begüterten nicht immer der Fall ist, mit der wohlwollendsten Zuvorkommenheit auch andere Gebrauch davon machen. Dabei kann man einen einfacheren Mann als diesen Pfarrer, kaum sehen, der um so merkwürdiger wird, wenn man weiß, daß er bis zu seinem neunzehnten Jahr buchstäblich weder lesen noch schreiben konnte.

Das Anmuthigste begegnete mir in Zirl, der ersten Poststation außerhalb Innsbruck. Wir waren von da mit Tagesanbruch abgefahren und machten dort für einen Augenblick Halt, um schnell ein Frühstück einzunehmen. Gmür und ich befanden uns ganz allein in einem oberen Zimmer. Beim Heruntergehen stand unter der Hausthüre ein Mädchen, wahrscheinlich die Tochter des Wirthes, die mir mit auffallender Ehrerbietung die Hand küßte. Ich hielt es für Landessitte und fand deßhalb nichts Befremdendes darin. Auf ähnliche Weise zog der Wirth, ein älterer Mann, die Mütze vom Haupt und half mir ebenso in den Wagen. Kaum aber hatte ich mich niedergelassen, so trat er näher und sagte mit gerührtem und doch zutraulichem Ton: „Ich gratulire Ihnen.“ Ich wußte rein nicht, was das bedeuten sollte, erwiderte daher: was es denn zu gratuliren gäbe? Da versetzte er: „Ja wir wissen alles von Ihnen, wir haben alles in den Zeitungen gelesen. Ich versichere Sie, ganz Tyrol ist voll Freude darüber.“ Bei diesen Worten gieng mir ein Licht auf, wodurch diese ungemeine Zuvorkommenheit möchte bewirkt worden sein.

Donnerstags Morgens, den 18. Juli, traf ich in St. Gallen ein, und fand dort bei dem apostolischen Vicar eben angekommene Briefe von Haus, welche von dem Nachricht gaben, was kurz zuvor in meiner Geburtsstadt gegen die Meinigen (eigentlich aber gegen mich gerichtet) vorgefallen war, zugleich mich beschworen, vorerst noch nicht heimzukommen. Dießmal hatten die Zeitungen, welche gewöhnlich mehr wissen als die Personen, mit denen sie sich beschäftigen, auch nur ahnen, mit dem völlig aus der Luft gegriffenen Bericht, ich würde den Rückweg über St. Gallen nehmen, mir einen Dienst erwiesen, woran sie nicht denken konnten. Mir war nichts weniger als dieses zu Sinn gekommen; vielmehr gieng meine Absicht schon in Italien dahin, von Feldkirch über Bregenz zu gehen, um sowohl dort als in Constanz werthe Bekannte zu besuchen. Noch auf dem Wege von Innsbruck stellte ich diesen Vorsatz allen Bemühungen meines Reisegefährten, ihn bis nach St. Gallen zu begleiten, entgegen. Einzig der Umstand, daß ich bis nach sieben Uhr des Morgens vier endlose Stunden in Feldkirch hätte zubringen, dann, im Ungewissen, ob ich bei meiner Ankunft in Bregenz oder in Lindau ein Dampfschiff zur Abfahrt bereit finden würde, bewog mich, den Weg über St. Gallen vorzuziehen und dort einen Tag auszuraſten. Ohne dieß würde ich von allem Vorgefallenen schwerlich etwas erfahren haben, somit, ohne das Geringste zu ahnen, heimgekehrt sein.

Aber es bedurfte der dringlichsten Vorstellung des apostolischen Vicars, um mich zu bewegen, der Stimme in den Briefen Gehör zu geben. Lange wollte mir scheinen, es könnte als Beweis der Schwäche und gewissermaßen des Zweifels an der Rechtmäßigkeit seiner Sache ausgelegt werden, wenn der Mensch bei Handlungen, worüber er keinen andern Rede zu stehen habe, durch die er noch weniger den Rechten derselben oder ihren Personen zu nahe trete, durch Drohungen und selbst durch Manifestationen der rohen Gewalt sich einschüchtern oder von dem zurückhalten lasse, wozu die Befugniß mit Grund durch

niemand ihm dürfe ſtreitig gemacht werden. Am Ende wich ich ſeinen Vorſtellungen, in Verbindung mit demjenigen, was die Briefe ſagten. Ich fand es am räthlichſten, vorläufig nach der Cartauſe Ittingen zu fahren, um meine Frau und meine Kinder, nach deren baldigem Wiederſehen ich ſeit dem Vorgegangenen um ſo ſehnlicheres Verlangen in mir trug, dorthin kommen zu laſſen.

Daß ich wohl daran gethan hatte, den Vorſtellungen des apoſtoliſchen Vicars Gehör zu geben, dafür fand ich die Beſtätigung ſchon am folgenden Tage. Mein Jugendfreund, der vormalige Regierungsrath Stierlin, hielt ſich gerade in ſeinen Beſitzungen zu Wengi auf, durch welches die Straße von St. Gallen nach Schaffhauſen führt. Er vernahm zufällig, daß ich in dem Poſtwagen mich befinde, und ließ ungeſäumt einſpannen, um mir nach Frauenfeld nachzufahren, in der Vorausſetzung, ich wüßte noch gar nichts von dem Vorgefallenen, mich daher dringlich zu bitten, ich möchte lieber mit ihm zurückkehren. Er war ganz beruhigt, als ich ihm mein Vorhaben mittheilte, nach Ittingen gehen und dort mit den Meinigen zuſammentreffen zu wollen.

War es mir ſchmerzlich, daß das mit ſo ſchmählichem Unfug Unternommene gegen durchaus Unbetheiligte, gegen ſolche, die weder auf die unabweisliche Entwicklung meiner Ueberzeugungen einen Einfluß zu üben vermochten, noch, was dieſe geboten, zu fördern oder zu hindern im Stande waren, vollführt wurde; hätte ich ſelbſt wünſchen mögen, man möchte ſich in der Vorausſetzung meiner bereits erfolgten Rückkehr nicht getäuſcht haben, da ich den geiſtigen Muth, auch dem Schlimmſten ſo leicht nicht zu weichen, mir wohl zutrauen durfte, ſo beruhigte mich doch die Ruhe und Faſſung, mit welcher mir am andern Tage, alsbald nach der erſten Freude des Wiederſehens, meine Frau über das Vorgefallene Nachricht gab. Es geſchah in ſolcher Art, daß ich anfangs eine weit mildere Vorſtellung von demſelben mir machte, als nachher, wo ich mit

den Einzelnheiten genauer bekannt. Hier aber hätte ich den, seines Ursprungs wegen mir sonst verhaßten Ausdruck einer „augenblicklichen Verirrung“ anwenden mögen. Ich meinte in der Voraussetzung mich nicht zu täuschen, daß bei zurückgekehrter ruhiger Ueberlegung doch die Einsicht die Oberhand gewinnen dürfte, daß es besser und vielleicht ehrenhafter würde gewesen sein, wenn solches unterblieben wäre. Die spätere Zeit hat mich auch hierin eines andern belehrt. Welche Faktoren vorzüglich dazu mitwirkten, mag unerörtert bleiben. Ehrliche Mittel wurden nicht immer angewendet, und die Wahrheit mußte zwischenein als ein Ding sich behandeln lassen, was in vorkommendem Fall und zu beabsichtigtem Zweck unbedenklich auf die Seite dürfe geschoben werden.

Bei der gänzlichen Unkenntniß, welche in Bezug auf die katholische Kirche unter den Protestanten insgemein herrscht; bei den Vorurtheilen, die sie gleichsam mit der Muttermilch gegen dieselbe einsaugen, und worin sie heranwachsen und erstarken; bei der Abneigung, um nicht zu sagen Haß, der durch so mancherlei Mittel in ihnen genährt wird, durfte ich wohl erwarten, daß meine Rückkehr in diese Kirche jenen Angewöhnungen gemäß würde beurtheilt und zur Veranlassung von Mißstimmung und Widerwille gegen mich werden. Dieß um so mehr, je weniger irgend jemand in die innere Unausweichlichkeit dieser Rückkehr hineinzublicken vermochte, dagegen die ehevorigen Verhältnisse vor Jedermanns Augen standen. Es hätte mich weit mehr befremden können, wenn dieses anders gewesen wäre. Ueber die Gestaltung und das Maß dessen, was geschehen ist, will ich nicht rechten; über die Elemente, welche dazu sich zusammenfanden, keine Vermuthungen anstellen; die innere Berechtigung derjenigen, welche bei der äußern Entrüstung am entschiedensten sich erwiesen, nicht untersuchen, und

am wenigsten nach den Personen oder Beweggründen derjenigen fragen, welche dergleichen zu bewerkstelligen oder hintennach in Schutz zu nehmen, vielleicht auch später von Neuem hervorzurufen sich bemühten. Weder gegen diejenigen, welche ihre Gewissensfreiheit, ihre geläuterte Einsicht in Glaubenssachen, ihre politische Freisinnigkeit und den Werth dieser und aller andern Kleinode auf solche Weise ins Licht setzen zu können, noch gegen diejenigen, welche eine Rückkehr zu der katholischen Kirche, die einst auch ihrer Väter Haus war, einen „Abfall vom Glauben" nennen zu dürfen vermeinen, könnte ich den mindesten Unwillen in mir tragen, wohl aber Bedauern mit den einen wegen solchen Widerspruches zwischen Wort und That, mit den andern wegen der Leichtfertigkeit, Behauptungen auszusprechen, deren ganzes Gewicht zuerst wider sie sich wenden ließe, mit beiden über Unkenntniß und Vorurtheil, welche die Quelle jeder Verirrung und aller Bitterkeit sind und bleiben werden, so lange man dieselben für etwas Wesenhaftes halten mag.

Jedenfalls konnten Erfahrungen und Wahrnehmungen solcher Art nicht dazu dienen, das geringste Bedauern zu wecken, aus Verhältnissen ausgetreten zu sein, welche die Beweise, daß sie die würdigeren und befriedigenderen seien, durch dergleichen Bethätigungen überzeugend führen zu können wähnen; wiewohl ich, um nicht ungerecht zu sein, eine vorherrschend mitwirkende Veranlassung hiezu in den allgemeinen Zuständen eines Theils des schweizerischen Volkes und derjenigen Mittel, welche dasselbe immer tiefer hinabzuarbeiten sich bestreben, anerkennen muß. Gegentheils haben diese Erfahrungen und Wahrnehmungen mich zu innigerem und lebendigerem Dank gegen die göttliche Führung veranlaßt, die zu jener Verbindung mich zurückleitete, welche über alle Zeit und allen Raum sich erstreckt, und zu innerer Erleuchtung, Erkräftigung und Beruhigung einen so unendlichen Reichthum ihr von oben zugetheilter Kräfte und Mittel darbietet.

den Einzelnheiten genauer bekannt. Hier aber hätte ich den, seines Ursprungs wegen mir sonst verhaßten Ausdruck einer „augenblicklichen Verirrung“ anwenden mögen. Ich meinte in der Voraussetzung mich nicht zu täuschen, daß bei zurückgekehrter ruhiger Ueberlegung doch die Einsicht die Oberhand gewinnen dürfte, daß es besser und vielleicht ehrenhafter würde gewesen sein, wenn solches unterblieben wäre. Die spätere Zeit hat mich auch hierin eines andern belehrt. Welche Faktoren vorzüglich dazu mitwirkten, mag unerörtert bleiben. Ehrliche Mittel wurden nicht immer angewendet, und die Wahrheit mußte zwischenein als ein Ding sich behandeln lassen, was in vorkommendem Fall und zu beabsichtigtem Zweck unbedenklich auf die Seite dürfe geschoben werden.

Bei der gänzlichen Unkenntniß, welche in Bezug auf die katholische Kirche unter den Protestanten insgemein herrscht; bei den Vorurtheilen, die sie gleichsam mit der Muttermilch gegen dieselbe einsaugen, und worin sie heranwachsen und erstarken; bei der Abneigung, um nicht zu sagen Haß, der durch so mancherlei Mittel in ihnen genährt wird, durfte ich wohl erwarten, daß meine Rückkehr in diese Kirche jenen Angewöhnungen gemäß würde beurtheilt und zur Veranlassung von Mißstimmung und Widerwille gegen mich werden. Dieß um so mehr, je weniger irgend jemand in die innere Unausweichlichkeit dieser Rückkehr hineinzublicken vermochte, dagegen die ehevorigen Verhältnisse vor Jedermanns Augen standen. Es hätte mich weit mehr befremden können, wenn dieses anders gewesen wäre. Ueber die Gestaltung und das Maß dessen, was geschehen ist, will ich nicht rechten; über die Elemente, welche dazu sich zusammenfanden, keine Vermuthungen anstellen; die innere Berechtigung derjenigen, welche bei der äußern Entrüstung am entschiedensten sich erwiesen, nicht untersuchen, und

am wenigsten nach den Personen oder Beweggründen derjenigen fragen, welche dergleichen zu bewerkstelligen oder hintennach in Schutz zu nehmen, vielleicht auch später von Neuem hervorzurufen sich bemühten. Weder gegen diejenigen, welche ihre Gewissensfreiheit, ihre geläuterte Einsicht in Glaubenssachen, ihre politische Freisinnigkeit und den Werth dieser und aller andern Kleinode auf solche Weise ins Licht setzen zu können, noch gegen diejenigen, welche eine Rückkehr zu der katholischen Kirche, die einst auch ihrer Väter Haus war, einen „Abfall vom Glauben" nennen zu dürfen vermeinen, könnte ich den mindesten Unwillen in mir tragen, wohl aber Bedauern mit den einen wegen solchen Widerspruches zwischen Wort und That, mit den andern wegen der Leichtfertigkeit, Behauptungen auszusprechen, deren ganzes Gewicht zuerst wider sie sich wenden ließe, mit beiden über Unkenntniß und Vorurtheil, welche die Quelle jeder Verirrung und aller Bitterkeit sind und bleiben werden, so lange man dieselben für etwas Wesenhaftes halten mag.

Jedenfalls konnten Erfahrungen und Wahrnehmungen solcher Art nicht dazu dienen, das geringste Bedauern zu wecken, aus Verhältnissen ausgetreten zu sein, welche die Beweise, daß sie die würdigeren und befriedigenderen seien, durch dergleichen Bethätigungen überzeugend führen zu können wähnen; wiewohl ich, um nicht ungerecht zu sein, eine vorherrschend mitwirkende Veranlassung hiezu in den allgemeinen Zuständen eines Theils des schweizerischen Volkes und derjenigen Mittel, welche dasselbe immer tiefer hinabzuarbeiten sich bestreben, anerkennen muß. Gegentheils haben diese Erfahrungen und Wahrnehmungen mich zu innigerem und lebendigerem Dank gegen die göttliche Führung veranlaßt, die zu jener Verbindung mich zurückleitete, welche über alle Zeit und allen Raum sich erstreckt, und zu innerer Erleuchtung, Erkräftigung und Beruhigung einen so unendlichen Reichthum ihr von oben zugetheilter Kräfte und Mittel darbietet.

Wer weder aus Nebenansichten, sondern in tiefem Verlangen, weder in eilfertiger und unüberlegter Hast, sondern nach langer Vorbereitung, weder durch äußeren Schein geblendet, sondern in innerer Gewißheit in das Haus des Vaters, welches einst die Vorväter leichtfertig verlassen haben, aus welchem vielleicht auch manche derselben unter dem Zwang der rohen Gewalt sind vertrieben worden, der ist dahin gekommen, jedem scheelen Blick, jeder Verunglimpfung, jeder Drohung, selbst aller Gewaltthat heitern Gemüthes entgegenzurufen: Wer wird von Christi Liebe uns scheiden? Drangsal oder Noth, Gefahr oder Verfolgung? Bin ich doch gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder das Gegenwärtige noch das Künftige, weder Hohes noch Tiefes, noch irgend ein Geschaffenes uns von der Liebe Gottes, welche ist in Christo Jesu, unserm Herrn, uns wird scheiden können."

HURTER, Friedrich
Geburt u. Wiedergeburt.

933.3
H967ge
1867
v. 2